GR
950
L25

3 1761 07496852 0

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diehandwerkerimv00kell

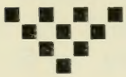
52

Die Handwerker im Volkshumor

Die Handwerker im Volkshumor

von

Albrecht Keller



Leipzig
Verlag von Wilhelm Heims
1912

LIBRARY
FEB 1 1974
UNIVERSITY OF TORONTO

GR
950
L25

Vorwort.

Vorliegende Arbeit will einen Beitrag liefern zur Geschichte des deutschen Handwerks und will vom fabulierenden Frohsinn unseres Volkes erzählen. Den Handwerkerspott hat zwar in den letzten Jahren jedes Buch, das von Volksmund und Volkshumor berichten wollte, kurz berührt, indem willkürlich und auf gut Glück ein paar lustige Lieder oder Neckverslein aneinandergereiht wurden. Wieviel köstliche und boshafte Neckereien in Redensarten und Sprichwörtern leben, haben die bekannten Bücher von Weise, Schrader und anderen dargetan. Heinrich Klenz hat als Sprachforscher die Handwerkerschelten untersucht und gedeutet; dabei ist er, wie neben ihm L. Günther, auch heruntergestiegen zu den Gaunern auf der Landstraße, deren merkwürdige Geheimsprache, das Rotwelsch, seine Worte von überallher, besonders aus dem Hebräischen geholt hat. Aber gegenüber diesen Arbeiten, die ich vielfach, das Schelten-Wörterbuch von Klenz sogar fast für jede Seite, zu Rat gezogen habe, schien mir das Schönste und Wertvollste noch unberührt und ungesagt zu sein. Meine Aufgabe war es, fern von allen sprachlichen und sprachgeschichtlichen Absichten, zu zeigen, mit welchen Augen die Handwerker sich selbst betrachteten, und mit welchen Augen das Volk sie ansah, das teils mit rein sachlicher Neugierde ihrer Tätigkeit in Werkstatt und Öffentlichkeit folgte, teils als Käufer und Kunde auf sie angewiesen war und dabei allerlei Erfahrungen machen konnte. Geschichtlich zunächst mußte ich meine Arbeit an-

legen, da heutigentags der einst so üppig blühende Spott verwelkt ist und nur noch spärliche, kränkelnde Blüten treibt. Und ich betrachtete die Handwerker als einen wichtigen Bestandteil des seßhaften, tätigen Volkes; in diesem festgeschlossenen, bodenständigen Kreise hat der Humor stets seine schönste Pflege gefunden. Da der Humor sich ja stets an das Zunächstliegende hält, mußte Sein und Wesen des Handwerksmanns in Gutem und in Bösem als gern benutzte Zielscheibe beißenden Mutwillens herhalten. Ungeheuer viel ist da zusammengedichtet worden. Stoff genug war vorhanden, um aus dem Vollen zu schöpfen und sich auf das Schönste und Eigenartigste zu beschränken. Schrankenlos wuchert die Phantasie des Volkes, und wahre Meisterwerke schafft es manchmal mit seiner gutherzigen Ungezogenheit. Es liegt mir fern, mich zu entschuldigen wegen mancher derben Worte, die im Volksleben nun einmal eine bedeutende Rolle spielen. Wer sich an solchen Sachen stößt, der wird an der Volkskunde wenig Freude haben. Aber für solche ist meine Arbeit auch nicht bestimmt.

Da das Buch sich an weitere Kreise wendet, glaubte ich, von philologischer Strenge in der Gestaltung der mittelalterlichen Texte absehen zu sollen. Die Schwänke gehören dem Volke, und dem möchte ich sie wieder zurückgeben. Daher habe ich sie, unter sorglicher Wahrung des Lautbildes, in unsere moderne Schreibung übertragen.

Wiesbaden, im Juni 1912.

Albrecht Keller.

Inhalt.

Erſter Teil. Was das Volk am Handwerk zu verſpotten und zu tadeln findet 1

1. Handwerk und Handwerkerneckereien bis zur Höhe des Mittelalters 3
2. Spott über Eigentümlichkeiten der Handwerker . 24
3. Handwerkerſünden 41
4. Der Handwerker Verteidigung 53
5. Der Handwerkerſpott in der Gegenwart. . . . 59

Zweiter Teil. Von den beſonderen Sündenböcken unter den Handwerkern, dem Müller, dem Weber und dem Schneiderlein 71

1. Allerlei Luſtiges vom böſen Müller 73
2. Vom hungrigen Weber 91
3. Vom tapferen Schneiderlein 96
4. Vom diebiſchen Schneider 111
5. Vom Schneider und von der Geiß 124
6. Der Schneider im Lied 133
7. Für und wider das Schneiderlein 150

Nachweiſe und Anmerkungen 165

Namen- und Sachverzeichnis 181

Berichtigung.

Seite 155, Zeile 6 von oben, lies: Stilveſter.

Erſter Teil

Was das Volk am Handwerk zu verſpotten und zu tadeln findet

Wills aber einer anders halten,
ſo mag er nach Belieben ſchalten.
Nur ſoll er nicht das Handwerk ſchänden,
ſonſt wird er ſchlecht und ſchmählich enden
Goethe.

---

1. Handwerk und Handwerkerneckereien bis zur Höhe des Mittelalters.

Die Spottreden fliegen herum wie die Mucken in Ägypten zu Pharaons Zeiten, und die zaumlosen, aber nit zahnlosen Mäuler machen es nit unaleich einer Schweizer Kuh, welche eine ganze Wiese durchgraset und auch das schönste Blümlein nicht verschonet.

Abraham a sancta Clara[1]).

Was wären die Menschen, wenn sie sich nicht necken könnten! Das ist ihnen so notwendig wie das tägliche Brot und das Salz. Jedem Menschen liegts im Blut, auffallende Stärken und Schwächen des lieben Nächsten zu belachen und gutmütigem Spotte preiszugeben. Das Volk lebt beinahe nur auf Kosten der andern und fühlt sich so recht wohl in diesem frischfröhlichen Spiel. Denn in seiner Gesamtheit ist es nur selten bösartig; und wer sich an der lustigen Hatz beteiligt, der muß sich von vornherein darauf gefaßt machen, daß er gleich selber hergenommen wird. Wer leben will, muß auch leben lassen, und der Spötter hält sich nicht für besser als den Verspotteten. Freilich, einer muß ja bei jedem Spiel herhalten: wenn sich die deutschen Stämme balgen, so fallen sie schließlich alle miteinander über den Schwaben her, und wenn die Ortschaften ihren Nachbargemeinden mit Spott und Schimpf aufwarten, so müssens die berühmten Narrenorte schließlich einstecken, und so ein lustiges Schilda gibts in jedem anständigen Lande. Aber auch das ewige Geplänkel innerhalb der eigenen Mauern braucht einen Sündenbock, dem man die Dummheit aller aufládt und der für alle büßen muß, schuldig oder unschuldig.

In drei Kreisen also betätigt sich der Volkshumor, wenn es gilt, dem Mitmenschen eins zu versetzen. Da sind zunächst die Ortsneckereien. Sie beruhen zum großen Teil auf dem Lob der Dummheit, die überall dieselbe ist, wie es überall dieselben Spatzen und Regenwürmer gibt, und deshalb sind die Schildbürgerstreiche überall zu Haus, nicht bloß in dem Städtlein, das zufällig Gneisenaus Heimat wurde. Was die Ortsneckereien sonst noch hervorgebracht haben an Ekelnamen und Stichelworten, das ist nur selten bezeichnend für das Dorf, das getroffen werden soll, kann es auch nicht sein. So viele von diesen einzelligen Urtieren des Volkshumors von dem sich nun so mächtig regenden Sammelfleiß aufgezeichnet werden, es kehren doch immer die nämlichen Späße wieder.

Auch die Stammesneckereien sind nicht viel besser. Eine auffallende Gewohnheit, eine Äußerlichkeit, ein geschichtliches Ereignis, eine Lüge liefern Stoff zu boshafter oder fröhlicher Verleumdung. Doch manchmal zeigt sich gerade hier in drolligem Gewande die tiefste Weisheit; die unverdorbenen Sinne einfacher Menschen können das innerste Wesen eines Volkes erfassen. Der lustige Steckbrief, mit dem der Deutsche das arme Schwäblein fast zu Tode hetzt[1]), beweist das.

Die Gegensätze zwischen Stammesart und Stammesart lassen sich eben nicht übersehen. Doch noch besser kennen sich die Leute, die täglicher Umgang zusammenführt. Von persönlichen Neckereien muß ja abgesehen werden, die leben und sterben mit dem Menschen, dem sie gelten. Aber das, was jeder treibt, sein Handwerk, das bietet Gelegenheit zu manchem unsterblichen Kennwort. Den Schneider kann man auch vom Grobschmied viel besser unterscheiden als etwa den Schwaben vom Bayern oder gar den Frankfurter vom Sachsenhäuser. Und die gute alte Zeit sah streng darauf, daß jeder Handwerker auf jedem Gange sich auswies durch ein Stück seines Arbeitszeugs, das er stets mit sich führte. Das Schurzfell war Handwerkers Ehrenkleid, und diesem Kleide galten die Standes- und Handwerksneckereien, von denen hier allein die Rede sein soll, und nicht dem Menschen, der darin steckte. Das Volk schafft hier also deutlich umrissene Urbilder, die, seit unser Handwerk blüht, in fröhlichem Gedeihen Jahrhunderte hindurch ihre Lebenskraft bewahrt, die auch den Niedergang des Handwerks überlebt haben und

selbst durch die Rauchwolken unserer handwerksfeindlichen Industrie noch sichtbar sind. Im allgemeinen weiß des Volkes Lästermaul von den einzelnen Gewerben nicht viel zu sagen, aber manche Umrißzeichnungen hat es weiter ausgeführt in den buntesten Farben, hat dick aufgetragen und dann doch wieder mit feinstem Pinsel gearbeitet. Das sind seine besonderen Lieblinge, der hungrige Weber, der niemals satt zu essen kriegt, oder der boshafte Müller, der grausam tief in die Säcke greift und unerschöpflich ist im Ersinnen von Listen, dann der bevorzugteste Sündenbock, das dünne Schneiderlein mit Nadel und mit Scher, das Max und Moritz, „diese beiden" fast zur Verzweiflung bringen mit ihrem Meck Meck, und das aus löblicher Gewohnheit sogar sich selbst bestiehlt. An diesen Gestalten formt das Volk immer und immer weiter, hier ist seine Phantasie wahrhaft schrankenlos im Erfinden von immer neuen und immer tolleren Einzelzügen.

Etwas Wahres muß an dem Gespötte sein, sonst fände es keine Verbreitung, aber Zerrbilder sind es, die das Volk entwirft: hat es doch seine Freude dran! So lachen denn die Handwerkerneckereien über das Handwerk selbst, wie es ausgeübt, über das Handwerkszeug und darüber, wie es benutzt wird, über die Geräusche, die bei der Arbeit entstehen, über die Körperkraft und Geistesarbeit, die sie erfordert, und darüber, wie alle diese Umstände das Aussehen des Handwerkers beeinflussen, nicht zum wenigsten auch — wenn einem dabei nicht das Lachen verging — über die Kniffe und Listen, durch die das ehrbare Handwerk sich etwa zu bereichern suchte. Ein unendliches Gebiet zur Betätigung des Witzes! Und da Volksmund und Volkshumor nicht geboren, sondern von jeher vorhanden sind, so sehen sich die Handwerker diesem fröhlichen Spott ausgesetzt, seit es Handwerker gibt. Die Blüte des Handwerkerspottes fällt mit der Blüte des Handwerks und unserer städtischen Kultur zusammen, denn vor dem Emporkommen der Städte hat es kein eigentliches Handwerk gegeben.

Nun sind allerdings einzelne Handwerke schon in ältester Zeit vorhanden gewesen, lange bevor es bei uns Städte gab. Das waren Wandergewerbe, wie etwa das des Waffenschmieds, der von Hof zu Hof zog und den kriegerischen Germanen und seinen Nachwuchs mit Waffen versorgte. Aber

an den hat sich der Spott nicht herangewagt, der stand vielmehr im höchsten Ansehen, seinen Namen hielt man neben dem des Helden allein für wert, der Nachwelt überliefert zu werden. Jung Siegfried ist ja bei einem Waffenschmied in die Lehre gegangen, und Wieland der Schmied ist fast der einzige „Zivilist" der deutschen Sage.

Das war überhaupt das einzige freie Handwerk. Jene rein agrarische Zeit kannte nur den einen Beruf des Landwirts, und der germanische Hof stellte mit seinen Knechten und Mägden alles selber her, was er brauchte. Was an Arbeit zu leisten war, das verteilte der Hausvater an die Seinigen. Viele Geschäfte, besonders solche, die weniger Kraft erforderten, überließ er den Frauen: die hatten die Stoffe zu weben, sie zu Kleidern und das Leder zum Schuhwerk zuzuschneiden; sie bereiteten auch den Haustrunk, das Bier.

Die Bestellung des Bodens und das Waffenhandwerk allein waren des freien Franken würdig. Gregor von Tours erzählt von dem Frankenkönig Charibert († 570), der war den Töchtern eines armen Wollarbeiters sehr zugetan. Da wußte es die eifersüchtige Königin so einzurichten, daß Charibert den Mann bei der Arbeit im Palaste traf, damit er sich der Mädchen schäme. Sie erreichte ihre Absicht, aber der erzürnte König verließ auch sie. Ähnlich suchte Chariberts Bruder Gunthramm einen ihm verhaßten Gesandten bloßzustellen, indem er ihn an seine Herkunft erinnerte: sein Vater trieb ein Mühlwerk und saß bei den Wollkämmen und bearbeitete die Wolle[1])!

Alle gewerblichen Arbeiten, die auf dem germanischen Hof zu erledigen waren, besorgten die Knechte nebenbei; nur auf den größeren Gütern bildeten sich unfreie Handwerker im Hauptberuf aus, und diese werden schon in den ältesten deutschen Gesetzbüchern nach ihrer Arbeit verschieden eingeschätzt. Das burgundische Gesetz z. B., das ums Jahr 500 aufgezeichnet wurde, sühnte den Mord an einem Goldschmied mit zweihundert, an einem Silberschmied mit hundert, an einem Eisenschmied mit fünfzig, an einem Stellmacher (carpentarius) mit vierzig Solidi, während ein Feldarbeiter oder ein Schweinehirt nur dreißig galt[2]). Schon damals also erklärte der Volksmund einen Goldschmied für mehr als sechsmal so viel wert wie einen Hirten! Und seit der ältesten Zeit bestimmt der Wert des Rohstoffs auch den Wert des

Handwerkers: die Goldschmiedekunst war stets eines der vornehmsten Handwerke, und wertvoll war auch das Eisen; wer einen Pflug entwendete, den soll man noch nach dem Sachsenspiegel „radebraken" wie Mörder und Mordbrenner[1]).

Doch derartige Rechtsauffassungen enthalten amtliche Urteile über das Handwerk; uns muß aber um volkstümliche Vorurteile zu tun sein, und solche sind aus jener Frühzeit nicht überliefert und können es auch nicht sein. Gewiß hat einmal der Knecht, den des Herrn Gebot an den Amboß gestellt, sich lustig gemacht über den Kameraden, den man seiner Schwächlichkeit wegen nur die leichte Nadel schwingen ließ, doch ob nun jeder Schneider ein schwächliches Kerlchen war, das konnten sie damals noch nicht feststellen. Die Knechte waren ja an die Scholle gebunden, nie verließen sie den Fronhof, wenn nicht ihr Herr sie einem Nachbar zur Arbeit auslieh. Es fehlte auf diesen Kulturinseln der großen Fronhöfe jede Gelegenheit, Vergleiche anzustellen, und Handwerkerspott, der wenigstens in einen Schein von Wahrheit eingehüllt wäre, setzt emsigen Verkehr voraus mit Kommen und Gehen, eine Art Freizügigkeit, und die fand sich erst in der Stadt, in den neuen Mittelpunkten der Kultur, wo die Massen zusammenströmten, und wo jeder das Handwerk trieb, das seinem Wesen entsprach. Der Fronhof war nur eine große Familie, aber die Stadt war die Welt, und hier entwickelte sich seit dem 11. Jahrhundert das alte, unfreie Hausgewerbe zum Verkaufsgewerbe, dem eigentlichen, *freien Handwerk*.

Aus den alten hofrechtlichen Verhältnissen ist daher wohl kaum eine Handwerkerneckerei in die neue Welt hinübergegangen. Das Schneiderhandwerk z. B., das vielfach Frauen ausgeübt, wurde nun allgemein von Männern übernommen: aber nirgends werden die Schneider deshalb verspottet, weil sie eine weibliche Beschäftigung an sich rissen. Und warum auch: jetzt, wo die Städte aufblühten, wo das Geld zum erstenmal zu rollen begann und alles sich der wachsenden Habe erfreute, da dankte man es grad den Schneidern, daß der Bürger in Samt und Seide stolz einherging, die waren ja nun „Gottes Pfuscher"[2]), die auch Menschen schufen.

Nur in der Stadt gedieh das Handwerk zur Großmacht. Die *Zünfte* kamen auf und bildeten eine eigene Standesehre aus, die die seltsamsten Begriffe von Zunftfähigkeit und -unfähigkeit ausprägte. Sie wollten, wie ein späteres Sprüch-

lein sagt, an Ehren und gutem Leumund so rein sein, als hätte sie eine Taube gelesen[1]). Der Genossenschaftsgedanke, auf dem sie sich aufbauten, hatte nur dann Sinn, wenn die Ebenbürtigkeit der Mitglieder aufs strengste durchgeführt wurde. Nur wer frei war und ein ehrliches Gewerbe betrieb, durfte aufgenommen werden, und deshalb wies man allgemein die Kinder von Abdeckern, Schäfern, Packträgern, Zöllnern, Bütteln usw. zurück: diese, weil sie Knechte, also unfrei waren, den Abdecker, weil er Tierleichen verscharrte, und den Schäfer, weil er ein umgestandenes Schaf wohl selbst auf die gleiche Weise aufräumte. Schäfer und Schinder: Geschwisterkinder, sagt der Volksmund[2]). Das Scharfrichteramt dagegen verfiel erst in späterer Zeit der Verfemung, es kam einst dem jüngsten Richter, dem „Nachrichter", oder gar dem jüngsten Ehemann zu; erst als es zum Gewerbe wurde und sich mit der Abdeckerei verband, geriet es in doppelten Verruf, sodaß der Handwerker mit mimosenhafter Feinfühligkeit höchstens vom „ungenannten Manne" sprach.

Aber nun hatten die Zünfte schon in ganz früher Zeit auch eine Reihe von Handwerkern für anrüchig und sie und ihre Kinder für nicht zunftfähig erklärt, so die Müller, die Leineweber, die Bader und die Barbiere. Was haben die sich wohl zuschulden kommen lassen? Da hat man nun die merkwürdigsten Vermutungen aufgestellt. Die Müller seien in Verruf gekommen, weil die ganze Welt sie als Diebe kenne, deshalb hätten sie auch, die Galgenvögel, im Mittelalter so häufig die Galgenleiter stellen müssen für die Hinrichtungen, und deshalb seien auch sie und ihre Kinder schon zu Karls des Großen Zeiten von allen geistlichen Ämtern und Würden ausgeschlossen gewesen[3]). Und den Weber habe man gemieden, weil er mit der Krätze behaftet gewesen sei; er war gerade gut genug, um den Galgen zu bauen[4]). Der Bader sei anrüchig geworden, weil er dem oft recht freien Treiben in den Badehäusern Vorschub geleistet habe, und den ihm so nah verwandten Barbier habe dann das Volk gleich in denselben Topf geworfen.

Doch all diese schönen Gründe halten nicht Stich. Wenn der Müller als Dieb unehrlich sein soll, der Müllerspott sich also nachweislich um ein ganzes Jahrtausend zurückverfolgen ließe, warum galten dann andere, die auch stahlen —

und nach der Meinung des Volkes stehlen alle — für ehrlich, die Schneider z. B.? Und warum haben spätere Zeiten, die sich im Müllerspott gar nicht genug tun konnten, niemals diese geschichtlich überlieferte Anrüchigkeit auf so naheliegende Weise begründet? Und der diebische Schneider galt noch dazu für krätzig, wie der Weber, und war doch ehrlich! Und warum ließ man den Wollweber ungeschoren und verfemte nur den Leinweber, obwohl sie beide in vielen Städten zur gleichen Zunft gehörten? Dazu noch der seltsame Widerspruch: während in Bremen ums Jahr 1300 kein Gerber „seine Kunst Söhnen der Weber, Sackträger oder der Frauen, die den Erbgrind haben, lehren" durfte und den Webern in Braunschweig jede Zunft verschlossen blieb, hatten sie wieder in Speier, Koblenz und anderen Städten sogar Zutritt zum Rate, standen in Ulm, Danzig und Lübeck im höchsten Ansehen und bildeten in der Weberstadt Augsburg gar die vornehmste Zunft!

Doch vielleicht erklärte des Baders leichtsinniger Lebenswandel seine Ehrlosigkeit? Um den stands allerdings gar schlimm, er galt als Trunkenbold: „Er isset als ein Mahder und trinket als ein Bader", sagt ein altes Sprichwort [1]), und häufig tadelt man ihre unanständige Aufführung in der Oeffentlichkeit; so mußte man ihnen im Jahre 1419 in Breslau verbieten, barschenkelig über die Straße zu gehen [2]), wie sie in ihren Badestuben zu hantieren pflegten. Und wie es in den Bädern selber zugehen konnte, das deutet ein satirisches Gedicht aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts an [3]):

Der Bader und sin Gesind
gern Huoren und Buoben sind,
Dieb, Lieger (Lügner) und Kuppler
und wissend alle fremde Mär.
Auch kunnend sie wohl schaffen
mit Laigen (Laien) und auch mit Pfaffen,
die ihr Üppkeit wend (wollen) trieben
und kunnend die Fröulin zu ihn' schieben . .

Und doch galt der Bader in andern Städten wieder für zünftig. Die Baderstochter Agnes Bernauerin, den Engel von Augsburg, hielt niemand für unehrlich. Und wie der gelehrte Basler Rektor Thomas Platter, dessen Lebensgeschichte heute noch vielfach gelesen wird, seinen Sohn,

den Dr. Felix Platter, mit einer Barbierstochter der Heimatstadt verlobt, muß er erst noch allerlei Schwierigkeiten beseitigen, die ihm der hochmütige Gegenschwäher in den Weg legt.

Man hat eben bei diesen Verrufserklärungen übersehen, daß sie von den Zünften ausgingen und nicht vom ganzen Volke. Sie schlossen nicht etwa noch eine Rechtlosigkeit in sich, so wie etwa das fest mit der Heimatscholle verwachsene und seine Gemeinfreiheit als höchstes Erbe der Vergangenheit schätzende Volk den fahrenden Heimatlosen, den „Spielleuten und allen, die Gut für Ehre nehmen und sich für Geld zu eigen geben", den Schutz seiner Gesetze vorenthielt. Der Müller, der Leinweber und der Bader durften nicht zünftig werden, weil ihr Handwerk einst unfrei war. Nur Freie konnten das Bürgerrecht erwerben und einer Zunft beitreten. Die Mühle aber war von jeher Eigentum des Grundherrn, dem ja auch das Mühlwasser im Mühlbach gehörte, der Müller war sein Höriger und hatte nur für ihn zu mahlen. Und wenn er schon vor tausend Jahren widerrechtlich etwas vom Getreide zurückbehalten, „gemoltert" haben sollte, so brauchte die Herrschaft ihrem Groll nicht in Müllerspott Luft zu machen, die hatte andere Mittel. Erst wie der Müller gegen angemessenen Zins noch Privatkundschaft übernehmen durfte, trat die Versuchung an ihn heran, zu ernten, wo er nicht gesät, und da galt er der Stadtbevölkerung bereits als Unfreier. Wo dagegen der Mühlenbetrieb von Anfang an frei war, da hat auch niemand daran gedacht, die Müller nicht für voll zu halten, da konnten sie hochangesehene Zünfte bilden, wie in Basel, in Zürich und in Hamburg, da lagen ihnen auch keine so merkwürdigen Verpflichtungen ob wie das Stellen der Galgenleitern. Die Behauptung aber, Müllerskinder hätten nicht Geistliche werden dürfen, darf füglich bezweifelt werden. Die Quellen berichten nichts darüber. Und Unfreie waren einst durchaus zu den Weihen zugelassen, man gab sie allerdings vorher frei, und häufig wurde sogar geklagt, daß die Geistlichen in der Mehrheit aus unfreiem Stande hervorgingen.

Auch Webers Arbeit war an sich ehrlich. Es gab freie, angesehene Stadtweber, und daneben unfreie, arme, verachtete Landweber, die von jenen um Lohn beschäftigt wurden oder das von den Bauern empfangene Garn verwoben. Die

Weberzunft aber in der Stadt nahm grundsätzlich keinen auf, der auf dem Lande gelernt hatte, und war mit Verrufserklärungen rasch bei der Hand. Als es nun trotzdem vielen Landwebern gelang, in eine Zunft einzudringen, da rückten andere, die sich besser abzuschließen gewußt, weit ab von der ganzen Weberzunft zweifelhaften Herkommens, bis dann alle Weberzünfte für unehrlich galten.

Und ebenso gings den Badern. Auch dies Gewerbe wurde vielfach von Unfreien betrieben. Aber wo freie Bürger eine Badeanstalt besaßen, galten sie auch für zunftfähig und ratsfähig, bis denn auch sie das Vorurteil ereilte. Da half auch König Wenzel nicht, der im Jahr 1406 die Bader durch das ganze deutsche Reich für ehrlich erklärte und jedermänniglich verbot, die ehrlichen Bader zu schmähen oder verkleinerlich von ihren redlichen Diensten zu sprechen. Das war der Dank dafür, daß ihn die Bademagd Susanne einst aus dem Gefängnis befreit hatte. Es tut auch nichts zur Sache, daß der Freibrief tatsächlich gefälscht ist [1]), er hätte doch in den Wind gesprochen, genau so, wie es auch die Lage des Scharfrichters nicht besserte, daß der freidenkende Wenzel ihm ein Kind aus der Taufe hob und Gevatter zu ihm sagte [2]).

Umsonst suchten die Barbiere so weit von den Badern abzurücken, als es der Brotneid gestattete, umsonst warfen gerade sie die meisten Steine auf die „Badekappen", es half ihnen nichts, die Zünfte unterschieden nicht lange. Das Mittelalter ist die Zeit großer Vorurteile, und die steckten an wie die Pest. Seit dem 14. Jahrhundert kam nun noch das Wandern der Gesellen auf, eine Sitte, die dann im 16. zum Gesetz wurde; und jetzt vereinheitlichten sich die Zunftbestimmungen in ganz Deutschland, bis schließlich von jedem, der zünftig werden wollte, eine richtige Ahnenprobe verlangt wurde — und bis das mittelalterliche Handwerk in der Kruste selbstgeschaffener Gesetze völlig erstarrte. Da war jedes Wort vergeblich. Umsonst verfügte die „Reformation guter Polizei, zu Augsburg Anno 1548 aufgericht" [3]): „Als auch an etlichen Orten der Gebrauch ist, daß die Leinweber, Barbierer, Müller und dergleichen Handwerker in den Zünften zu andern dann ihrer Eltern Handwerken nicht aufgenommen noch gezogen werden, . . . so wollen wir solche beschwerliche Gebräuch oder Gewohnheiten hiemit aufgehebt

und vernichtiget haben, setzen, ordnen und wollen demnach, daß die Leinweber, Barbierer, Schäfer, Müller, Zöllner, Pfeifer, Trummeter, Bader, ... so sie sich ehrlich und wohl gehalten haben, hinfüro in Zünften, Gaffeln, Amten und Gilden keines Wegs ausgeschlossen, sondern wie andere redliche Handwerker aufgenommen und darzu gezogen werden sollen ..." Schon daß die „Kaiserliche und des Reichs Polizei-Ordnung, zu Frankfurt Anno 1577 aufgericht" [1]), dieselbe Forderung wörtlich wiederholte, beweist, daß die Zunft mit Erfolg dem Willen des Kaisers und des ganzen Heiligen Römischen Reiches trotzte. So konnte denn sogar in Hamburg, wo die Müller ja von Anfang an frei waren, im Jahre 1686 die Seilerzunft einen der Ihrigen mit Ausstoßung bedrohen, weil er eine Müllerstochter heiraten wollte [2])!

Erst das Jahrhundert der Aufklärung hat derartigen Verrufserklärungen ein Ende gemacht. Der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar hat, erbost über die „Albernheit" seines Leibjägers, einem Scharfrichtersknecht die Hand gedrückt und hat ihn Landsmann angeredet [3]).

Nach der Auffassung der Zünfte macht aber auch unehrliche Arbeit unehrlich. Das ganze Mittelalter hat alle, die mit Leichen von Menschen und Tieren beruflich oder zufällig in Berührung kamen, mit rücksichtsloser Strenge aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Wer einen Gehenkten abschnitt, einen Selbstmörder aus dem Wasser zog, wer ein Aas angerührt, dem legte die Zunft das Handwerk. Ja, wer nur aus Versehen oder in der Notwehr einen Hund getötet [4]), der hatte seine liebe Not, bis die stirnrunzelnden Zunftgenossen sich wieder beruhigt hatten. Aber wie wars mit dem Metzger, den man, seinem Zunftwappen entsprechend, den toten Stier nannte [5]), verfiel der auch dieser unerbittlichen, künstlich gezüchteten Zunftjustiz? Man konnte doch nicht ein ganzes unentbehrliches Handwerk ächten, so sehr es sich auch mit der Schinderei berührte. Der Unterschied zwischen einem Metzger und einem Schinder beruht ja nur darin, daß jener fragt: Wo stehts? und dieser: Wo liegts [6])? So konnte denn schon einmal eine Krämerseele die Nase rümpfen [7]):

„Metzger einem Krämer fürgezogen.

„Jockle Stichzu ward beneben einem Bändelkrämer namens Meßkunz zu einem Ratsherrn in die Wahl gesetzt. Ein

jedweder von diesen beiden bildete ihm ein, er wäre am geschicktesten dazu. Der Krämer hieß den andern aus Verachtung einen Schindergesellen, wüsten, unflätigen Stänker. Dieser hergegen sagte, daß das Metzgen noch eine größere Kunst wäre als das Bändelausmessen, dann das dörfte man nicht lernen, ein jedes Kind könne solches tun. Endlich da sie lang disputiert hatten, ward der Metzger für jenem aufgenommen und in den Rat gezogen".

Auch den Gerber traf innerhalb der Zünfte Mißachtung, wenn der „Hundsdreck" [1]) wie ein Schinder eine Hundshaut verarbeitete. Viele Gesellen verstanden sich auch nicht zu einer derartigen Arbeit, und deshalb lagen sich Rot- und Weißgerber beständig in den Haaren [2]). Der „Hoor-, Näs- und Uhrenaffschnider" [3]) hatte eben ein „stinkendes Handwerk" [4]):

Häutchen, wie stinkst du,
Geldchen, wie klingst du!

Sein Geruch ging beinahe bis zur Anrüchigkeit, und das Sprüchlein wirft daher den Gerber mit einer merkwürdigen Gesellschaft zusammen [5]):

Ein Rettich und ein Rüb,
Kirchschaffner, Büttel und Dieb,
Metzger, Schiffer, Gerber und Schinder
sind allesamt Geschwisterkinder.

Auch unter den Tuchmachern, den Wollmäusen [6]), herrschten vielfach solche Vorurteile. Sie wollten solche Handwerksgenossen, die Flockentuche, „eine gering und verächtliche Ware und Mißwachs", verarbeiteten, nicht unter sich leiden und schalten sie Flockendrescher, und die oberdeutschen Tuchmacher verunglimpften die niederländischen als Fettmacher [7]).

Aber auch andere Gewerbe, die niemals mit Tieren, weder lebenden noch toten, irgendwie zu tun hatten, an denen also auch die engherzigste Spießbürgerlichkeit keinen Makel entdecken konnte, verstießen doch gelegentlich einmal gegen die Zunftehre. So war es Sache der Maurer und Zimmerleute, den Galgen aufzurichten; eine notwendige, aber unehrliche Arbeit. Doch man wußte sich zu helfen. Nach der Peinlichen Gerichtsordnung Karls V. wurden die Handwerksleute dazu ausgelost, und diese durften „von niemand geschmäht, veracht oder verkleint werden" bei einer

Mark Gold für jeden Fall[1]). Oder es beteiligte sich die ganze Zunft am Werk, damit keiner dem andern etwas vorzuwerfen habe[2]). Als im Jahre 1717 der Hamburger Galgen ausgebessert wurde, legte der älteste Bürgermeister in voller Amtstracht zuerst Hand an[3]). In Weickersheim im Hohenlohischen haben im Jahr 1722 alle Bauhandwerker des Orts, zusammen 111 Personen, den verfallenen Galgen, nachdem er für ehrlich erklärt worden war, neu aufgerichtet; die Müller schleppten pflichtgemäß die Galgenleiter herbei, dann gabs für alle eine Maß Wein frei. Die Amtspersonen stärkten sich an einem Festessen, kurz, das Volksfest verlief in schönster Eintracht[4]). Noch fünfzig Jahre später wollten die Handwerker in Wien ein Gefängnis erst dann umbauen, wenn es ehrlich gesprochen war; und so zeigte denn der Stadtrat, daß kein Verbrecher darin saß, und verkündete dann dreimal, daß keiner den Werkleuten einen Vorwurf machen dürfe. Dann schlug der Unterrichter dreimal mit seinem Amtsstabe an das Haus, Meister und Gesellen wiederholten diese feierlichen Schläge, und damit war das Amtshaus frei und ehrlich erklärt[5]).

Von den Zünften also gingen diese Verrufserklärungen aus, und Verstöße gegen die Standesehre konnte man sich nur in Zunftkreisen vorwerfen. Solch ein Vorwurf war keine Kleinigkeit, denn mit der Ehre nahms der Handwerker genau so ernst wie heute etwa der Student, er fühlte sich als tüchtiges Glied eines großen, ehrenwerten Standes. Schon die wandernden Handwerksburschen hielten zusammen. Selten prügelten sie sich unter sich, wohl aber, wenns sein mußte, mit andern Kreisen, mit den Studenten etwa. Im Jahr 1471 haben die Leipziger Schuhknechte „allen und jeglichen Studenten der Universität Leipzig, welches Wesens sie sind, sie seien Doktoren, Lizentiaten, Meister oder Baccalaurei, sie seien geistlich oder weltlich, jung oder alt, klein oder groß", offene Fehde und Feindschaft durch feierlichen Fehdebrief angesagt[6]). Und gerade die Studenten waren groß in der Erfindung von Schimpfnamen für die Handwerker[7]), sie nannten die Küfer Weißkittel, die Kürschner Katzianer oder Katzenschinder. Noch im 19. Jahrhundert sahen sie mit Verachtung auf die „Knoten" herab — so nannten sie die Handwerker alle miteinander, — und der Klassenhaß entlud sich gelegentlich in gewaltigen Schlägereien.

Noch von einer andern Seite sah sich der Handwerker angegriffen: von dem wandernden Volk auf der Landstraße. Was aber diese fahrenden Leute: Bettler und Schüler, Landstreicher und Zigeuner, Landsknechte und Spitzbuben, in ihrer Geheimsprache, dem Rotwelsch, über den stolzen Handwerksburschen mit dem Degen an der Seite ausheckten, das sollte gerade nicht von jedem verstanden werden, war also auch kein eigentlicher Spott. Wenn z. B. der Schlosser schon im 16. Jahrhundert Hundsgerber [1]) und Katzenkopf [2]) hieß: wer wußte, daß jene Heimatlosen unter „Hund" und „Katzenkopf" ein Vorhängeschloß verstanden? Daß der Schmied Flammer hieß [3]) und der Schneider Stichling [4]): die Wissenschaft ließ sich schon eher von der „Walz" mitbringen.

Unter den Handwerksburschen selbst aber wurde der Handwerkerspott zweifellos am meisten gepflegt. Sie kannten sich ja am allerbesten. Wenn die wandernden Gesellen in den sonnigen Morgen hineinschritten, da stimmten sie bald ihre lustigen Lieder an, in denen jeder sein ehrbares Gewerbe auf Kosten der andern herausstrich und dem andern seine Sünden vorrechnete. Sich selbst und alles, was einem wert ist, kann man ja nur preisen, indem man Fremdes herunterseßt, und bitter ernst wie alles faßte der Deutsche auch diesen Kampf Aug um Auge, Zahn um Zahn auf, und doch führt er ihn mit Waffen, die, im ganzen wenigstens, harmlos und anständig sind. Nur selten spricht pharisäerhafter Hochmut aus diesem Genecke, und wenn jedes Gewerbe sich für das beste hält, wer darf ihm das verargen!

Hatten sich die Gesellen so recht übel zerzaust, so stärkten sie sich dann wieder in der Herberge ihres Handwerks, wo die ganze Gesellenschaft sich bei frohem Lied und festem Trunk vereinte. Erhebend war es auch, wenn den Seßhaftwerdenden die Zunft mit ihren feierlichen, altehrwürdigen Formen aufnahm. Da fühlte sich der Handwerksmann als Glied einer Jahrhunderte langen Kette, fühlte, daß große sittliche Pflichten auf ihm ruhten und die ganze Zukunft seines Handwerks.

Doch so steif und zugeknöpft sie sich auch gebärdete, auch in der Zunft gabs Humor, nicht bloß auf der Walz. Das Handwerk verschonte nicht einmal sich selbst und die eigene Arbeit. Grad in dieser köstlichen Selbstverspottung zeigt sich der gemütvolle Frohsinn des Deutschen. Unbefangen

und harmlos greifen die Gesellen die Spottnamen auf, die ihnen von draußen zugeworfen werden, und werfen sie den Lehrlingen nach; die müssen sie einstecken, besonders bei der Freisprechung, wo unter gewaltigen Prügeln die letzte Abrechnung vorgenommen wird. Die Necknamen, die dabei fielen, galten wohl vielfach dem ganzen Handwerk. So wird der Böttcherlehrling, der Ziegenschurz, beim „Schleifen" dreimal vom „Pfaffen", seinem Paten, an den Haaren auf den Tisch gezogen und mit Bier gehörig eingeweicht [1]). Wenn sie ihn dann dreimal so geschliffen hatten, dann ist der Ziegenschurz, der Nichtvielnutz, der Reifmörder, der Holzverderber, der Pflastertreter, der Meister- und Gesellenverräter ein ehrlicher Gesell geworden. Beim „Hobeln" der Schreiner wird der Kuhschwanz auf eine Bank gelegt: und nun hobeln, hacken, schneiden sie mit allen Werkzeugen an dem „ungehobelten" Jungen herum, bis eine Säule aus ihm geworden ist. Mit einem Zirkel, dessen Spitze ein in schwarze Farbe getauchter Pinsel ist, haben sie ihm den Riß auf den Leib geschmiert.

Mit grimmigem Humor aber rückte das Handwerk gegen die Feinde im eigenen Gewerbe, die Störer oder Böhnhasen: unzünftige Arbeiter, die nicht in offener Werkstatt, sondern heimlich auf dem Dachboden des Hauses, der Bühne arbeiteten und sich von den Zünftigen wie die Böhnhasen jagen lassen mußten [2]). Besonders die Schneider scheinen unter ihrem unlauteren Wettbewerb gelitten zu haben [3]). Und weil ihnen der Böhnhasen Sünden auf die Rechnung kamen, hat man sie mit ihnen zusammengeworfen und macht keinerlei Unterschied mehr bei ihnen, so wenig wie zwischen „dem Doktor und Lizentiaten, Trompeter und Turmbläser, Priester und Münch, Henker und Balbierer, Schlächter und Schinder, Arzt und Quacksalber" [4]).

Das ganze Volk hat sich aber in ganz anderem Sinne noch am Handwerkerspott beteiligt. Besonders in der Stadt, wo nicht immer die Axt im Haus den Zimmermann ersparen kann, ist man auf die Handwerksleute angewiesen, man muß sie sogar mit schwerem Gelde bezahlen: kein Wunder, daß überall die Klage ertönt über ihre Unredlichkeit und Unzuverlässigkeit. Schließlich sieht man im ganzen Handwerk nur Lug und Betrug. Man glaubte sich eben übervorteilt, erst weil das Handwerk

ja so sichtlich aufblühte, und später, weil die Zunftgesetzgebung mit ihrer bevormundenden Topfguckerei förmlich zum Betrügen zwang. Wie der Glanz des goldenen Bodens verblaßt war, wurde das Volk erst recht mißtrauisch und zweifelte oft, ob sich der Handwerker mit redlichen Dingen aufrecht hielt. Und manch einer spottete über die sonst so ehrenhaften Leute, die keinen einzigen Schelmen und so viel Diebe unter ihnen duldeten [1]). Beweise fehlten zwar, aber schließlich pfiffens die Spatzen von den Dächern, daß der Schneider etwas vom Tuch zurückbehalte und der Müller den braven Bauersmann ums Mehl betrüge; und daß die Brötchen von Jahr zu Jahr kleiner wurden, davon waren die Hausfrauen von jeher überzeugt. Damit tritt neben die rein sachliche Betrachtung des Handwerks die persönliche, indem das Volk seinem Unmut Luft macht in allerlei Spottverslein, Sprichwörtern, boshaften Liedern und gewaltig aufgebauschten Geschichtchen. Und in seinem Zorn schlägt es mächtig über die Schnur, so wenn es schlankweg behauptet: Müller, Schneider und Weber werden nicht gehängt, das Handwerk ginge sonst aus [2]). Überall, in allen Ländern brachte das Volk den Handwerkern schweres Mißtrauen entgegen [3]).

So fliegen denn die Handwerker-Neckereien herum „wie die Mucken zu Pharaons Zeiten", und die spottsüchtige, boshafte Durchhechelung aller Handwerke läßt sich seit dem 15. Jahrhundert, seit die Literatur volkstümlich geworden ist, aufs schönste verfolgen. Am ältesten ist zweifellos der Müllerspott, den schon die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts überliefert (S. 78). Die Fasnachtsspiele des 15. Jahrhunderts, die meist mit schmutziger Gemeinheit über die Bauern herfallen, nehmen daneben auch bereits den Handwerker mit vielem Behagen aufs Korn, so das Spiel „Die Fasnacht vom Werben um die Jungfrau" [4]). Da weist eine stolze Jungfrau der Reihe nach alle Stände ab, die sich um sie bemühen, den Ritter, den Bauern, den Pfaffen, den Mesner, den Mönch, und dann alle Handwerker: der stolze Schmied bekommt seinen Korb: „Du bist schwärzer denn ein Mohr!" Den Schuster nennt die Spröde einen Zerrnfleck, den Schneider einen Knotenbeißer, einen bösen Schneiderkapp, der als rechter Bescheißer die Abschroten (Abfälle) stehle. Der Kürschner, der Katzenschinder, behagt ihr

auch nicht, noch weniger der breit auftretende Metzger, bis denn schließlich der Schreiber, wie so häufig in der spätmittelalterlichen Volksdichtung, die Hand der Schönen gewinnt.

In einer Tegernseer Handschrift aus dem Ende des 15. Jahrhunderts — es ist die nämliche, die die älteste Form des Märchens von den sieben Schwaben enthält — findet sich ein reizendes lateinisches Gedicht in Distichen, das in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet [1]):

Elegie,
mit Fug so geheißen, maßen sie Elend und Hungerleiderei der Schneider schildert.

Einstmals schritten zu lustigem Mahl neun treffliche Lecker,
Schneider allmiteinand, Schneider war selber der Wirt.
Festlich traten sie an; nach des Herbergsvaters Empfehlung
glänzender Atzung gewiß, nahmen sie Platz nach der Reih.
„Speise genug, ihr Geselln! Was das Herz begehrt, sollt ihr haben,
Bissen — kein Hunger zu groß, daß er zu stillen nicht wär!"
Nun gehts los. Stolz trägt er herbei auf Weidenholzplatte,
was als Tagewerk heut gackernd geleistet ein Huhn.
Kunstgerecht nach würdigem Brauch im Gastwirtsgewerbe
fasset der Wirt nun das Ei, rüstet den Freunden das Mahl.
Erst zerschlägt er die Wölbung am Spitz, streut Salz in die Öffnung,
quirlt mit dem Messerchen fein Eiweiß und Dotter zusamm.
Endlich steht sie bereit, die Speise, dem Hunger zu wehren,
und ein Schnittchen dabei jedem von Ceres' Geschenk.
Dieses tunken sie gierig und flink und lecken die Brötchen,
einmal jeder und dann reihweis die andern all.
Glücklich die ersten, Fortunas Labe sich einzuverleiben!
Doch für den letzten verbleibt nichts, für den Ärmsten, zurück.
Schon vermeint er knurrenden Leibs heimziehen zu müssen,
da, so fügts das Geschick, sinket ein Tröpflein vom Tisch,
Wachsweich Tröpflein: das rafft er gewandt empor vor den andern,
Denn die hatten darnach auch schon die Finger gespitzt.
Nun begleicht man die Zech, und den vollbefriedigten Gästen
gibt der höfliche Wirt bis an die Tür das Geleit.
Ja, von einem Ei ist ein Haufe von drei mal drei Schneidern
satt geworden — wer lacht? Hört nur: sie rühmen es selbst!

In voller Blüte stehen die Handwerkerneckereien natürlich bei Hans Sachs. Er ist ja selbst ein Handwerker, ist die Zierde seines Standes, und so wimmeln denn besonders seine Schwänke und Fasnachtsspiele von tollen und fröhlichen Scherzen über das Handwerk. Sein Schustergewerbe schont er am allerwenigsten. In der „Komedia: Die ungleichen Kinder Evä" läßt er sein Handwerk unbedenklich mit den allerverachtetsten von Adams bösen Kindern abstammen [1]). Da donnert sie Gott Vater an:

Derhalben so müßt ihr auf Erden
hart- und armutselig Leut werden,
als Bauern, Köbler, Schäfer und Schinder,
Badknecht, Holzhacker und Besenbinder,
Taglöhner, Hirten, Büttel und Schergen,
Kärrner, Wagenleut und Fergen,
Jakobsbrüder (Pilger), Schuster und Landsknecht,
auf Erd das hartseligst Geschlecht,
und bleiben grob und ungeschicket,
hergehn zerhadert und geflicket
hin und herwieder in dem Land,
vor jedermann zu Spott und Schand.

Man merkt es sofort: der Schuster paßt nicht in diese Gesellschaft, aber was tuts? Wer sich nicht selbst zum besten halten kann, der ist gewiß nicht von den Besten, sagt Goethe. Nur bei dem vielverlästerten Schneider muß man sich inacht nehmen, der nimmt es leicht übel, und deshalb schließt Hans Sachs einen kräftigen Schneiderschwank (s. S. 128) mit den Worten [2]):

Doch sag ich diesen Schwank vertraut
dem löblichen Handwerk der Schneider,
des ich mein Lebtag war kein Neider,
zu einem Scherz und guten Schwank.
Bitt, wöllent mirs nicht zu Undank
aufnehmen, weil vor manchem Jahr
mein Vater auch ein Schneider war.

Nur zwei Beispiele von der wimmelnden Fülle köstlichen Handwerkerspottes, über die unser Hans Sachs verfügt:

Die sieben Handwerk.

In der Feuerweis Albrecht Leschen[1]).

1.

Ein reicher Bauer hätt ein Suhn,
den wollt er in die Stadte tun,
ein Handwerk drin zu lehren,
darmit er sich möcht nähren;
fragt, was er lernen wollt,

Ob er wollt werden ein Goldschmied?
Der Suhn sprach: „O, das tu ich nit,
denn wer mich darnach kennet,
mich ein Drecklöter nennet
und würd' mir gar abhold".

Der Bauer sprach: „So wird du ein
Barbierer in der Frist!"
Er sprach: „O nein, das wär gewiß,
ein Maunzenscherer man mich hieß".
Er sprach: „Willt du auf Erden
aber ein Schneider werden?
das ein gut Handwerk ist".

2.

Er sprach: „Nein, Vater, denn ich weiß,
man würd mich fretten mit der Geiß,
die Buben wür'n mich speien,
mir mä mä mä nachschreien,
brächt mir ein bösen Laun (Laune)".

Er sprach: „So würd ein Kürßner du".
Er sprach: „Darbei hätt ich kein Ruh,
es würden mich die Fratzen
geheien mit der Katzen,
schreien miaun, miaun!"

Der Vater sprach: „Ein Schuster wird,
du kannst dich nähren mit".
Der Suhn sprach: „Mit dem Handwerk weg!
Man nennet mich ein Zankenfleck".
Der Vater mit Beschwerden
sprach: „Willt ein Ledrer werden
oder gleich ein Hufschmied?"

3.

Der Suhn sprach: „Feiner Handwerk zwei!
Doch treibt man mit dem Schmied das Gspei (Gespött),
er muß fressen die Kohlen;
den Ledrer unverhohlen
kift (keift, zankt) man mit dem Hundsdreck.

Dem Schmiedwerk gib ich das höchst Lob,
jedoch bin ich ihm viel zu grob.
Ich will ein Ledrer werden,
dieweil ich leb auf Erden,
mich bringen mit hinweg".

Zum Bschluß merkt, daß man kein Handwerk
auf Erd verachten söll;
jedes ein gülden Boden hat,
darmit ein Mann sich früh und spat
samt Weib und Kind mag nähren
beide mit Gott und Ehren,
es sei gleich, wie es wöll.

In dem Schwank „Fatzwerk auf etliche Handwerk" [1]) fordern fröhliche Gesellen einen losen Vogel auf, er solle ihnen das „Lob vieler Handwerk" erklären. Aber der
fing an und tät uns alle fatzen
und wünscht ein schöne feiste Katzen
dem Kürßner mit eim fehen (bunten) Balg.
Nachdem wünschet der nasse Schalk
dem Schneider ein gehörnte Geiß,
die Knöpflein an die Ärmel scheiß;
dem Weber wünschet er ein Maus,
die ihms Garn vertrüg in dem Haus!
Dem Becken wünschet er ein Dalken,
den die Säu in dem Kot umwalken;
hieß den Bierbräu ein Wasserfärber
und den Schlosser einen Hundsgerber,
nennt den Schuster ein Zankenfleck
und wünscht dem Gerber ein Hundsdreck
und nennt den Ledrer ein Lohknoll'n,
den Huter ein Pfoschenfilz mit Wolln (er verpfuscht den Filz mit Wolle),
und den Hafner ein Leimentreter (Lehmtreter)

und den Knappen (Webergesellen) ein Wollenkneter;
den Balbierer nennt ein Läusjäger,
den Bader aber schmächt er weger
und ihn einen Arßkrauer nannt;
den Goldschmied gleich zu einer Schand
nennt einen Drecklöter darum,
den Büttner nennt ein Pumerleipum,
den Schmied Kohlenfresser unfurm
und den Holzdrechsel ein Holzwurm,
den Metzger einen toten Stier
und den Briefmaler ein Gackier (franz. gâcheur, Sudler?),
den Müllner vexiert mit dem Dieb . . .

Doch nun ists höchste Zeit, daß der lockere Gesell sich aus dem Staube macht!

Das 16. Jahrhundert, wo das Handwerk sich nunmehr ausgewachsen hat, wimmelt also förmlich von Handwerkerneckereien aller Art; durch alle Not des Lebens brach nun die wahrhaft unversiegliche Quelle kräftigen Spottes durch, und das frischfrohe Murmeln erhob sich schließlich zum lauten Klatsch. Nicht einmal der Dreißigjährige Krieg mit seinem Elend hat dies Plaudern zum Schweigen bringen können. Und wie drängen sich nun die Schwankbücher heran, um von diesem Wasser des Lebens zu schöpfen! Nachdem der Tübinger Humanist Heinrich Bebel im Jahr 1508 seine Fazetien in lateinischer Sprache herausgegeben, folgt nun die Hochflut deutsch geschriebener Bücher. Nur einige seien genannt: des Barfüßermönchs Johann Pauli „Schimpf und Ernst", das „Rollwagenbüchlein" des Kolmarer Meistersingers Jörg Wickram, Jakob Freys „Gartengesellschaft", Michael Lindeners „Katzipori", der „Wegkürzer" des Straßburgers Martin Montanus, Hans Wilhelm Kirchhofs „Wendunmuth" usw. — da findet sich manch reizender Schwank, der längst in unsern Märchenschatz übergegangen ist. Es tut hier nichts zur Sache, daß gar viele dieser Sammler das köstliche, urwüchsige Volksgut noch würziger machen wollten und einen schmutzigen Sudelbrei anrichteten, daß andere ihren Geschichtchen ein moralisches Schwänzchen anhängen zu müssen glaubten und in seichtem Geschwätz verkamen. Im 17. und 18. Jahrhundert wuchs die Zahl der Büchlein dann noch mehr, wenn sie literarisch auch meist

wertlos sind und nichts zur Entwicklung der deutschen Novelle beitrugen: „das Exilium melancholiae oder Unlust Vertreiber", J. P. de Memels „Lustige Gesellschaft", „Lyrum larum lyrissimum", „Ein vortrefflicher bewehrter Fliegenwadel, die Mucken der Melancholei zu vertreiben, durch Hans Muckenfeind, Lachland 1707", „Der Kurzweilige Hans-Wurst von Fröhlichshausen" [1]) — schon die Titel verraten, welcher Geist in diesen Machwerkchen spukt. Während die älteren Schwankbücher, die des 16. Jahrhunderts, einen großen Teil ihrer Stoffe aus der italienischen Literatur bezogen, überwiegt in den viel handlicher gewordenen Büchlein seit dem Dreißigjährigen Krieg französischer und holländischer Einfluß. Es wäre nun wieder eine Aufgabe für sich, festzustellen, wieviel wir Deutsche von diesen Handwerkerschwänken den Italienern, Franzosen, Holländern und — im 18. Jahrhundert — den Engländern verdanken. Sie sind bei uns jedenfalls alle gern aufgenommen und verschlungen worden, wie ihre zahllosen Auflagen beweisen.

Das sind die Witzblätter der guten alten Zeit, die wichtigste Quelle der Handwerkerneckereien. Und so wie etwa unsere „Fliegenden Blätter" noch immer die böse Schwiegermutter und den alten Förster mit seinem Jägerlatein und dem klugen Dackel auftreten lassen, so kehren auch in den Schwankbüchern vielfach dieselben Gestalten wieder. Das Volk verteilt Liebe und Haß nach uralter Gewohnheit, es nimmt den Handwerker so, wie er nun einmal seinem Rufe nach ist, und fragt nicht, ob er den Spott verdient oder nicht. Während daher in den Schwankbüchern, wie auch sonst, für die meisten Gewerbe nur wenige spärliche Übernamen abfallen, könnten der Müller, der Schneider und daneben noch der Weber mit dem Spotte fast zugeschüttet werden. Die drei sind die ganz besonderen Lieblinge auch der Schwankbücher. Was über die zusammengefabelt wurde, das will gar kein Ende nehmen. Das Volk in seiner Gesamtheit ist eben ein großes Kind, ein Kind mit närrischen Einfällen und ungerechten Vorurteilen, aber frohgemut und heiter trotz all seinen schlechten Erfahrungen. —

Die nächsten Abschnitte verarbeiten gleich das noch mit, was die Volkskunde aus den noch lebendig sprudelnden Quellen der Gegenwart geschöpft hat: Die Neckverslein, Spottlieder und Volksrätsel sind ja zum großen Teil uralter Besitz.

2. Spott über Eigentümlichkeiten der Handwerker.

Verieren, das keim sein Ehr abschneidt,
je mehr gebuldig man es leidt,
soviel mehr Abgang es gewinnt,
denn Murren seinesgleichen findt.
Kirchhof, Wendunmuth [1]).

Was gibts denn nun alles an den Handwerkern zu bespötteln und auszusetzen?

Da sind zunächst die Arbeitsgeräusche. Am lautesten arbeitet gewiß der Schmied. Smiet mi to! Smiet mi to! ruft sein Hammer [2]), Meister Pinkepank nennt man ihn in Norddeutschland, und pinkepank! tönt es aus seiner Werkstätte, der Schmiede-Hölle [3]) heraus:

Pinkpinkpank! Pinkpinkpank!
Dree Gröschen de Nagel, dree Gröschen de Nagel,
un en Dahler dat Rad, en Dahler dat Rad,
de ohle Pinkersmed is pickenswatt.

Des Schusters fröhliches Gehämmer erklingt schon aus dem Neckwort: „Flick mir die Schuh" und dem Verslein [4]):

Näh mir die Naht,
zieh mir den Draht,
streich ihn links und rechts mit Pech,
schlag, schlag mir fest den Zweck!

Im Alemannischen singen die Kinder vom „Schustermutsch" [5]):

Schuhmächerlesbu,
schlag Nägel in d' Schuh,
hats Löchli verlore,
mueß anders drî bohre.

Noch jetzt ist wie zu Hans Sachsens Zeiten der Küfer der Rumpedibum, der Pumpimperlein pum, der Pumerleipum [1]). Ihm gilt auch das Verslein [2]):

Böttcher, Böttcher, bum, bum, bum,
schlägt seiner Frau den Rücken krumm.

Die Säge des langsamen Zimmermanns brummt [3]): „Wenns — nur — Gott — gäb, — daß — bald — Nacht — wär!" Und der Hobel des Tischlers schnarrt: „Dor häst, dor, dor häst!" [4]) Auch das Mühlrad verrät dem, der seine eintönige Sprache versteht, allerlei über Müllers verdächtiges Treiben [5]):

„Was das Mühlrad erzählt.

„Einer sagte: Wenn man das erste Wasser in der Mühlen anlasse, so gehe sie anfangs gar langsam und spreche gleichsam: Es — ist — ein — Dieb — da. Wann man aber das andere Wasser laufen lasse, so gehe die Mühle schon etwas geschwinder und spreche: Wer ist er? Wer ist er? Endlich wann das dritte Wasser darzu komme, so gehe sie gar geschwinde und spreche: Der Müller, der Müller, der Müller. Ein andrer sagte, sie sprech: Stehl dapper, stehl dapper, vom Achtel drei Sechter."

Wenn das Mühlrad so munter einherstampft, sagt es, wie die Schweizer heraushören [6]): Müllimehler, Roggestehler, Chernebißer, Burebschißer!

Auch das Arbeitsgeräusch des Schneiders gab Anlaß zu Spötteleien. Gelegentlich nennt man ihn Schnippschnapp [7]), und diesen Klang kann man gewiß aus dem Auf- und Zuklappen der Schneiderschere heraushören:

Da geht die Scher die schlipp die schlapp,
die besten Stück in meinen Sack,

singt das alemannische Kinderlied [8]). Aber nun hat man weiter behauptet [9]), die Schere sage stets Meckemeck, und das habe dann die allbekannte Neckerei mit dem Ziegenbock und der Geiß hervorgerufen. Das Volk hat sich ja nun wohl eine Reihe von Geschichten ausgedacht, die die Beziehungen zwischen Schneider und Bock erklären sollen (S. 125 ff.), aber kein Schwank, keine Andeutung aus der sonst so reichen Fülle der Schneiderneckereien will eine solche Annahme stützen. Das Meckmeck der Schere müßte jedem ertönen, der Ohren

hat zu hören, und scheint doch von niemand mehr vernommen worden zu sein. So ansprechend die Vermutung auch ist, so könnte doch ebenso gut die Neckerei mit dem Ziegenbock auch schon bestanden haben, noch bevor ein Spötter zum erstenmal das Gemecker der Schere vernahm. Und dann wären wir wieder so weit wie vorher. Allerlei Verdachtsgründe führen ja dem Volke den Schneider und den Bock zusammen: sein Arbeitstisch ruht auf Böcken, zwei Gestellen, die ihre Beine so steif ausstrecken wie eben ein Bock. Erst spät allerdings hat sich der Schneider allgemein auf diesem Bock häuslich niedergelassen. Goethes Freund Jung-Stilling z. B. ist so erstaunt, wie er zum erstenmal in seinem Schneiderleben so hoch thronen soll, daß er lieber weiterwandert [1]). Aber von jeher gehört der große Tisch in die Schneiderwerkstatt. Und dem schwächlichen Schneider mit dem schmalen Gesicht, den eingefallenen Wangen und den vorragenden Backenknochen wächst nur ein dünner Bart, den der arme Schlucker nicht pflegen kann: und dieser „Zügebart" müßte dann zum Ziegenbart geworden sein [2]). Auch von einer rein persönlichen Neckerei könnte all die böse Nachrede ihren Ausgang genommen haben; in einer Nürnberger Stadtrevolution (S. 56) waren die „Schmiede- und Schlosserzünfte, die Geißbärte genannt", beteiligt: ihr Anführer, der Haubenschmied Hermann, hieß wegen seines langen Bartes der Geißbart [3]). Könnte etwas derartiges nicht auch den Schneidern den Ziegenbock eingetragen haben? Solche Scherznamen verbreiten sich ja ungeheuer rasch und lassen sich gar nimmer ausrotten.

So hat sich denn das Volk einen Scherz zu eigen gemacht, und die Begründung vergessen. Aber danach fragt es so wenig wie die Kinder, und so hetzt es ohne zu wissen warum, den Schneider fast zu Tod mit dem Ziegenbock, bis denn schließlich Bock und Geiß seine Wappentiere geworden sind. Und es weiß nicht einmal, ob die beiden als Freunde oder Feinde zusammengehören! Die aus Schneiderkreisen hervorgegangenen Deutungsversuche, die auf einem tatsächlichen Ereignis fußen wollen (S. 126), gehören natürlich alle miteinander ins Reich der Fabeleien.

Der Kürschner muß sich mit der Katze aufziehen lassen. Denn der droht große Gefahr von seiten der „Katzetonier". Von den Schildbürgern heißt es einmal, sie erschraken nicht anders „als eine mauende Katze vor dem

Kürschner, oder eine arme meckernde Geiß vor einem Schneider“ [1]). Kürschner, „das ist auf teutsch ein Katzenschinder“, heißt es in einem Schwankbuch des 16. Jahrhunderts [2]). Besonders die Studenten scheinen dies Scheltwort gebraucht zu haben, denn die Katzenschinder wollen „alle Welt und sonderlich die armen Studenten fressen [3])“. Um 1520 ist auch tatsächlich einmal eine Fehde zwischen Kürschnern und Studenten ausgebrochen, „also daß die Studenten den Kursenern zu Abend, auch zu Zeiten bei halbem Tage vor ihre Häuser kommen, sie mit bösen, reizerlichen Worten angelassen, als Katzenschinder geheißen und sunst geschmähet, herausgefordert und ihnen Kampf angebotten, auch unterweilen die Fenster ausgeworfen, in die Toren gehauen usw [4]).“

Die für unsauber geltenden Weber müssen sich als Wappentier den schmutzigen Igel gefallen lassen. Ein altes Volkslied, das im Anfang des 17. Jahrhunderts in schon stark zersungener Form aufgezeichnet wurde, singt von einem Kriegszug der Weber gegen dies Tier, vor dem sie kläglich die Waffen strecken mußten [5]):

Ein Schneider und ein Ziegenbock,
ein Leinweber und Igelkopf,
ein Kürschner und ein Katze,
die tanzten auf einem Platze.

Was mag nun wohl diesen Spott wieder hervorgerufen haben? Der Igel, das ist vielleicht die Karde, „die die Weber brauchen zu dem wüllen Tuch“ [6]), und die tatsächlich Igel genannt wurde. Vielleicht haben auch einmal armselige Landweber einen Riffelkamm so hergestellt, indem sie einen Streifen Igelfell über ein Holzbrett nagelten — eine Vermutung, die mir von fachmännischer Seite geäußert wurde. Also die Weber haben einen Igel, und wer außerhalb des Handwerks stand, konnte der nicht auf den Glauben kommen, dieser Igel sei jener garstige, stachlige Insektenfresser? Dies Tier ist ferner ein besonderer Verehrer jener langbeinigen, widerlichen Spinnentiere, die man bald Zimmermänner, bald Weberknechte und anders nennt. Und so wie der zum Däumling gewordene Schneider gar leicht in einer Spinnwebe hängen bleibt, kann da nicht auch einmal ein Igel einem Weber gefährlich werden? Auf derartigen Irrgängen der Logik müßte diese Weberneckerei entstanden sein. Aber das Volk ist sich

der Beweisführung nicht mehr bewußt, es freut sich der Tatsache, daß Weber und Igel in irgend einem Sinne ein Paar bilden, und fabelt lustig drauf los [1]):

„Ein Weberknecht mocht die Igel nit leiden.

„Man treibt die Weber um mit dem Igel. Uf einmal kam ein Weberknecht zu einem Meister und wollt ihm werken (arbeiten). Der Meister hätt ein Igel, und der Knecht sprach: „Meister, wöllen Ihr, daß ich Euch werk, so tun das Tier us dem Hus". Der Meister wollt es nit tun. Der Knecht wandlet und kam in ein ander Stadt, da hätt derselbig Meister zwen Igel. Der Knecht wandlet weiter und kam zu einem Meister, der hätt drei Igel. Er wandlet weiter und kam zu einem Meister, der hätt vier Igel. Da gedacht er: Du willt wieder zu dem ersten Meister gohn, der hat nur ein Igel!"

„Wie die Leinweber Meister wählen [2]).

„ . . . Es geschah in einer Gesellschaft allhie zu Kassel, anno 1559, darbei auch ein Leinweber war und Urlaub bate, zu seinen Zunftbrüdern, die ein' neuen Handwerksmeister zu wählen zusammenkommen, zu gehen. Einer, der nit wenig von ihm selber hielt, fragt, wie sie ihm täten oder was sie für Gebrauch, wenn sie einen Handwerksmeister aussetzten, hätten. Der Leinweber meinet nit anderst, dieser fragt es aus Spott, wollt ihm auch also Bescheid geben und sprach: „Wir Meister haben allhie ein alt Herkommen, daß allweg der im Anfang unser Jahrzeit zum Handwerksmeister gekoren, einen Igel bei sich in seinem Haus ernähren und halten muß. Nach Ausgang aber des Jahrs wie jetzund setzen sich alle Meister um ein Tisch, und der gewesene Handwerksmeister, nach getaner und gebräuchlicher Rede, stellt den Igel darauf, läßt ihn frei ohn alles Winken oder Lieblen umhergehen, und vor welchen unter uns (denn wir ganz still ohn alles Bewegen uns halten müssen) er bestehet, bekommt solche Würde und Amt". Das glaubte solcher Gänserich also wahr sein, und allenthalben wußte er, wie die Leinweber ihre Meister erwählten, auch werhalben sie ungern hörten, mit dem Igel gevexiert zu werden, zu tadeln."

Weiter bietet das Handwerkszeug manchmal Gelegenheit zu lustigem Spott. Nun gibt es allerdings kaum ein Gewerbe, dessen Arbeitsgerät der bürgerlichen Familie

ganz fremd wäre: Nudelbrett und Schlachtmesser, Hammer und Schere kennt jede Haushaltung, und der Spott heftet sich nur an Besonderes. Deshalb ließ sich auch nicht für jedes Handwerk ein treffendes Scherzwort finden. Wenn daher der Barbier gelegentlich Scher genannt wird, z. B. in dem Sprichwort [1]): „Schneider und Scher lügen sehr, aber der Schuster noch viel mehr", da könnte ihm der Schneider den Namen streitig machen. Immerhin hat sich auch hier der Volkswitz brav getummelt. Den Weber heißt er Galgenvogel, weil der Webstuhl von ihnen Galgen genannt wird [2]), und mit dem Galgen haben sie so wie so zu tun, die Himmelsfechter. Und weil die Böttcher, die „Herumtreiber" [3]), die Faßreifen mit Philistern, kleinen Holzstückchen, straff schlugen, hat man sie alle miteinander Philister genannt, und dieser Ehrenname ist dann vielleicht von den Studenten allen Nichtstudenten beigelegt worden [4]).

Doch zwei Handwerker müssen hier besonders herhalten. Zunächst der Schornsteinfeger, der Feuerrüpel [5]), der Röhrenkiker, der Spott und das Schreckgespenst der Kinder, die sein schmutziges Aussehen abstößt und anzieht: Schornsteinfeger mußt werden, Junge, dann brauchst du dich nicht zu waschen [6])! Die böse Jugend singt hinter ihm drein [7]):

Chämifeger, schwarze Ma,
heft e schwarzes Hemmli a!
Keine Jumpfre in Paris
chönnt ders wieder wäsche wiß.
Chämifeger, Stangeträger,
mit dem Bese, mit dem Lumpe,
macht die alte Wiber z' gumpe!

Und was für die Kleinen der schwarze Mann, das ist auch für groß und klein der Schneider. Der mußte ganz besonders schlecht abschneiden, wenn man den Handwerker an seiner Waffe maß: Meister Nadler, Meister Zwirn, der Fadenbeißer wird zum Spott des ganzen Handwerkerstandes; der Held von der Nadel ist das Gegenstück des Herrn vom Adel. Am Schneiderlein putzen sie alle ihre schmutzigen Schuhe ab. Und er muß es sich eben gefallen lassen. Kann das Arbeitszeug irgend eines andern Handwerks einen ganzen Schlittenzug mit lustigen Gedanken ausstatten wie in Gottfried Kellers Novelle „Kleider machen Leute"? Im Ge-

webe des Handwerkerspottes laufen alle Fäden zusammen in der Schneidersage.

Das Handwerk hat solchen Spott oft auch selbst heraufbeschworen. Ihr Geräte verehrten ja Meister und Gesellen fast wie einen Götzen. Auf der Schneidertrinkstube tranken sie aus großen Fingerhutpokalen [1]); kein Wunder, daß die Behauptung aufkam, drei Schneider oder gar neunundneunzig könnten sich aus einem einzigen Fingerhut satt trinken. Dazu führte er noch solch zwergenhafte Waffe, die Nadel: so mußte er denn zum Däumling werden.

Viel Stoff zum Lachen bietet aber die Arbeit selbst, besonders irgend eine seltsame Arbeitsgewohnheit. Da ist der Seiler z. B., der geht alleweil rückwärts und bringt sein Geschäft doch voran. Von diesem „Krebs“ [2]) erzählt man sich folgende Fabel [3]):

„Der Seiler blickt rückwärts.

„Die Poeten fabulieren, daß einsmals der unwillige Mars einem frommen und unschuldigen Menschen aus angeborener Furie den Kopf auf einen Streich abgehauet, welches dem Gott Jovi sehr mißfallen, darum dem Vulcano befohlen, er sollte ihm den Kopf wieder aufsetzen. So auch geschehen, aber der plumpe Geselle aus Unachtsamkeit hat den Kopf verkehret hinter sich aufgesetzet, welches dem Jovi sehr verdrossen. „Was wird anjetzo“, sprach Jupiter, „der arme Tropf anfangen?“ Worauf Vulcanus geantwortet: „Mein Jupiter, es ist zwar ein ziemlicher Fehler durch mich geschehen, aber gleichwohl ist die Sache nicht gar verzweifelt, denn dieser Mensch kann anjetzo einen Seiler abgeben, weil diese Leute ohnedas allezeit müssen zurücke gehen.“

Daß der Schneider bei seiner Arbeit als Tischkönig [4]) auf dem Tische thront, ist auch etwas Ungewöhnliches, was das Volk zu allerlei Erklärungsversuchen reizt. Weil er bei seiner winzigen Natur gar leicht vom Stuhl heruntergefegt werden könnte, heißt es. Und ein recht unfeiner Schwank meint [5]):

„Schneiders gemachet von Menschendreck.

„Es geschah, daß St. Peter wandern ging und fand unterwegens ein Menschendreck, schlug mit seinem Stab darauf und sagte: Fult! Alsobald kam ein Schneider herausgesprungen, und zur Bestätigung der Wahrheit scheinet daher,

daß sie selten oder nimmermehr auf der Erden sitzen und nähen, sondern sitzen gemeiniglich auf den Fensterladen und Tischen. Denn sie befürchten sich allezeit noch, daß die Schweine sie möchten fressen, wenn sie auf der Erden sitzend näheten."

Ferner mußte die Schustersitte, das Leder mit den Zähnen zurechtzuziehen, boshafte Bemerkungen geradezu herausfordern. Das war das Lederzanken (mittelhochdeutsch „zangen" heißt „zerren"). Hans Sachs, der mit unverkennbarem Behagen grad über sein Handwerk allerlei auskramt, erzählt einen fröhlichen Schwank von so einem Zankenfleck[1]). Der hat sich eben verheiratet; aber die junge Frau Meisterin hat sich doch manches anders gedacht und weckt einmal zur Nachtzeit den Eheherrn mit ihrem Seufzen:

„Mein herzenlieber Mann,
ein heimlich Anfechtung ich han,
daß du in der Werkstatt all Stund
das stinkend Leder mit deim Mund,
also mit dein schneeweißen Zähnen
oft mußt zanken, reißen und dehnen,
von Küh und Kälbern, Schafen und Pferden,
die oft am Schelm (Aas) abzogen werden.
Damit machst du dein Maul oft schmalzig,
bitter, stinket, schwarz, gschmutzt und salzig,
und reißt auch aus damit dein Zähn.
Drum bitt ich, du wöllst müßig gehn
des Leders mit dein Zähn' zu zanken.
Des will ich dir mein Lebtag danken . . ."

Der Mann verspricht ihr das auch, aber statt des guten Hamburger Biers, das bisher auf den Tisch kam, läßt er von jetzt an ein armselig Dünnbier holen:

„Weil ich mit den Zähnen
das Leder tät strecken und dehnen,
nach der Länge und nach der Breit,
da ergabs wohl zur selben Zeit,
daß ich viel Schuh machet daraus
und viel Gelds löst, daß wir im Saus
davon gut Hamburgisch Bier tranken.
So ich nit mehr tu Leder zanken,

so reicht das Leder nicht an dem End,
drum müss' wir trinken saurn Covent,
das Geld will nit wie vorhin klecken."

Das leuchtet dem Weibchen auch ein, und sie verspricht ihm:

„Ich will dich nit mer darum strafen,
und will auch mein' Zähn wagen dran
und Leder zanken, mein lieber Mann,
dir das helfen dehnen nachmals,
sollt mir kein Zahn bleiben im Hals,
daß das Leder wohl tu ergeben (ausgeben),
daß wir haben wie vor zu leben,
zu trinken gut Hamburgisch Bier
und des Covents gehn müßig schier".

Dies Lederzanken scheint also eine durchaus notwendige Arbeit zu sein, der keinerlei betrügerische Absicht anhaftet. Das Volk aber erhebt schlankweg den schweren Vorwurf, der Schuster strecke das Leder zu seinem eigenen Vorteil, und das lag ja schließlich nahe genug. Sagt doch Johann Fischart einmal [1]): „Dann wäre das Leder breit genug, so dörfts der Schuster nicht in'n Zähnen umziehen." Im ältesten deutschen Rätselbuch, das im Jahr 1505 zu Straßburg gedruckt wurde, wird deshalb auch die Frage aufgeworfen [2]): „Wölchs der böst und nützest Werkzeug sei der Schuhmacher? — Ihr Zähn, damit strecken und ziehen sie das Leder auseinander". Das Lederstrecken läßt die Schuster mit den Juristen vergleichen, darum lautet ein Epigramm Logaus [3]):

Gesetzlinge.

Juristen sind wie Schuster: die zerren mit den Zähnen
das Leder, sie die Rechte, daß sie sich müssen dehnen.

und das gelehrte Sprichwort [4]):

Schuster und Juristen gehören in eine Zunft,
jene dehnen das Leder, diese die Vernunft.

Und Logau setzt einem Schuster die lustige Grabschrift [5]):

Könnte man das Leben strecken, wie man kann das Leder dehnen,
hätt ich, daß ich hier nicht läge, trauen können meinen Zähnen.

Drum sieht man auch dem Schuster sein Handwerk an, oder besser, man riechts ihm an, und deshalb erfreut er sich auch einer ganzen Reihe von Übernamen: Meister

Pfriem, Drahtklemmer, Meister Knieriem [1]) heißt er schon seit Jahrhunderten, während unsere Tage erst den Knierieminalrat geschaffen haben. Und weil er sich besonders mit Pech befaßt, nennt man ihn auch Meister Pech, Pich-Pech [2]), Pechhengst, Pickdraht, Pechfiesel, Pechknipper, Pechvogel, Picklapper, Pickfister, Pechfarzer [3]); er soll ja wegen des vielen Sitzens an Blähungen leiden [4])! Auch dem Gerber sieht man gleich sein Handwerk an: ihn verraten zu seinem Ärger seine roten Fingernägel [5]).

Der Schmied und der Schlosser heißen Kohlenfresser oder Rußwurm [6]), ein Beiname, der manchmal auch dem Schornsteinfeger zukommt; Bäcker und Müller heißen Mehlhose oder Mehlwurm [7]), wie der Drechsler schon bei Hans Sachs Holzwurm, und der Goldschmied, obwohl er im edelsten Stoffe arbeitet, Drecklöter [8]). Noch heut ist der Schreiner der Leimsieder, der Meister Leim, der Buchbinder der Kleisterhengst [9]) oder Pappenheimer, und der Tapezier im Niederdeutschen der Kliesterputt [10]). Im Alemannischen heißt der Wagner Krummholz und der Küfer Kübeleschinder [11]). Der Weber ist der Knirrficker, wohl von der geräuschvollen Bewegung des Webstuhls [12]).

Dreckschwalbe oder Dreckschwölke heißt der Maurer [13]), oder Lehmklicker, Lehmklitsche; Dreckpatscher [14]) und Lehmtreter [15]) der Hafner. Den Metzger nennen sie Wampenwascher [16]), im Niederdeutschen Schitenschübber, weil seinem Gewerbe viel Schmutz anhaftet, oder Katzoff, ein Name, der der Gaunersprache angehört und aus dem Hebräischen stammt [17]).

Von all diesen schmutzigen Gesellen sind die Hafner am reinlichsten: So die auf die Heimlichkeit gehen wöllen, den Bauch leeren, so wäschen sie die Händ vorhin, sagt ein altes Volksrätsel [18]). Klicks klacks Tepperdreck, Tobacknäs on Berkrog! Das ist Töpfers plattdeutscher Ehrengruß [19]).

Viele dieser Necknamen treffen aber nicht den Verspotteten, sondern den Spötter. So wenn man den Barbier, den Barbutsch [20]), auch Maunzenscherer, Schnutenfeger, Schnurreputzer, Rüsselputzer, Rüsselfeger, Läusjäger oder gar Arschkrauer und Arschkratzer [21]) nennt. Darum drücken sich gebildete Menschen feiner aus und sagen Bartputzer, Putzbüdel [22]), und die allergebildetsten Verschönerungsrat [23]). Ein Schimpfname der gewöhnlichen Art ist Schurg, was man im Badischen hören kann: eine sinngemäße Abkürzung aus Chi-

rurg [1]). Denn man liebt den Barbier nicht. Schon im Straßburger Rätselbuch vom Jahr 1505 findet sich die Frage: Unter wölchem Handwerk seind am meisten Schälk? Unter den Bartscherern sitzt mancher Schalk [2]).

Und von jeher war der Barbier die lebende Zeitung, worin jeder seine Neuigkeiten auskramte. Darum gilt er für einen Schwätzer und Herumträger [3]), und man vergleicht ihn mit dem Papagei, der zwar älter wird, aber lang nicht so viel spricht [4]). Jenes Zunftwappen, das ihnen Kaiser Wenzel verliehen haben soll, zeigt daher auch in einer knotenweis verschlungenen Aderlaßbinde einen grünen Papagei [5]).

Die Arbeit beeinflußt das Aussehen und das ganze Wesen des Handwerkers. Der Schmied wird stark, der Metzger roh durch sein Gewerbe. Weber und Schneider, beide als Hungerleider verschrieen, sind so dünn und leicht, daß dieser in einer Spinnwebe hängen bleibt, während jener nur deshalb durchkommt, weil ihm — im plattdeutschen Schwank [6]) — 'n Sparling wat up 'n Kopp maakt! Und das Handwerk sucht sich seine Leute aus. Ein schwächliches Büblein taugt nicht zum Schlosser, das ist beim Schneider besser am Platz, und ein weichherzig Kind, das in Tränen ausbricht, wenn ein armes Häslein gebraten auf den Tisch kommt, wird niemals Lust zur Metzgerei haben.

Wie das Handwerk, so der Handwerksmann. Da war der Böttcher, der Bind-den-Kübel, Bind-den-Reif [7]), wohl am besten dran, sein Erbteil ist sein frohes, munteres Blut, sein leichter Sinn und Lust am heiteren Leben [8]). Böttcher waren es, die einst in München nach einer furchtbaren Pest wieder die Lebensfreude erweckten, und ihr Reifentanz hat sich fast am längsten von all diesen Handwerksfesten erhalten [9]). Andererseits hat die Weinfreude gerade sie oft in blutige Händel verwickelt [10]). Mit Stolz spricht es ihr Preislied aus [11]):

Zu diesem Handwerk taugen nicht
die krumm und lahme Leut,
die schielicht sind von Angesicht,
die Hinkenden allzeit.
Dann heißt es: Lern das Schneiderwerk,
dasselbe ist dir gut.

Der Schneider sitzt sich hungrig und durstig, krätzig und räudig, krumm und lahm [12]). Schon Bebel weiß das:

„Ist auch jetzt ein gemeines Sprichwort, wann sie einen schmähen wollen, daß sie sagen: Der ist ein hinkender Schneider. Oder wann einer meint, man verachte ihn, so sagt er: Meinst du, ich sei ein hinkender Schneider?“ [1]) So gehören denn zu den unmöglichen Dingen nach Fischart „Roßtäuscher und Krämer, die nit lügen, Wechsler, die nit betrügen, Köch, die nichts verschütten, Huren von guten Sitten, Schreiber, die nit radieren, Studenten, die nit lieber hofieren dann studieren, Münch, die niemand verführen, ein Troß ohn nasse Knaben, zehn Gelehrter und Formenschneider, deren nit etlich bös Augen haben, Drucker, die nicht gern Wein trinken, ein Dutzend Schneider, darunter nit etliche hinken“ usw. [2]).

Der Schneider hat also „en Puckel hin'n, en Puckel vören“, sagt Fritz Reuter [3]). Daß dieser Schönheitsfehler des Schneiders tatsächlich von seiner Arbeitsweise herrührt, hat in seiner „Abhandlung von den Krankheiten der Künstler und Handwerker“ Professor Ramazzini, einst eine Leuchte der Universität Padua, allen Ernstes behauptet [4]): „Wirklich ist es recht lächerlich, die Versammlung der Schuster und Schneider zu sehen, wenn sie bei ihren Handwerksfesten Paar und Paar staatlich durch die Stadt, hinkend, zusammengewachsen, hockericht, mit vorschießenden Knien, und mit einem blassen, von Elend und Kränklichkeit zeigenden Gesicht, ziehen, als wären sie insgesamt zu einem solchen Aufzug mit Fleiß erlesen worden.“

Sutores und Sartores, Schuster und Schneider sunt stinkidi, hinkidi homines, lautet ein deutsch-lateinisches Sprüchlein [5]).

Daneben trifft auch den Metzger dieselbe üble Nachrede; wenn es aber heißt, der Schneider stinke, so kann diese Verleumdung durch den Reim auf hinkt veranlaßt worden sein, und hat dann wohl auch wieder beigetragen, den Schneider mit der Geiß noch inniger zu verbinden. Das Volkslied aus dem 17. Jahrhundert „Was braucht man auf an Bauerndorf?“ zählt unter anderm auf [6]):

An Metzger, der nöt hinkt,
an Schneider, der nöt stinkt,
an Weber, der nöt krätzig ist,
an Bauern, der kein Lauer ist.

und in einem Schneiderlied aus der Eifel heißt es [7]):

Ja, ja, du bist ein Schneider,
man kennt dich am Geruch!

Das kommt, wie ein Verteidiger des Schneiderhandwerks sagt [1]), daher, daß sie über so viele „unflätige, stinkende, lausigte Hosen sitzen und dabei allen Greuel und Gestank in Leib einnehmen müssen, welches sie gar um alle Gesundheit bringen sollte, wie dann auch mancher, der etwan schwacher Natur und solchen losen Gestank nicht erdulden kann, wohl gar die Erden darüber schlucken muß".

Bei ihrer sitzenden, gleichmäßigen Arbeitsweise können Schuster, Schneider und Weber den Geist spazieren gehen lassen, aber sie geraten in ganz verschiedene Gedankengänge [2]). Der Weber brütet in erster Linie über der Frage, wie er seine wirtschaftliche Lage bessern kann; darum steht er vornean, wo die Zünfte ein neues Stadtregiment einführen wollen. Der Schneider aber ist der Umstürzler aus Neuerungssucht; auf dem Arbeitstisch zusammengekauert und von Natur schwächlich, kann er nicht mit der Faust dreinschlagen, aber er politisiert gern im Wirtshaus und ist „dem Rat nit hold". Und es ist gewiß kein Zufall, daß seit Albrecht Berblinger [3]) so viele Schneider unter die Flieger gegangen sind. Immer wieder müssen sie ermahnt werden, von der Nadel zu reden und nicht vom Sterngucken. Aber der Schuhmacher hält sich frei von jeder hastigen Überstürzung, mit Ausdauer und Scharfsinn dringt er ein in den Kern der Sache. Während der Weber für den Handel arbeitet und von den Schwankungen der Geschäftslage abhängig ist, wie der Schneider von der wechselnden Mode, hat der Schuster seine ruhige Arbeit, er weiß, wo jeden einzelnen der Schuh drückt. Die ewig gleich bleibende Tätigkeit macht ihn zum Urbild des zufriedenen, glücklichen, bescheidenen Handwerkers [4]). Er ist stark im Bibellesen, sein ganzes Sinnen treibt ihn zum Pietismus, während der radikale Schneider von Gott und Religion nichts wissen will. Grad im Schuster schlägt eine dichterische oder philosophische Ader; es braucht bloß an Hans Sachs, an Jakob Böhme, den großen deutschen Mystiker, und an Fox, den Vater der Quäker, erinnert zu werden.

Aber in dieser Gedankenfreiheit hat auch mancher Schuster den goldenen Boden seines Handwerks unter den Füßen verloren, daß man ihn umsonst zum Leisten zurückrief. Gar

mancher verbummelt oder verkommt, oder er wird zum rechten Bruder Besserwisser, der immer nörgelt und nichts gelten läßt. Das reizende Märchen der Brüder Grimm, „Meister Pfriem“ [1]), zeigt so einen tausendmal klugen Meister. Oder er weiß nichts Besseres als seine Gesellen zu necken [2]). Von solch einem Bruder Pfiffikus erzählt eine bekannte Legende, die hier in einer Fassung aus dem Böhmer Walde mitgeteilt sei [3]):

„Der Schuster im Himmel.

„Ein Schuster kam einst zum Himmelstor. Umsonst war sein Bitten um Einlaß, da er manches auf dem Gewissen hatte; aber er bat so flehentlich, daß der Himmelspförtner ihn endlich durch die halbgeöffnete Tür in die himmlische Herrlichkeit hineinsehen ließ. Voll Erstaunen oder mit Absicht ließ der Schuster seinen runden, dreibeinigen Sessel, von dem er sich selbst auf der weiten Reise nicht hatte trennen können, durch den Torspalt in den Himmel hineinrollen. Inständig bat er jetzt St. Petrus, ihm sein Eigentum wieder herauszugeben. Dieser jedoch wollte den mit Pech und Schusterpapp beschmierten Sessel nicht in die Hand nehmen und sagte: „Hol dir ihn selbst und schau, daß du weiterkommst! Den Duft kann man bei uns nicht gebrauchen“. Mit einem Satz war der Schuster im Himmel und setzte sich auf seinen Stuhl. „Wirst du bald hinausgehen“, rief erbost Petrus; aber Meister Pech schrie frohlockend: „Ich sitz auf meinem Eigentum, ich sitz auf meinem Eigentum“. Und da ihn niemand anzurühren wagte aus Furcht, sich mit dem Pech die Finger zu beschmieren, blieb der Schuster im Himmel sitzen.“

Auch der Schneider ist immer vornean mit seiner Nase, und wenn irgendwo einem losen Burschen die Zunge recht lose im Mund sitzt, dann ists gewiß ein Schneider. Der vorwitzige, windige Gesell weiß auch alles am besten. Dabei kanns ihm natürlich auch einmal recht bös gehen, so bei der Besichtigung der berühmten Breslauer Baßgeige: „Weilen aber die Tiefe der Baßgeigen nicht ist zu beschreiben, so ist doch gewiß geschehen, daß ein Schneider aus Vorwitzigkeit — wie man wohl weiß, daß sie alles beschnarchen müssen — sich auf die Geigen bemühet zu steigen, und da er alles gut betrachtet und durch ein Sternloch hinein-

schauete, bekam er den Schwindel und strauchelte, fiel endlich auch gar hinein, ist zwei Tage gefallen, bis er auf den Boden kommen ist, aus welchem man leichtlich erachten kann, was das für eine Tiefe sein muß" [1]).

Es muß wohl im Schneiderblut liegen, daß sie „zu Zeiten etwas bußwürdig und ausschlagen"; sie sitzen auch die ganze Woche über der Arbeit und haben keine Bewegung. Das geben die Schneider selbst zu. Da kann man schon auf tolle Streiche kommen [2]):

„Gänsbeschwernis.

„Es hatte ein Schneider von seines Nachbarn, eines Juden, Gänsen großen Verdruß, und weil sie ihm in sein Haus zu laufen pflegten, nahm er eine nach der andern und nähte ihr den Hintern zu; wann sie dann starben und sie der Jud auf den Mist warf, so verzehrte er sie ohne allen Schaden."

Ganz anders als diese unruhigen Querköpfe lebt der Seifensieder ruhig und sorglos dahin: Johann der muntere Seifensieder! „Das denkt wie ein Seifensieder", sagen in Wallensteins Lager die flotten Jäger von den nüchternen Arkebusieren. Auch der Töpfer hat einen engen Blick, er dünkt sich überklug, weil er „den Dreck versteht" [3])! Der Metzger gilt vielfach für roh und gewalttätig, für kriegerisch, und von gar manchem wird berichtet, der sich in den Städtekämpfen mit gewaltigen Streichen hervorgetan hat [4]). Als im Jahr 1289 der Bischof Konrad von Liechtenberg die Stadt Freiburg im Breisgau einschloß, machte ein Metzger allein einen Ausfall und stach den Bischof nieder. Und ebenso warf sich, als im Schmalkaldischen Krieg die Kaiserlichen auf Konstanz losrückten, ein Metzger auf der Petershauser Brücke ihnen mit bloßer Brust entgegen, packte zwei mit riesigen Kräften und stürzte sich mit ihnen in den Rhein [5]). In der „Züricher Mordnacht", da der verräterische Adel die Stadt überfallen wollte, haben sich die Metzger „also redlich und tapfer gehalten, daß ihnen und ihren ewigen Nachkommen von einem Rat zu Zürich die Freiheit gegeben worden, daß sie um Matthäi in der Stadt in ihren Ordnungen umziehen möchten, und tragen der Stadt Zeichen oder Fähnli, dazu einen Leuen, neben dem die Metzger mit Schlachtbeilen und Prügeln, wie die streitenden und erzörnten

Leuen in die Mörder gefallen, und für die Stadt ritterlich gestritten haben".

Ein kräftiger Mann ist auch der Meister Schmied, und deshalb kann er auch im Essen was leisten. Das beweist das bekannte Lied: A Schlosser hat an Gsellen ghat [1]), und ein Schwank des Hans Sachs erzählt ähnliches [2]). Da verordnet der Arzt einem kranken Schmied sieben Pillen. Aber der Schmied versteht ihn falsch und meint, sieben Hühner soll er fressen. Mit aller Anstrengung leistet er das Verlangte: „Die Arznei ist mir zu stark", aber er zwingts beinahe, und wie der Arzt am andern Tag nachsieht, klärt sich der Irrtum auf:

„Nein, ich habs selb also verstanden", sprach der Schmied,
„gefressen hab ich sechsthalb Huhn.
Hilft das nit, so schadt es doch nit."

Was einem Schmied taugt, ist nichts für einen Schneider [3])! Den hätte die Roßkur umgebracht.

Daß der Schmied erst recht auch Durst bekommt und allgemein als trinkfester Mann gilt, ist begreiflich. Aber er kanns auch ertragen! Im Badischen wird der Durst der Schmiede so erklärt: Der erste Schmied soll einen feurigen Amboß verschluckt haben, und nun meinen alle, sie müssen löschen [4])!

Doch noch durstiger soll der Bürstenbinder sein [5]). „Aber willkomm ihr saubere Bürstenbinder", ruft ihnen Abraham a sancta Clara zu [6]), „ihr tut andere säuberen und bleibt selbst unsauber (ich verstehe doch nicht alle). Das Sprichwort ist schon drei Meilen hinter Babylon bekannt: er sauft wie ein Bürstenbinder. Ihr macht keine Arbeit lieber als die Kandel bürsten, euer Arbeit nimmt den Staub weg, aber bei euch staubt das Maul nimmermehr, dann es allezeit von Wein und Bier feucht ist. Darum kein Wunder, daß euer Arbeit so liederlich . . . Wie unser Herr so viel tausend Personen in der Wüsten gespeist, da weiß man von keinem Trunk, aber wann ein Bürstenbinder wäre unter dem Volk gewest, der hätt unfehlbar um ein Trunk Wein angehalten!"

Die armen Bürstenbinder sind wohl nur deshalb so in Verruf gekommen, weil dem trunkfrohen Deutschen der Ausdruck bürsten, den man mit „Burse", der studentischen Genossenschaft, zusammenbrachte, eine beliebte Wendung für

stark trinken war [1]). Deshalb heißt es schon bei Fischart einmal: Mit Züchten ein unschuldiger Bürstenbinder [2])!

Ferner gilt der Gerber, da er ein so übles, ungesundes Handwerk ausübt, vielfach für grob und ungeschliffen. Auch die Steinmetzen können wie die Fuhrleute „unbeschreiblich fluchen und schwören, wann sie bisweilen mit dem Klöpfel des Meißels fehlen und ihnen selbst auf die Bratzen schlagen", wie sich Pater Abraham treffend ausdrückt [3]).

Zu der Zeit, da das Handwerk schon anfing zurückzugehen, da blühte das Gewerbe der Buchdrucker erst mächtig auf. Das hatte wirklich einen goldenen Boden, und darum ließen sie auch etwas draufgehen. Sebastian Brant wirft ihnen daher auch im „Narrenschiff" vor [4]):

Die Drucker in dem Praß umgohn,
uf einen Tag ein Wochenlohn
verzehren, das ist ihr Gefärt (Lebensweise).

Die üppigen „Schwarzkünstler" [5]) fühlten sich mächtig, als hätten sie die vielen Bücher selbst geschrieben, die sie druckten! Stets gehörte ihr Handwerk zu den vornehmsten wie das der Goldschmiede, Schreiner, Bildhauer, Steinmetzen, Uhrmacher und Maler. Noch vor hundert Jahren rechneten die Studenten die Buchdrucker nicht zu den „Knoten" (s. S. 14) [6]).

Auch Maurer und Zimmerleute, Maurerrindvieh und Zimmerochse heißen sie im Mecklenburgischen [7]), haben das Sparen nicht gelernt. Was die Maurer in der Woche gewinnen, muß am Sonntag durch die Gurgel rinnen [8]). Im Sommer ist ihnen keine Kanne zu teuer, und im Winter keine Rinde zu hart [9]). Mit Recht warnt darum das Schnadahüpfel die Mädchen [10]):

Heirat koan Maura,
du heiratst in d' Not:
im Summa koan Mann,
im Winta koan Brot!

Darum wissen sie sich einzurichten [11]):

Maurer und Zimmerleut
san rechte Lumpen,
wann sie ka Geld nit habn,
gehn s' zu der Pumpen.

Und ein Maurerkotelett, ein Handkäse, ist auch nicht zu verachten [12])!

3. Handwerkersünden.

Der Bäcker mit der Kratz,
der Müller mit der Matz,
der Schneider mit der Schnippscher:
wo kommen die drei Diebe her?
Sprichwort [1]).

Über solche Eigenheiten des Handwerks zu spotten, tat eigentlich keinem weh. Aber viel weniger harmlos war eine zweite Seite der Handwerkerneckereien, wenn das Volk auf seine geschäftlichen Beziehungen zum Gewerbe zu sprechen kam. Da gibt es seine lachende Sachlichkeit auf und läßt seiner übeln Laune die Zügel schießen. Wer gewisse Leistungen um schweres Geld erkaufen muß, glaubt sich stets übervorteilt von dem, der den klingenden Lohn einsteckt, und so ists denn nur ein begreifliches Vorurteil des Volkes, wenn es alle Handwerker, jeden in seiner Art, für diebisch und unzuverlässig erklärt. Diese Klage ertönte an dem Tag zum erstenmal, da zum ersten Handwerker der erste Kunde kam, und wird weiter ertönen, solang es Handwerker gibt. Und daß hinter diesem Vorurteil doch ein Fünkchen — oder ists ein Funken? — Wahrheit steckte, das beweist die Übereinstimmung der Vorwürfe, die sich nun nicht zum Schweigen bringen ließen. Mags das ehrliche Handwerk trösten, daß alle — Dreck am Stecken haben: „In summa, totus mundus furatur, sie sind alle Dieb und Diebsgenossen", sagt Moscherosch im Philander von Sittewald [2]). Im 18. Jahrhundert hat sogar ein „Betrugs-Lexicon, worinnen die meiste Betrügereyen in allen Ständen . . . entdecket" [3]) den Nachweis zu führen gesucht, daß alles betrügt, vom Fürsten bis zum Bettler:

Der Welt Wagen und Pflug
ist nur Lug und Betrug!

Es hat lange gedauert, bis die Betrogenen ihrem Zorn in befreiendem Spotte Luft machen konnten. Der fromme,

eindringliche Franziskaner Bruder Berthold von Regensburg († 1272), der in seinen Predigten den Handwerkern die geballte Faust entgegenstreckte, war von Humor noch weit entfernt[1]: „So sint eteliche Trügener unde Lügener, als die Antwerklüte. Der Schuochsuter sprichet: „Seht, das sint zwo gar guote Soln!" So hast du sie vor dem Füre verbrennet, so hast du ihm sin Guot abe erlogen und ertrogen! Dasselbe sprich ich zuo dem Kramer, der unrechte Wage hat und gicht (behauptet), daß sie gerecht si. Unde der Brotbecke, der swemmet den Teig mit Hefel: so du wähnest, du habest Brot, so hast du Luft für Brot kauft. Unde der Pfragener (Kleinkaufmann) güßet etewenne Bier oder Wasser in das Olei (Öl). Unde der Fleischschlachter hat feil etewenne kälberin Fleisch unde gicht, es si drier Wochen alt: so ist es kume einer Wochen alt, oder git müeterin Fleisch für bergines (d. h. er gibt Fleisch von einem alten Mutterschwein für gutes Schweinefleisch): es mag etewenne ein kranker Mensche essen, daß er den Tod davon nimmet, oder ein Frouwe, die in Kindbette lit. Die sint alle Trügener unde Lügener . . ."

Auch die mittelalterliche Satire, die ja niemand verschont und vom Papst bis herab zum armseligsten Knecht alles im Mörser der Sünde zerstößt, nimmt das Handwerk bös mit. So hechelt „des Teufels Netz", eine unerträgliche Reimerei aus der Zeit des Konstanzer Konzils, einen Stand nach dem andern durch und läßt sie alle dem Teufel verfallen[2]: Kornhändler und Bäcker, die den Kornpreis in die Höhe drücken, und die Metzger, die behaupten, stets preiswerte Würste zu liefern, die doch viel zu klein und zu leicht gestopft sind, „nit viel swerer denn ein Mugg". Und was wird da hineingestopft: Lungen und Lebern viel, Milz, Gurgeln und die Krös:

Kein Swin möcht das wohl gessen.
Das muossend denn die Lüt fressen!

Diese Würste wirft der Metzger dann ins Wasser, davon werden sie groß und hell und schwer, aber wenn man sie braten will, so erlischt fast die Glut von der Feuchtigkeit, die sie enthalten. Ähnlich treibens die Weber[3]: sie suchen Abfälle und Knäuel zu stehlen, und wenn sie das Garn wiegen, das sie verweben sollen, so nehmen sie ein ganz kleines Ge-

wicht, aber wenn sies den Leuten wieder zuwiegen, haben sie zum mindesten zwei Pfund in ihren Sack fallen lassen. So auch Gerber und Schuhmacher[1]: die brennen die Sohlen, daß sie krachen, das tut den Bauern wohl gefallen, aber morgen müssen sie schon barfuß gehen.

Sobald aber des Teufels Netz auf Müller und Schneider zu sprechen kommt, beleben sich die bisher so öd vorbeimarschierenden Verse, und volkstümliche Redensarten beginnen zu scherzen: die zornige Klage wird zu fröhlichem Spott. Da heißt es denn, daß es der Schneider nicht lassen könne, er müsse stehlen[2]:

Es ist sicher eines Schneiders Kleid,
da (wenn) einer menger (mancherlei) Farben trait (trägt) . .
Wela (welcher) drißig Jahr ist, Meister ald (oder) Knecht,
den hing' man billig ahn (ohn) Recht (Rechtsspruch),
wann (denn) er tuot an Faden als (so) viel erwerben,
daß er hangend sollt sterben . . .
Sie sind allweg bleich und avar (mißfarbig),
das ist nit von übrigem (zu vielem) Sitzen,
sie muossend allweg sorgen und switzen,
man werd ihr' Bübrig (Büberei) innen,
daß er denn nicht möcht entrinnen.
Er müßt am Strick erworgen,
es wär Abend oder Morgen!

Und noch mehr fällt die Müllerklage aus dem Rahmen heraus. Schon hat man in frohen Scherzen seinen Trost gefunden und die Rache zugleich, und auf bekannte Müllerschwänke (s. S. 77 und 80 f.) wird in folgendem Erguß angespielt[3]:

Kein Müller lat das Mehl rein,
ihm muoß sin Teil davon werden.
Ich weiß kein frommen uf der Erden.
Kann er nit anders erdenken,
so tuot er Grüsch (Kleie) in das Mehl senken,
daß es dest baß erschieß (desto ausgiebiger sei) . . .
Ein Müller muoß mit eim Diebu fstahn . . .
Also ist Müller und Kind,
sin Gäns und och sin Rind,
Hühner, Esel und och Swin
muossend all Dieb sin.

Auch Geiler von Kaisersberg, der große Straßburger Prediger († 1510), erklärt die bösen Handwerker von der Kanzel herab in Verruf. Dem Bruder Berthold an sittlichem Ernst vielleicht nicht gewachsen, übertrifft er ihn bedeutend an Sprachgewalt; er freut sich seiner seltsamen Wendungen und läutet mit der Narrenschelle, die ihm gewaltigen Zulauf zu seiner Predigt sichert[1]: „Die zweite Schelle ist: Betrug im Handwerk. Ich will ein Lügner sein, wenn nicht alle Arten von Handwerk mit dieser Schelle behaftet sind. Saget an vorerst ihr Schneider, ob ihr nicht zu Hause hastig nähet, draußen aber in den Häusern der Kunden gar langsam arbeitet. Saget an ihr Schuster, ob ihr nicht jeden täuschet, der etwas bei euch kauft. Saget an ihr Kürschner, ob nicht die Pelze in euern Werkstätten zusammenschrumpfen, und ihr Gerber, ob ihr nicht gute Felle mit schlechten vertauschet. Saget an ihr Bäcker, ob ihr euer Brot nicht zu naß backet. Saget an ihr Maler, ob ihr euch nicht herausnehmet, schamlose Bilder zu malen. Wo ist noch ein Handwerksmann, der sein Geschäft ehrlich betreibt? Ich fürchte, von allen gilt das Wort des Propheten: „Die Werkzeuge des Betrügers sind sehr böse". — Wenn er wie alle davon überzeugt ist[2]:

Alles tracht nur auf Gewinn,
führen Betrug in ihrem Sinn,

so sagt er das doch nicht mehr mit Bruder Bertholds ernstem Gesicht[3]: „Meister Corneli von Bocksberg, wieviel Ellen seind schon durch die Scher gefallen? Meister Crispin, warum habt und lappt Ihr also die Schuh, unterlegt altes für neues Leder?"

Doch Geiler von Kaisersberg ist der reine Waisenknabe neben dem Pater Abraham a sancta Clara († 1710). Der bittere Ernst seiner Worte, sein gewaltiges Wehe!, das Himmel und Erde in Bewegung setzen möchte, wird nun völlig überwuchert von tollen Wortspielen und Schwänken, die nach unserem Empfinden bei weitem nicht kanzelfähig waren, sodaß man schließlich fast an seiner guten Absicht zweifelt und einen Witze reißenden Narren vor sich zu haben glaubt. Er weiß eben, daß dem Volke eine bittere Wahrheit nur gut eingezuckert gereicht werden darf, wenn es sie schlucken soll. Man höre nur, in welch barocken Scherzen und Übertreibungen er sich gefällt[4]:

„Die größten Lügner der Welt sein die Handwerker, so die Schuster und Schneidermeister haben sich aus Mutterleib herausgelogen."

„Wo bleibt das Gewissen? Herr Schneider, Meister Barthelme, der Herr weiß die Kleider meisterlich zuzuschneiden, und zwar so vorteilhaft, daß der Schneider gar leicht aus einem reichen Zeug kann für sein Weib ein Mieder und für die Kinder etliche Häubl extra machen. Wo bleibet das Gewissen? Wenn der Teufel sollte einen Schneider abgeben, so wüßte er gleichwohlen alle ihre Vorteile nicht" [1]).

„Herr Meister Crispinus, Ihr seid ein alter erlebter Schuster, schlagt zwar die Schuh über den Leist, aber nicht das Gewissen, Ihr wisset das verbrannte Leder so stattlich zu gebrauchen, daß in acht Tagen die Schuh wiederum Fenster bekommen, und sich die Füß um einen neuen Schuster umsehen. Wo bleibt das Gewissen [2])?

„O wieviele tausend Gewissenswürm, ja wohl ganze Wurmnester findet man nicht unter den Menschen! Es ist ein Wurm, der kriecht in den Kanzleien und auf der Advokaten Schreibtischen herum, der ist der Interessewurm. Es ist ein Wurm, der kriecht auf der Schneider Scher herum, der ist der Beschoreswurm. Es ist ein Wurm, der kriecht auf der Notarien Schriften herum, der ist ein Testamentswurm. Es ist ein Wurm, der kriecht auf der Maurer und Zimmerleuten Werkzeug herum, das ist ein fauler Wurm [3])!

„Der Schuster macht lauter blaue Montag, verspricht die Schuh auf künftigen Sonntag, wenn dann die Schuh sollen fertig sein, so kauft er erst das Leder ein. Der Bäck schwöret bei seiner Seel, er nimmt das weißeste Mehl, mischt unterdessen schwarz und weiß unter einander, den Teig netzt er immer mehr, so wiegt das Brot desto schwer, endlich ist des Bäckers, des Schalken, sein Brot ein lauterer Dalken [4]). Aber der Schneider hat nicht umsonst die Scher, denn er kann mit dieser nicht so wohl zuschneiden, als auch meisterlich aufschneiden; gibt man ihm so viel Tuch, so hat der Schneider gleichwohlen nicht genug, denn der Meister Bockhard für seinen kleinen Sohn, den Böckel, macht gern ein Beschores auf ein Röckel; ist nun das verlangte oder gedingte Kleid zugeschnitten, so verspricht er solches in 24 Stunden, aber in acht Tagen tut er es erst zu Faden schlagen,

am heiligen Ostertag um die Glocke neun, da wirft er erst die Ärmel ein, wenn es zehn oder eilf wird, werden die Knopflöcher ausstaffiert. Zu Zeiten geschieht es gar, daß, wenn man das Kleid anlegen will, so lauft der Meister Schneider in das Haus und spricht: Mein Herr, ich hab das Maß vergessen, muß es euch von neuem wieder me=me=me=messen [1])".

„Es ist ein bekanntes Sprichwort: er schaut wie ein Nadelmacher, welches so viel will gesagt haben, als habe er ein scharfes Gesicht, dann diese Leut müssen sehr genau schauen, damit sie das Nadel=Loch recht machen; im übrigen aber schauen sie auch, wie sie die Leut mögen betrügen, und wird mancher Schneider an einer ledernen Baueren=Büchsen (Hose) ein halb tausend Nadlen im Stich lassen . . .[2]). Es sind etliche Tischler nicht weit her, aber gleichwohl scheint es, als wären sie gar aus Morgenland kommen, weil es immerzu bei ihnen heißt: Morgen, morgen, morgen wirds fertig, morgen solls der Herr haben, unterdessen erfährt man, daß mehrer Lugen als Scheiter in der Werkstatt" [3]). Und von den Drechslern ist bekannt, „daß sie nicht allein Bein und Holz, sondern auch wissen dem Nächsten hauptsächlich ein Nasen zu drehen [4])".

„Was ich bishero von den Handwerkern geschrieben, sollen sie sich keineswegs verdrießen lassen, denn sie seind wie der evangelische Acker, in welchem nicht lauter Weizen, sondern auch viel Unkraut gewachsen; rechtschaffene und gewissenhafte Handwerksleute werden sich um diese Schrift nicht annehmen, sonsten möchte man die Vögel an ihren Federn erkennen" [5]) . . .

Ein behagliches Schmunzeln huscht über Pater Abrahams edles Gesicht, sein ernstes Auge leuchtet fröhlich auf mit den lachenden Mienen seiner Zuhörer, die sich jetzt vielleicht ins Unabänderliche besser schicken.

Denn anders geworden sind die bösen Handwerker auch jetzt nicht. Und für zwei Bösewichter hat man auch jetzt noch keinen Spott übrig, für den Metzger und für den Bäcker. Und das ist auch kein Wunder. Zu diesen beiden wanderten die Hausfrauen alltäglich, um sich alltäglich aufs neue übers Ohr hauen zu lassen: und Frauen sind von Natur sorglicher im Kleinen, sie können sich Unangenehmes nicht so leicht aus dem Kopf schlagen wie die Männer, die zur Herstellung ihres

seelischen Gleichgewichts so schnell ein Scherzwort kommandieren können. Allerdings hört auch bei ihnen die Gemütlichkeit auf, wenn es sich ums tägliche Brot handelt, und so hassen denn alle, die hungrig sind, die beiden Spitzbuben bis aufs Blut. Über den Hunger hilft kein Spott hinweg. Bäcker und Metzger sind die letzten, die Hungers sterben [1])!

Auf Weiber Weinen, Metzger Schwören,
Hunde Hinken, darf sich niemand kehren [2]).

Vom Metzger will keiner etwas wissen, und der Bäcker, der Streckeweck, der Suchsbrot [3]), kommt in den wenigen Schwänken, die ihn aufs Korn nehmen, herzlich schlecht weg [4]):

„Von eim Becken.

„Auf ein Zeit ward ein Beck Christus (im Passionsspiel), und wie ihn die Juden schalten mit schmählichen Worten, litt ers geduldig; da saget einer zu ihm: „Mehldieb!" Antwortet der Beck: „Schweig, oder ich schlag dich mit dem Kreuz zur Erden!" Dann die Wahrheit leidt kein Scherz, und wer sich der Wahrheit bewußt ist, läßt nicht gern mit ihm scherzen."

„Von einem Becken, der unser liebe Frau um Nahrung bat [5]).

„In Steinwyck wohnte ein Bäcker mit Namen Andreas Quatpfenning. Derselbe kam in die Kirchen zu unser lieben Frauen, die auf einem Stuhl saß mit einem Kind auf dem Schoß, und bat sie, daß sie ihm doch möchte Nahrung bescheren. Der Küster, welcher hinter einem Pfeiler stund, sprach mit leiser Stimm: „Backt schwerer!" Er hielt wieder an, und der Küster antwortet wieder: „Backt schwerer!" Letzlich ward er erzürnt und sprach: „Schweig du Dreck, und laß mir deine Mutter wieder antworten!"

„Der reiche Beck [6]).

„Ein Beck baute in kurzer Zeit ein hohes Haus. Von solchem sagte man, daß sich zu verwundern, wie das kleine Brot so ein großes Haus in kurzer Zeit habe aufführen können!"

Der Bäcker ist halt ein guter Baumeister! Selbst aufs Grab schreibt mans ihm, wie er sich betragen [7]):

Ists auch einmal an dem Hans Leyen?
Er hat gebacken Haber und Kleien,
Gott woll es gnädig ihm verzeihen,
in der Höll muß ers alles wieder speien.

All diese Bösewichter wünschte das Volk an den Galgen. Sie habens alle verdient. Der schwäbische Dichter Nikodemus Frischlin († 1590) macht sein Drama „Josef von Ägypten" damit volkstümlich, indem er eine Reihe solcher Galgenfrüchte aufknüpfen läßt; in der Inhaltsangabe kündigt er nämlich an [1]):

Der Henker kommt und holt den Becken,
daß er ihn soll an Galgen strecken.
Von Müllern und von Becken viel
gehandelt wird in diesem Spiel,
wie sie die Säck verschäumen künnten,
was nit verlorn, sie dennoch finden.

Dasselbe Schicksal bereitet Herzog Heinrich Julius von Braunschweig († 1613) — jener Fürst, der Shakespeares Stücke für die deutsche Bühne gewinnen wollte — in seinem Drama „Der Fleischhauer" [2]) einem Metzger. Der hat es genau so getrieben, wie in „Des Teufels Netz" ihnen allen nachgesagt wurde: sein wohlverdienter Tod löst volle Befriedigung aus bei den Zuschauern.

Aus Notwehr geradezu sah daher die Stadtregierung den beiden scharf auf die Finger, denn das Sprüchlein lautete [3]):

Wo der Bürgermeister schenket Wein,
die Fleischhauer im Rat sein
und der Bäcker wiegt das Brot,
da leidt die Gemeind groß Not.

Wenn sie auch im Rate saßen, weh ihnen, wenn sie sich erwischen ließen! Im Jahr 1575 wurde in Nürnberg ein „Metzger und Dieb, welcher auch Hundsfleisch für Schöpsenfleisch verkauft, mit dem Strang gericht" [4])! Für untreue Bäcker gabs eine ganz besondere Strafe, die wurden gewippt! So geschahs 1442 in Augsburg [5]): „Auf die Zeit macht man den Becken Schneller über die Lachen bei St. Ulrich: welcher nit recht Brot buoch (buk) von Zuig (Zeug, Mehl) oder von Gewicht, den ließ man in ein Korb fallen in die Lachen und erschnitt ihm sein Brot darzu." Auch in Freiburg, Nürnberg, Regensburg, Zürich und anderen

Städten zog man sie in einem Korb am Galgen so lange hoch, bis der Übeltäter herausfiel oder herausſprang und in die Mistpfütze unterm Galgen purzelte. In Zürich zündete der so bestrafte Bäcker Wackerbold aus Rache sein Haus an, daß die halbe Stadt verbrannte [1]). An andern Orten, in Zittau z. B., gab es für zu leicht befundene Bäcker eine Schandbank oder Schandschramme, wo sie ihre Ware verkaufen mußten [2]). In Nürnberg fand im Jahr 1615 eine allgemeine Bäckerjagd statt; da wurden in einer Nacht aus sämtlichen Backstuben je zwei Brote geholt und auf dem Rathaus nachgewogen: und von sämtlichen Bäckern ist „nicht einer gerecht und unsträflich befunden“ [3])! In Frankfurt a. M. zwangen sie einen Bäcker, der Sand unters Mehl gemischt, sein Brot selbst aufzuessen: „Ist der Bäcker in das Leinwandhaus geleget und ein Achtel selbsten zu essen, als ein rechtmäßige Straf, auferlegt worden. Nach diesem hat er nicht lang mehr gelebet“ [4]).

Das war eine wahrhaft demokratische Zeit, die keinem mehr erlaubte, als ihm zukam; gleich wurde aufbegehrt. Aber später trat die Obrigkeit für die diebischen Handwerker ein. Metternichs Polizeistaat sprach einem Wiener Komiker einst 24 Stunden Hausarrest zu, weil er sich auf der Bühne die Augen rieb: es sei ihm eine Kreuzersemmel hineingeflogen. Das hieße ja das Volk gegen die Bäcker aufhetzen [5])!

Wie Bäcker und Metzger in der Stadt, so war auf dem Lande der Müller der gehaßteste Mann, und wohl in der ganzen Welt. Kein gutes Haar ließ man an dem listigen, verschlagenen Gesellen, dem Blutsauger, der den Ackersmann um sein sauer erworbenes Brot betrog. Er ist der Abscheu des Volkes — und sein Liebling zugleich. Doch von ihm soll später in einem eigenen Kapitel die Rede sein.

Auch der Schneider gehört zu den besonders Schlimmen. Er stiehlt aus Gewohnheit, wie der Müller aus angeborener Schlechtigkeit. Und der verachtete Weber aus drückender Not! Die drei sind des Volkes Erzspitzbuben, so gerissen wie sie bringts keiner fertig: Lik und lik hürt tohop, säd de Düwel, dor härr he 'n Avkaten, 'n Snider, 'n Wewer un 'n Möller in 'n Sack [6]).

Und dieses saubere Diebskleeblatt preisen die Schwankbücher aufs höchste! Die sind ja in der Stadt entstanden, wo man Müllers Spitzbüberei nicht so unmittelbar empfand,

und auch beim Weber und Schneider machte man nicht so alltäglich traurige Erfahrungen wie etwa beim Bäcker und Metzger. So hatte der Geschädigte Zeit, sich zu erholen, während er beim Metzger aus einem Zorn in den andern geriet. So mag wohl die merkwürdige Auslese der Schwanklieblinge entstanden sein.

Doch auch die andern sind nicht sauber. Eine merkwürdige Entschuldigung hat sich dabei der Schuster zurecht gelegt. Der verwies auf seinen Schutzpatron, den hl. Krispin, von dem das alte Sprüchlein sagte:

Krispinus machte den Armen Schuh
Und stahl das Leder noch dazu.

Wie sich der Mensch eben seinen Gott denkt, so der Handwerker seinen Schutzpatron: er überträgt auf ihn die eigenen Laster, und so hatten die Schuster in dem genannten Sprüchlein die alte, ungeläufige Form „stalt" (stellte) mit „stahl" übersetzt[1]! Schon Bebel kennt einen Herrgottsschuster, „der das Leder hätt gestohlen und die Schuh um Gottes Lohn hergeben"[2]. Und bis auf unsere Zeit hat der „Schuster ein weit Gewissen, macht Schuhe selbst mit Hindernissen"!

Wie es die Schuster sonst noch treiben, verraten folgende Spottreime[3]:

Montag ist Sonntags Bruder,
Dienstags liegen sie auch noch im Luder,
Mittwoch gehen sie nach Leder,
Donnerstags kommen sie weder,
Freitags schneiden sie zu,
Sonnabends mangeln Pantoffeln und Schuh.

Nur einer stiehlt nicht, der Maurer. Darauf bildet er sich auch mächtig viel ein. Woran erkennt man den Maurer? An der Ehrbarkeit[4]! So heißts im Maurergruß. Und doch will man von ihnen nichts wissen. Eine schwäbische Hausinschrift lautet[5]:

Behüt uns Gott vor teurer Zeit,
vor Maurer und vor Zimmerleut,
vor die Doktor und Apotheker,
vor die Heuchler und vor die Schlecker,
vor Advokaten und falschem Geld,
so gehts uns gut auf dieser Welt!

Wer sie einmal ins Haus gelassen hat, der wird sie nicht mehr los:

Maurerlist und Schneiderbetrug
dem Teufel selber sind zu klug [1])!

und wenn sie sonst nichts stehlen, so stehlen sie die Zeit [2]):

Zimmerleut und Maurer
sind rechte Laurer;
ehe sie essen, messen, stehen und sich besinnen,
so ist der Tag von hinnen.

Ganz Deutschland kennt dies Sprüchlein, der Norden wie der Süden, und ebenso auch ein zweites, das nur den Maurern gilt. Hier sei es in der mecklenburgischen Fassung mitgeteilt [3]):

Ein Stunn meten sei,
ein Stunn eten sei,
ein Stunn pinken sei (behauen sie die Steine: pink pink!),
ein Stunn drinken sei,
ein Stunn muren sei,
ein Stunn luren sei,
ein Stunn roken sei ne Pip Toback:
so vergeiht dei lange Dag.

Des Mecklenburgers Gegenfüßler, der Alemanne, sagt ebenso [4]): „Ai Stund mässe si, ai Stund fräsße si, ai Stund rüeihe si — no gohts wider vo vorne aa". „Was e rächter Muurer isch, mueß nüünmol d' Pfyffe butze un aazünde, bis er aimol e chlai Stündli durigschafft hett." Ein rechter Maurer darf unter keinen Umständen das „Veschbre" unterlassen.

Es dauert ja auch so lang, bis sie Feuer geschlagen haben. Denn Maurerschwamm brennt ja nicht [5])! Und wenn der Funke sonst irgend einem nicht zünden wollte, so konnte man vermuten: Das ist ein Maurerschwamm [6])!

Weil Maurer und Zimmerleute so bedächtig arbeiten, sich „nit überhudle", so kostet in ganz Deutschland ein Tropfen Maurerschweiß einen Taler [7]). „De Maurerschwäß on den Zömmerleidsmud, die sein deier on doch gud" [8]). Noch nie hat man gehört, daß ein Maurer sich überarbeitet und dadurch geschädigt hat. Im Breisgau sagen sie [9]): „Am erschte Abrill henn d' Muurer e groß Fescht; do wirds grad hundert Johr, daß der letscht Muurer geschwitzt hett". Anderwärts

hört man: „Wenn ein Maurer oder Zimmermann sich zu Tod arbeitet, so führet sie der Teufel in die unterste Höll, da das Feuer am heißesten ist“ [1]).

Gelegentlich wird auch des Zimmermanns Ehrlichkeit angezweifelt. Abgesehen davon, daß es ihnen auf ein Zimmermannshaar nicht ankommen soll, heißt es, sie seien leichte Leute, sie müßten sich beschweren, wenn sie nach Hause gingen, daß sie der Wind nicht entführe [2]). Denn, wie Beiers Handwerks-Lexicon erklärt, es haben „diejenige, so am Bau begriffen sind, sich selbst einen wirklichen Feierabend ersonnen und ufbracht, daß sie, wenn sie von der Arbeit abtreten, ein Stück Holz, wenn es noch etwas kurz, an der Axt, oder da es hierzu zu lang, unter dem Arm, als ein gehöriges accidens öffentlich und ohne Scheu, unter dem Namen des Feierabends, mit heim nehmen“ [3]).

4. Der Handwerker Verteidigung.

Schumpfirisch tadeln jedermann
trifft unversehens sein' Meister an.
Kirchhof, Wendunmuth[1]).

Gegen eine Welt voll Spott und Verdächtigungen hatte sich das Handwerk zu wehren. Doch am besten wars wohl, man lachte mit, so gönnte man dem Spötter den Triumph nicht. Denn wenn einmal ein giftgeschwollenes Töpfchen überlief und Geifer und Galle ausschüttete, so bewies es damit nur, daß der Spott getroffen hatte. Nur ein beschränkter Gesell kann sich in grimmigen Zorn verrennen. Aber nicht immer ließ sich der Mund zu sauersüßem Lächeln verziehen, manchmal wurde es doch so arg, daß man sich zur Wehr setzen mußte gegen solche Anpöbelungen.

Da ist es nun sehr auffallend, daß der Niederdeutsche Lauremberg († 1658), der als Gelehrter und Gelehrtensohn sich die Liebe zum eigenen Volkstum bewahrt hat, in seinen bekannten Scherzgedichten sogar tadelt, daß die Handwerker selbst so übereinander herfallen[2]):

Twar jedes Handwerk wohl ein' Boddem hefft van Golde,
dennoch ein Handwerksmann nicht gern ick werden wollde:
it is ein ehrlick Stand, de Mening hold ick sterk,
man kann en missen nicht, hochnödig is sin Werk.
Man dat gefällt mi nicht, dat se sick sülvest plegen
einander utschamfern, und selden sick verdregen.
Ein Schoster, wenn he kümmt bi einen Möllerknecht,
verhöhnet he en strax und schimplick to em secht:
„Süh dar, Herr witte Hoet, din Rad läßt du nicht rasten,
du kannst so meisterlick deep in de Säcke tasten,
du nimmst dat beste Mehl, de Buer beholt de Klie.
Bi andern is it Schand, bi di is Stehlen frie".

De Möller antwort em: „Ei, Schoster, dat is wacker,
na Tran und Peckedraht du stinkest als ein Racker,
wenn du bereetst de Huet van einer doden Koh,
so moet men bald vör di de Näse holden to".

Ein Bäckerwiff heet wohl den Snider Lüskenspeter (Läusespießer) und Zegenbuck. „O", segt de Snider, „Timpenfreter (Semmelfresser), ut diner langen Näse ein Snappentötel (Rotztröpfchen) krüpt (kriecht), wenn du eins kneden willt, und in den Deeg indrüpt" (eintropft).

Ein Smidt den Snibbeker (Tischler) plecht spöttlick to verhöhnen:
„All din Verstand", segt he, „de fallt di mank de Spönen,
ein Skrubber (Kratzer) bist du doch bi diner Hövelbank".
De Snibbeker dem Smidt antwort: „Du Pinkepank,
men kann genogsam sehn an diner swarten Keke (Kehle),
dat du dem Düwel bist gelopen ut der Bleke" (Bleiche).

Seht, also is mit Quat (Kot, Schmutz) verfüllt de ganze Welt,
dat Böse moet hervör, dat Goed men hinderhält.
Ein jeder schold de Feil (Fehler) todecken, und de Gaven,
de GOtt gegeven hefft, an sinem Negsten laven (loben).
Man, leidr, de Welt is nu so dörich und so geck,
einm andern jedermann uprücket sin Gebreck.

So nimmt Lauremberg das Handwerk gegen das Handwerk in Schutz! Mag das vielleicht die Folge schwererer, ernsterer Zeiten sein — man weiß ja, wie sehr sonst gerade Fritz Reuters Landsleute Sinn für Humor haben — aber sicherlich hat Lauremberg das Wesen des Volkshumors arg verkannt.

Ernst aufgefaßt hat den Spott auch die Zunft, die Gesamtheit der Meister. Wo der einzelne gute Miene zum bösen Spiele machte, da kehrte die Zunft den mächtig Entrüsteten heraus. Da entstanden ganze Traktätlein, in denen erschütternde Gelehrsamkeit mit biblischen und klassischen Zitaten die Unentbehrlichkeit und Ehrwürdigkeit des einzelnen Handwerks dartat, und erbauliche Lieder Stoff boten für feurige Begeisterung. Anklagen schwieg man einfach tot, nur so

schwer angegriffene Gewerbe wie etwa das der Schneider suchten derartiges als niederträchtige und ganz haltlose Verleumdungen abzuweisen.

Die Beweisführung dieser Machwerkchen ist zu köstlich, als daß man bei ihnen nicht verweilen möchte. Da nehmen die Schneider ohne weiteres sogar den Herrgott für sich in Anspruch [1]):

Der erste Schneidermeister war Gott unser Herr im Paradies,
der unser sündig Elternpaar nicht unbekleidet laufen ließ.

Selbst Abraham a sancta Clara, der auf die Schneider nicht gut zu sprechen ist, gibt zu [2]): „Muß ein alt Handwerk um die Schneider sein, daß auch der weise Salomo in seinen Schriften deren eingedenk, da er schreibet: Tempus scindendi, tempus consuendi, es ist eine Zeit zu trennen und zu flicken".

Aber mit demselben Recht belegen die Kürschner Gott für sich mit Beschlag, da er jene Kleider doch aus Fellen gemacht, aber sie müssen „bekennen, daß man zuvor die Lämmlein schlachten muß, ehe man die Felle von ihnen haben kann" [3]), und so haben denn die Metzger noch ältere Ansprüche. Aber die Töpfer hat man ganz überhört [4]):

Wir Töpfer kommen zwar noch aus dem Paradies,
denn Gott der Menschenschöpfer
war selbst der erste Töpfer,
als er aus Ton und Leim den Adam werden ließ.
Allein jetzt wird die Kunst nicht allzuviel geacht,
denn keiner denkt mehr dran, woraus er ist gemacht.

Die Zimmerleute wieder rechnen den hl. Josef zu den Ihrigen [5]):

Zimmerleut, die soll man ehren,
wie die Schrift dich solchs tut lehren:
unser Bruder Jesus Christ
Josefs Sohn gewesen ist.

Und die Müller rühmen sich, daß der Herr Jesus „selbst geritten des Müllers Ritters Pferd [6])". Die Tatsache, daß der hl. Petrus einst bei dem Gerber Simon zu Joppe längere Zeit verweilte, rechnen sich die Gerber als

persönliches Verdienst an[1]); und „dem Schlosser-Handwerk gereicht es zu sonderen Ehren, daß Petrus ebenfalls Schlüssel in Händen tragt[2])". Als Patron der Metzger gilt der Evangelist Lukas, dessen Attribut ja der Stier ist[3]). Der erste Schmied war Thubal Kain, der schon im 1. Buch Mosis (4, 22) erwähnt wird: solch ein schönes Handwerk kann unmöglich von den Heiden, etwa von Vulkan erfunden sein[4]). Methusalem, Adams siebenter Sohn, war der erste Tuchmacher, er hat zuerst die Schafe geschoren und aus Wolle Tuch bereitet[5]). Und die Seiler halten sich an das Seil, das Josua Kap. 18 genannt wird: ein Seil setzt einen Seiler voraus[6])! Ihr Patron ist der hl. Paulus: wie er, kehren ja auch die Seiler um[7])! Die Böttcher wieder singen[8]):

Vater Noah pflanzte den Wein,
das war der erste Faßbinder,
der trank sich voller Wein.

Mit rührender Treue pflegte jedes Handwerk seine Geschichte. Die Ehrfurcht vor der Überlieferung, dem geschriebenen Worte ist ja ein hervorstechendes Merkmal mittelalterlichen Geistes. So rühmten sich die Weber der Tapferkeit ihrer Augsburger Altvordern, deren Ungestüm einst die Ungarnschlacht auf dem Lechfeld entschieden haben soll; sie erhielten damals von Kaiser Otto I. die Erlaubnis, das erbeutete Feindeswappen von nun an in ihrer Fahne zu führen: Die Leinweber dürfen Stock und Degen tragen, seit sie bei Augsburg den Feind geschlagen, sagt das Sprichwort[9]). Die Münchener Bäcker wollen im Jahr 1322 die Schlacht bei Mühldorf gewonnen haben[10]); und ebenso gereichte es ihnen allen zur Ehre, daß sie in dem von den Türken belagerten Wien in ihrem Backhause zuerst das Wühlen der Minen treibenden Muselmänner vernahmen[11]).

Wo es sich ums Dreinschlagen handelt, da mußten sich zuerst die Metzger auszeichnen: Von einem Metzger ist einst Kaiser Siegmund in einer großen Tatarenschlacht herausgehauen worden, und dafür erhielt die ganze Zunft ein Wappen. Bei einem Aufstand im Jahr 1349 blieben die Nürnberger Metzger und Messerschmiede allein dem Rate treu, dafür durften sie alljährlich das berühmte Schembartlaufen veranstalten[12]). Ebenso haben sich die Egerer

Metzger durch ihre Tapferkeit hervorgetan, als im Jahr 1412 eine benachbarte Raubfeste gebrochen wurde; das damals erworbene Recht, am Fasnachtsdienstag die Zunftfahne öffentlich schwingen zu dürfen, üben sie heute noch aus[1]: mit dem Münchner Schäfflertanz (s. S. 34) wohl das letzte Handwerksfest, das sich aus dem Mittelalter in die Gegenwart gerettet hat.

Aber das Handwerk soll sich vor allem der eigenen Arbeit rühmen, und da sind natürlich diejenigen am besten dran, die für die Ewigkeit schaffen, die Maurer und Zimmerleute, die in ihren Spruchreden, wenn das neue Haus gerichtet ist, stets an die Arche und den Turmbau zu Babel anknüpfen. So sind auch alle Schmiede stolz auf Götzens von Berlichingen eiserne Hand, die einer der Ihrigen gefertigt. Und in alle Ewigkeit verkündet das große Heidelberger Faß der Böttcher Ruhm und Ehre.

Die Handwerke aber, die nur die Not des Augenblicks, den Hunger befriedigten, waren bestrebt, durch ihre Eintagsschöpfungen Jahrhunderte wenigstens von sich reden zu machen. So bauten die Metzger für ihre Umzüge öfters Riesenwürste von vielen hundert Ellen Länge, die gewaltiges Aufsehen erregten und noch in alten Stichen zu schauen sind[2]. Unsterblich ist auch jene Riesenpastete, die für Herzog Philipp den Guten von Burgund im Jahr 1453 gebaut wurde: in der saßen achtundzwanzig Musikanten verborgen und spielten lustige Weisen[3].

So hat denn auch das Handwerk seine Ehre. Es ist stolz auf seine Unentbehrlichkeit, und der Tischler z. B. rühmt sich, daß Wiege und Sarg, das erste und das letzte im Menschenleben, von seiner Hand herrühren[4].

Aber damit haben sie noch nicht genug; in ihren Liedern tüfteln sie die wundersamsten Vorzüge aus, und jeder will sich groß machen auf Kosten der andern. So singt der Schuster[5]:

Nun kommt zuweilen auch eine Schöne
und reicht ihr Füßchen zart und klein.
Wer ists, der ihr das Maß tut nehmen?
Es muß ja der Schuhmacher sein.
Man greift zuweilen bis ans Knie
und trinkt ein Glas Krambambuli!

Auch den Schneider führt sein Handwerk bis in die höchsten Kreise[6]:

Viel König, Fürsten und Herrn
greifen wir Schneider an.
Die leidens von uns gern,
wir sind die nächsten dran.

Dafür kann man sich allerdings schon einmal verspotten lassen!

5. Der Handwerkerspott in der Gegenwart.

Nie fühlt sich der Mensch glücklicher als in der Übung und Ausbildung seines Talents — es ist die Freude des Schöpfers an seiner Schöpfung, die reinste aller Naturfreuden.
Karl J. Weber[1]).

So lebte denn der Handwerkerspott im Schoße des Volkes ein vergnügliches, wenn auch von der großen Welt im ganzen nur wenig beachtetes Leben. Wie alles Volkstümliche, galt auch er nicht für literaturfähig. Nur manchmal verirrte sich zwischen die verlogensten und schwülstigsten „galanten, verliebten und satyrischen Gedichte" des 18. Jahrhunderts ein Verslein vom Todeskampf des Schneiders mit der Laus oder vom Schuster, der das Leder dehnt. Und heute wären gewiß viele dieser Schwänke des „Pöbels" vergessen, wenn sich nicht die Romantik, die sich in ihrem innersten Wesen zum Märchenhaften angezogen fühlte, ihrer liebevoll angenommen hätte. Die Brüder Grimm, die mit treuer Hingabe das uralte Volksgut sammelten, brachten in ihren „Kinder- und Hausmärchen" auch manch köstlichen Handwerkerschwank in Sicherheit. Durch dieses Buch kehren die alten Neckereien als Märchen zum Volke zurück, als etwas Neuartiges und doch wundervoll Vertrautes zugleich: der Erwachsene findet das Bilderbuch seiner Kindheit wieder und blättert darin, und das Herz geht ihm auf bei den alten Verslein und Farben. Jetzt sind die Geschichten vom tapfern und klugen Schneiderlein, vom Riesen und dem Schneider, vom Meister Pfriem usw. allen ebenso lieb und traut wie damals, da sie noch nicht vom Märchenbuch eingefangen und in Zucht genommen waren.

Wie die Brüder Grimm unsere größten Märchensammler und Herausgeber, so war Clemens Brentano unser

feinsinnigster Märchendichter. Wie kein zweiter hat der Entdecker und Verkünder des Rheinzaubers Märchenton und Märchenstimmung zu erwecken gewußt, und seine Märchen bieten eine Fülle der schönsten und übermütigsten Handwerkerneckereien, die trotz ihrer Tollheit uralt und echt sind. Was erfindet er da für köstliche Namen; im Märchen „von dem Rhein und dem Müller Radlauf“[1]) erscheinen ein Barbier, Meister Schrabberling, der Perückenmacher Rupferling, der Bäcker Kneterling, Meister Hackerling der Fleischer, Kneiperling der Schuster und Meister Meckerling der Schneider, der hatte bei der großen Hungersnot „gerade das letzte Horn seines alten Ziegenbocks, den er bereits aufgegessen, mit Wasser zum Feuer gesetzt, um eine Fleischbrühsuppe zu kochen“.

Das tollste von diesen Märchen, ein wahrer Ausbund von übermütigem Humor, ist das Schneidermärchen: „Am folgenden Morgen versammelte sich wieder alles, um den Schneider erzählen zu hören. Alles hatte sich bereits gesetzt, als der Schneider auf der Ziege geritten kam. Er steckte seine Elle, die gegen ihn ein ziemlicher Balken schien, in die Erde und band die Ziege, die gegen ihn so groß wie ein Elefant war, daran fest und setzte sich hierauf wieder auf das Tier, auf dessen Rücken er, um besser gesehen zu werden, als Kissen ein schön gepläckeltes Nadelkissen gelegt hatte. Nun stach er die Ziege mit einer Nadel ins Ohr, daß sie meckerte, worauf alles still wurde, und er hub an zu erzählen“. Und nun beginnt das Märchen vom Schneider Siebentot auf einen Schlag[2]), wie an einem blauen Montag in Amsterdam der Tag gar nicht beginnen wollte, und wie dann die tapferen Schneider beschlossen, den Juden ihren langen Tag wegzunehmen: „Es geht fürs Vaterland und den blauen Montag!“ Dazu klapperten sie mit Scheren, und die Böcke meckerten dazwischen, daß es eine Lust war. Aber die Juden hatten ihren großen alten Sündenbock aus dem Kirchhof genommen, und vor ihm ergriffen sie alle die Flucht. Doch sie hetzen die Schweine in die Judengasse, und aus der Judenschule rauben sie den langen Tag: der saß, so lang als er war, mit Zopfband an einem Pfeiler angebunden und hatte ein großes Stück Matzekuchen in den Händen und sang mit vollem Maule ein hebräisch Lied. Dem nähten sie Hände und Füße zusammen und schleiften ihn nach der Herberge, und nun ward es mit einem Male hell in

Amsterdam, und die Mittagssonne trat plötzlich über dem Rathaus hervor.

Nun waren die neunmal neunundneunzig Schneider gar nimmer zu bändigen vor Hoffart und Tapferkeit. Sie veranlaßten eine Gasterei und Schlittenfahrt; doch die nahm ein trauriges Ende, wie es das von Meister Meckerling vorgetragene Schneiderlied berichtet (s. S. 135 f.).

Meckerlings Vater allein blieb am Leben. Wie der in der Nacht für einen durchreisenden König von Polen ein Kleid veränderte und auftrennte, kam ihm plötzlich aus einem Ärmel des Rockes ein schreckliches Ungeheuer entgegen: ein Russe! Mit Müh und Not bezwang er das Untier, das ihn einen elenden Ziegenschwanz geheißen, die Frau Meisterin briet es, und nun waren sie alle königlicher Abkunft.

Am nächsten Tage stellte sich heraus, woher die wunderbare Finsternis herrührte. Ein wandernder Schneidergesell kam zitternd wie Espenlaub zur Herberge, der hatte zwei Meilen vor der Stadt einen Kerl stehen sehen, höher wie der höchste Berg, der warf einen Schatten über das Land, pechschwarz. Vor Angst verkroch sich das Schneiderlein in eine Schote, und wie der Riese sich niederlegte, wollte er davonlaufen, aber grad stieß das Ungeheuer den Atem aus der Nase und wehte den Gesellen bis vor die Tore der Stadt. Als er das erzählt hatte, sank er von der Bank und war maustot.

Wieder sollten die Schneider die Vaterstadt retten, umsomehr da der Zeitpunkt günstig war, denn soeben hörte man den Riesen schnarchen, und alle Türme zitterten, so daß die Glocken von selbst zu läuten begannen. Meckerling ordnete den Heereszug: voraus wurde der Ziegenschwanz getragen, den sie dem Sündenbock abgeschnitten, dann folgten die Schleuderer, Wachsknollen und Knopfformen in Schleudern von Tuch-Enden schwingend, dann die leichten Truppen, mit Nähnadeln und Scheren bewaffnet, dann die schwere Garde, mit Stopfnadeln, Ellen und Bügeleisen und Fingerhüten gerüstet. Doch erst mußten sie einen Kampf mit einer Schnecke bestehen, sie retteten drei Brave, die in dem zähen Schleim festklebten, mit welchem das Ungeheuer seinen Weg bezeichnet hatte.

Wie sie nun den Riesen bekämpfen wollten, da hatten ihm die Juden aus Rache den verhaßten Sündenbock geschickt,

und die Schneider flohen in eine tiefe Höhle, nur Meckerlings Söhnchen ward vom Bock in die Höhe geschleudert, daß er in des Riesen Bart hängen blieb. Der Riese erwachte, nahm sein Schwert und stieß es in die Scheide, wobei der Degen etwas knirschte: „Was Kuckuck, da ist mir Dreck in die Scheide gekommen!“ und zog den Degen wieder heraus. Aber Himmel, welch jämmerlicher Anblick! Die beiden Seiten des Schwertes hingen voll Blut und zerquetschten Leichnamen; es war die Scheide jene unglückliche Höhle gewesen, in die das tapfere Heer der Schneider sich gerettet hatte. „Hm“, sagte der Riese, „das ist eine kuriose Schmiere“, und da der Bock dastand, ließ er ihn den Säbel ablecken [1]) . . . Nur der kleine Meckerling entging dem Blutbad, zeichnete sich auch weiterhin aus, erlebte das Märchen vom Schneider Sieben auf einen Schlag, bestand wie dieser das Wildschwein und das Einhorn, unterlag aber einer Geiß, die ihn mit den Hörnern am Hosenbund ergriff und über die Bäume hinaus in den weiten Wald schleuderte, bestand dann noch eine Reihe von Däumlingsabenteuern, wurde von einer Geiß und einem Fuchs gefressen, in eine Wurst gestopft, von einer Eule gestohlen, — bis er sich in Mainz niederließ, heiratete und ein Söhnlein bekam, genannt Garnwichserchen.

Leider haben Achim von Arnim und derselbe Brentano in „Des Knaben Wunderhorn“ mit dem Volksgute wie mit persönlichem Eigentum geschaltet und es gefälscht. Grad die Schneiderspottlieder sind in dieser Sammlung „alter deutscher Lieder“ alle mehr oder weniger überarbeitet und atmen zum mindesten in den willkürlich gewählten ironischen Überschriften nicht den Geist des Volkes. Haben sich die Brüder Grimm in der ersten Auflage ihrer Märchen zu ängstlich an die Vorlagen gehalten, so sind die beiden Herausgeber des Wunderhorns zu frei mit ihnen umgesprungen; und das Volkslied will viel sorgsamer angetastet werden als das an sich formlose Märchen, das erst auf den Lippen des Erzählers Gestalt annimmt. Immerhin, wenn jemand den Volkston kannte, so war es Brentano, und ihm zuletzt wird man das Recht absprechen dürfen, als Angehöriger des Volkes dessen Lieder umzugestalten, die kein totes Papierleben führen; nur darf er sie dann nicht als alte deutsche Lieder ausgeben.

Zu welchen Schrullen sich die beiden Freunde verstiegen

haben, möge die köstliche Parodie auf Schillers „Braut von Messina", Die feindlichen Brüder dartun[1]):

Da treten sich zwei feindliche Brüder gegenüber, Don Geißhaar und Don Mahlmehl, und überhäufen sich mit Schimpfnamen: Der Schneider wirft dem Müller vor, er habe Mehl gestohlen, und dieser antwortet mit der alten Bezichtigung:

Sag, wie ist das Kleid doch dein,
da 's gestohlne Fleckel sein[2])?

Don Geißhaar entgegnet:

Müller, Mahler, Roggenstehler,
sag, womit erhältst dein Schwein?
Kaufst Getreid' nicht um ein Heller,
muß doch fett wie du ja sein.
Andre müssen sich ernähren,
Du tust fremdes Gut verzehren . . .

und Don Mahlmehl:

Sag mir auch, du Fingerreiber,
zu was so viel Futter ist?
Doch nicht so viel Diebstahl treibe,
schau, man kennt schon deine List:
Steifleinwand, Kamelhaar eben
muß man dir ja doppelt geben!
damit kleidest du die Dein',
ach laß doch das Stehlen sein!

So steigert sich die Leidenschaft, bis denn ein wilder Sturm losbricht und die Chöre statt mit Waffen, mit Worten aufeinander losschlagen:

Chor Don Geißhaars:

Weizendieb, Roggendieb, Gerstendieb,
Korndieb, Kleiendieb, Breiendieb,
Erbsendieb, du, du, du Linsendieb,
Graupendieb, du, du, du Mehlbeutel,
Lügenveitel, Wasserkropf, Eselsknopf,
Mühlnarr, du, du, du Me Me Mehldieb,
Du bist ein Dieb, ja, ja, ja, nein, nein, nein,
ich nicht, du, du, du!

Chor Don Mahlmehls.

Tuchdieb, Zeugdieb, Hosendieb, Seidendieb,
Fadendieb, Bortendieb, Säckeldieb,
Fleckendieb, du, du, du Kamelhaardieb,
Manchesterdieb, du, du, du Knopfdieb,
Fingerreiber, Bocktreiber, Ziegenbart,
armer Tropf, meck, meck, meck, Ziegenknopf,
du bist ein Dieb, meck, meck, meck, ja, ja, ja,
ich nicht, du, du, du!

Chor Don Geißhaars:
Es ist ein Dieb da!

Chor Don Mahlmehls:
Es ist ein Bock da!

Chor Don Geißhaars:
Wer ist er?

Chor Don Mahlmehls:
Wer ist er?

Chor Don Geißhaars:
Der Mahlmehl.

Chor Don Mahlmehls:
Der Geißhaar.

Die Fälschung beruht also, und das muß uns wieder mit dem Wunderhorn versöhnen, nur in der Form. Viel gefährlicher waren die zahllosen Nachtreter der Romantik: die haben in tränenseliger Schwärmerei aus dem Rauschen und Brausen der Waldmühle nur das Lied der Sehnsucht herausgehört, während frühere Zeiten dem Klippklapp einen ganz andern Text untergeschoben hatten (s. o. S. 25), und in ihrer verwässerten Einbildung lebte „Goldschmieds blondes Töchterlein" als holdeste Märchenblüte. Diese Gretchenstimmung, wie sie das deutsche Familienblatt pflegte, sah anstatt der deutschen Vergangenheit, wie sie war, nur das verlogene, bunte Gaukelbild der eigenen Phantasie. Aber ein Handwerker blieb auch in der neuen Beleuchtung der Alte: der Schneider. Der hat sich sogar mit all seiner angedichteten Habe in die moderne Literatur und auf unsere Bühne gerettet. Selbst da folgt ihm schmunzelndes Lächeln und

brüllender Spott, so in Gottfried Kellers köstlicher Novelle „Kleider machen Leute“; und in dem wertvollen Roman von Max Eyth, „Der Schneider von Ulm“ wird die Tragik des unglücklichen Helden dadurch nur erhöht, daß der „zwei Jahrhunderte zu früh Geborene“ ein Schneider war.

Aber der Handwerkerspott der guten alten Zeit ließ sich doch nicht von den gefühlvollen Tränen einer falschen Romantik auflösen; er brauchte im Grunde auch die Liebe der Brüder Grimm und Brentanos nicht, er ging noch fröhlich auf eigenen Beinen. Noch immer wanderten ja die Handwerksburschen, und noch heute trifft man gelegentlich solch einen Gesellen auf der Walz, wenn er auch recht verwahrlost erscheint mit seinem Ziegenhainer und sich vielleicht das Fechten zum Lebenszweck gemacht hat. Im Staub der Landstraße und in der Herberge wußte man nichts von jenem weltflüchtigen Sehnen, wie es durch Eichendorffs wundervolles „Leben eines Taugenichts“ zieht. Eine derbe, gesunde Diesseitsfreude, die aus ihrem Stande gar nicht herauswollte, die so froh in den Tag hineinlebte, wie die Gesellen in die Welt hineinmarschierten, erfüllte das Handwerkerleben noch zu der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm. Gaudys „Tagebuch eines Schneidergesellen“ steht recht zwischen der wirklichen und der romantischen Welt, und mit beiden Beinen in nüchternster Wirklichkeit stehen die Wandererinnerungen Auguſt Bebels, des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten. Sie beweisen, daß vor ein, zwei Menschenaltern der Handwerksbursch noch seine Poesie hatte, trotz der scharfen Polizeiaufsicht, trotz der alles umwälzenden neuen Erfindungen, die auch auf der Landstraße mit leidenschaftlichem Eifer durchgesprochen wurden. Da berichtet Bebel, wie er einst als junger Drechslergesell in der Herberge des christlichen Jünglingsvereins in Erfurt übernachtete [1]). „Nachdem vorschriftsmäßig unsere Hemdkragen auf fremde Bewohner untersucht worden waren, stiegen wir zu Bett. Darauf entfernte sich der Herbergsvater mit dem Licht, und schwarze Dunkelheit herrschte. Jetzt ging aber unter den Dutzenden junger Leute, unter denen fast alle deutschen Landsmannschaften vertreten waren, ein Ulken und Spotten los, wie es mir bisher noch nicht zu Ohren gekommen war. Die Heiterkeit erreichte ihren Höhepunkt, als in der entferntesten Ecke des Saales ein Schlafgenosse aus Württemberg im unver-

fälschtesten Schwäbisch einige humoristische Bemerkungen machte. Erst spät nahm der Lärm ein Ende." Schade daß Bebel nicht sagt, was den ausgelassenen Gesellen so viel Vergnügen bereitete. Offenbar waren es Stammesneckereien. Aber so gut das Schwäblein seine liebe Heimat dem Jubel der Gesellen preisgab, so gut konnte auch der Schneider mitlachen, wenns über sein Handwerk herging, und vielleicht erzählt grad er die schönste Geschichte vom Ziegenbock. Daß der Handwerkerspott beim Handwerk damals noch so fleißig gepflegt wurde wie ein paar Jahrhunderte früher, geht aus der großen Zahl von Handwerksliedern hervor, die Oskar Schade in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus dem Munde wandernder Gesellen gesammelt hat (s. S. 133 ff.).

Aber die Dampfmaschine und die Eisenbahn gingen dem alten Handwerk ans Leben und vertrieben damit auch ein schönes Stückchen echten deutschen Humors. Großindustrie und Warenhaus haben dem Handwerk den goldenen Boden genommen, und so muß auch der Handwerkerspott mehr und mehr in Vergessenheit geraten. Da gilt es denn zu sammeln, was noch zu retten ist. Noch kann man ins Volle greifen. Aus einer einzigen, engbegrenzten Gegend kann man die wichtigsten Züge des Handwerkersteckbriefs noch allesamt auffinden. Alle die sprachlichen Volksüberlieferungen, die man heute so eifrig in dicken Büchern aufzeichnet: Volkslieder, Reimsprüche, Rätsel und Redensarten, Kinderliedchen und Abzählverslein, sie alle wimmeln noch von Handwerkerspott wie der Weihnachtskuchen von Rosinen und Mandeln. Welchen Überfluß an Handwerkernecknamen hat allein das Plattdeutsche, Fritz Reuters Sprache! Diese Mundart hat eine wunderbare plastische Kraft. Wie treffend sind z. B. ihre Scherzworte in Befehlsform, so wenn sie den Schneider Schniderwippup nennt (Wippup ist eine leichtbewegliche Person, ein Schwächling, der leicht zu bewältigen ist), den Müller Stopp in Sack, den Bäcker Kiek in 'n Aben (Ofen), den Schornsteinfeger Kiek in 't Rühr und den Barbier Rutsch üm de Eck[1]).

Und dann die Gegenfüßler der Niederdeutschen, die Alpenbewohner: die lieben in ihrem Spott mehr die Breite, ihre Schnadahüpfeln sind manchmal rechte kleine Epen und Schneider und Geiß die beiden Haupthelden. All das lebt

noch seit alter Zeit, und manches Lied wuchert heute noch weiter, wie etwa folgendes, das man in ganz Deutschland kennt[1]):

So machen sies.

Wie machens denn die Schneider?

So machen sies:
Hier ein Läppchen, da ein Läppchen,
machen draus ein Kinderröckchen[1]),
(Sie schneiden große Stücke aus
und machen Tellermützen draus —
Sie schneidens Tuch in alle Eck
und schiebens Best' in die Hosensäck)
so machen sies,
ja so machen sies.

Wie machens denn die Schuster?

Sind das nicht die besten Sohlen,
soll mich gleich der Teufel holen!
(Sie ziehn das Leder in die Läng
und machen die Schuhe gar zu eng —
Sie rühmen starker Arbeit sich:
bei jedem Tritte platzt ein Stich —
Sie schnîde 's Leder uf em Brett,
bis ene's Pech am Füdle chlebt).

Wie machens denn die Uhrmacher?

Sie hängen die Uhren an die Wand
und nehmen die Mädchen bei der Hand.

Wie machens denn die Wirte?

Sie nehmen die Kreide in die Hand
und schreibens doppelt an die Wand.

Wie machens denn die Müller?

Die Mühle geht die Klipp die Klapp:
das beste Mehl in unsern Sack!
(Sie laufen die Treppe auf und nieder,
sie geben den Leuten das Ihre nicht wieder).

Wie machens denn die Brauer?

Sie machen ein bißchen Wasser warm:
das gibt ein Bier, das Gott erbarm!

Wie machens denn die Metzger?

Am Abend schlachten sie ein alte Geiß,
am Morgen ists gut Hammelfleisch.
(Sie halten große Hunde
und wiegen kleine Pfunde —
Das Fleisch, das zehren sie selber auf
und geben Knochen in den Kauf).

Wie machens denn die Bäcker?

Sie backen die Semmeln gar zu klein
und backen Leib und Seel hinein.
(Sie backen Brot und Semmel klein
und mischen wacker Kleien drein. —
Sie betens Vaterunser:
das beste Brot ist unser!)

Wie machens denn die Schreiner?

Sie stehen an der Hobelbank
und hobeln grün Holz zu dem Schrank.

Wie machens denn die Weber?

Sie schießen 's Schiffchen hin und her
und die Weiber bringen nie gnug Schmer.

Wie machens denn die Schmiede?

Sie schlagen die Nägel neunmal krumm,
damit der Bauer gleich wieder kumm.
(Sie schmeißen's Eisen rum und um,
und endlich kommt der Bauer drum —
Sie nemme 'ne Möckeli alt Jse
un duen drmit de Buur bschyysse).

Wie machens denn die Kaminfeger?

Sie fahren den Schlot auf und ab
und bringen doch kein Ruß herab.

Wie machens denn die Maurer?

Sie bauen jetzt mit leichter Hand
und nehmen untern Kalk viel Sand.

Wie machens denn die Küfer?

Sie machet drümol Rumpedibum
und heuschet (heischen) denn drei Batze drum.

In der Stadt aber hat man jetzt für das fröhliche Handwerk nicht mehr viel übrig. Die Gegenwart ist ihm nicht mehr günstig. Es war nur selten imstande, vom Kleinbetrieb zum Großgewerbe überzugehen; die neue Gewerbefreiheit, das Warenhaus und so vieles andere drückte den Handwerker zum kleinen Manne herab. Jetzt ruht in diesem Stande nicht mehr wie früher die ganze Kraft des deutschen Volkes. Der Handwerker hängt von seinem Kunden ab und darf sich ihm nicht mehr gleichstellen, und der Hochmut des Geldes hält es unter seiner Würde, ihn mit einem Scherze zu beehren; im besten Fall will er ihn in leutseliger Herablassung auch für eine Art von Menschen halten. Handwerkerspott gibts da nicht mehr, höchstens Verspottung. Etwas von diesem Hochmut ist auch in unsere Neckereien der Gegenwart übergegangen, wenn wir uns zum Necken überhaupt noch herablassen.

Darum klingen die Spottnamen unserer Zeit auch ganz anders. Scherzworten wie der Nahtbeflissene, Student der Bekleidungskunst, Bekleidungskunst-Assessor [1]) oder gar „Geheimrat des Geschmacks, der das Portefeuille der Mode führt [2])", sieht man gleich den kunstmäßigen Ursprung an. Sie sind Lehnworte des Volksmundes, dem Berlinertum entnommen, das vom hohen Roß herab die Dinge gern abtut. Nicht zufällig ertönt die höchste Lebensweisheit jetzt aus dem Mund des Berliner Schusterjungen. Die Entwicklung großstädtischen Geistes, dem nichts mehr imponieren kann, bringt es mit sich, daß die alten Namen abgegriffen erscheinen. So ernennt man den Frisör zum Verschönerungskommissar, den Schuster zum Knierieminalrat, und der Seiler heißt Galgenposamentier. Wie wenig volkstümlich sind Übernamen wie Semmelarchitekt für den Bäcker; Teigaffe, Teigschuster, Teigbildhauer, Kopfschuster für den Schuhmacher und Wagenschuster für den Sattler: das war doch wenigstens deutsch! Und selbst eine

so köstliche Bezeichnung wie „Herr der Haarscheren" ist eben nur ein Wortspiel [1]). Die Handwerker haben diese neuen Namen auch förmlich herausgefordert; wo alles nach Titeln und Auszeichnungen drängt, will auch bald jeder Schneider internationaler Bekleidungsakademie-Direktor heißen, der biedere Schuster betreibt jetzt ein hygienisches Fußbekleidungsinstitut, und der alte Bäckermeister wird zur Brotfabrik mit elektrischem Betrieb.

Das liegt im Zug der Zeit. Mit Recht klagt da ein Schneiderlied [2]):

Seitdem wir Kleidermacher sind geworden,
verkümmert das Genie,
und seit der tailleur schändet unsern Orden,
entschwand die Poesie.

Zweiter Teil

Von den besonderen Sündenböcken unter den Handwerkern, dem Müller, dem Weber und dem Schneiderlein

Hundert Schneider, hundert Müller und hundert Weber sind zusammen dreihundert Diebe.
Sprichwort[1]).

1. Allerlei Luſtiges vom böſen Müller.

Der Müller denkt, es wachſe kein Weizen,
als damit ſeine Mühle gehe.
Goethe[1]).

Der Müller iſt ein ganz durchtriebener Spitzbube, dem man nicht über den Weg trauen kann: die Wahrheit iſt dem Bauersmann ſchon lange und ſchmerzlich genug aufgegangen. Nur die eine Stimme herrſcht über ihn, daß er zu den Allerſchlimmſten gehört: Ein Wucherer und ein Müllner, ein Wechſler und ein Zöllner ſind die vier Evangeliſten vom Luzifer[2])! Das Volk kann es ihm nicht verzeihen, daß er ſich ſcheinbar mühelos ſeinen Teil vorwegnimmt von dem, was es ſich im Schweiße ſeines Angeſichts erarbeitet hat[3]):

So die armen Lüte
ihr Korn gewinnent mit Rüten (Reuten)
und ſo lang han gedacht,
wie ſies haben hinbracht
vor Herren und Amtlüten,
und wähnen, es ſoll ihnen werden zu lieb,
ſo empfehlen ſies erſt dem böſen Dieb!

Und grad dem Müller war auf keine Weiſe beizukommen; man braucht ihn, wenn man ſein tägliches Brot eſſen will. Dazu beſtand im Mittelalter der Mühlzwang: der Bauer mußte grad die Mühle aufſuchen, in deren Bannmeile er hauſte, die Bannmühle[4]), er mußte ſein Sach dem Dieb auch noch ins Haus bringen! Und der Bauer bittet ihn gar: Nimm meins zuerſt[5])! Was will er machen ohne den „notwendigen Dieb“[6])!

Zwischen Müller und Bauer herrscht daher auch die bitterste Feindschaft, und dieser Haß spiegelt sich sogar in den Volksliedern wider. In einem solchen Lied, das ums Jahr 1600 aufgezeichnet wurde, singen die Bauern von den „Mehldieben“ [1]):

Der Müller in die Mühlen trat,
er wünscht den Säcken ein guten Tag,
er tät ihn' die Lauten schlagen,
und welcher Sack nicht tanzen will,
den nimmt er bei dem Kragen, laß traben [2])!

Der Baur schnell in die Mühlen schreit:
„Müller, hast mir das Mehl bereit?
Du hast mirs halb gestohlen“.
„Du leugst, du leugst, du grober Baur,
es ist in der Mühlen verstoben“ *).

Der Baur wohl aus der Mühlen trat,
das Annelein ihm die Wahrheit sagt:
„Du hast der Kleien vergessen“.
„Ach nein, ach nein, liebs Annelein,
des Müllers Schwein habens gessen.“

Die Müller haben die besten Schwein,
die in dem Lande mögen sein,
gemäst' aus der Bauren Säcken;
da muß sich mancher armer Baur
sein Mägd und Knecht früh aufwecken.

Der Müller gäb ein Batzen drum,
daß man ihms Liedlein nimmer sung,
er tuts gar übel hassen,
singt man das in der Stuben nicht,
so singts man auf der Gassen.

Der uns das Liedlein neue sang,
ein grober Baur ist er genannt,
er hats gar wohl gesungen;
er hat drei Säck in die Mühlen getan,
seind ihm zwen wieder kommen, ja kommen.

Auf diese Bezichtigungen läßt das Lied denn einen Müller mit allerlei Schimpfereien antworten [3]):

*) In der niederdeutschen Fassung des Volksliedes heißt es: „Ick hebbet so klein gemahlen“.

Merk, Baur, Du bist ein grober Gauch,
sprichst: Müller, nimm mein Koren auch!
wie heißt es dann gestohlen?
Drum tut man den frommen Müllern unrecht,
das red ich unverhohlen!

Es glaubts ihnen keiner, was sie auch sagen mögen, denn das „wissen die kleinen Kinder auf der Gassen zu singen", sagt ein altes Schwankbuch, daß die Müller „weiße Kleider und schwarze Gewissen haben". Die Müller „wöllen und mögen nit leiden, daß von ihrer Untreu jemand sage, da sie doch ihr eins Teils solch böse Geschrei mit der Tat mehr haufen denn abschaffen" [1]). Und sie wissen es selbst: Probier es einer, wenn er hinter einem Müller oder Bäcker auf der Gassen geht, so sag nur: Da geht ein Dieb! sodann wird gleich der Müller umschauen [2]). Sie wollen nur die Verantwortung von sich auf den Mühlherrn abwälzen [3]):

Wo kümmts, dat nu vel Möllers so stehlen
unde seggen, se hebbent so klein gemahlen?
Dat will ick juw wohl seggen:
de Tins (Zins) werd en' so hoch gesett,
se können dar nichtes van hebben.

Darüm, gi (ihr) Heren, seht even to,
weme gi juw Möhlen verhüren dot (verpachtet),
dat gi nicht Deve (Diebe) maken!
Darmit gi denn vel frömde Sünde
up juwen Hals don laden.

Habgierig und herzlos, die fleischgewordene Bosheit, so erscheint der Müller im Spiegel des Volkes, und das stattet ihn denn auch mit einem roten Barte aus, dem Judasbart [4]):

De Möller hefft einen roden Bart,
darto is he von böser Art,
dat mag wohl Gott erbarmen:
wenn em de Hände fresen (frieren) don,
in den Säcken deit he se warmen.

Der Mühlmahler, Roggenstahler [5]) — so rufen die Kinder hinter ihm her — ist ein geborener Dieb. Müllers neugeborenes Kind macht schon krumme Finger [6]). Mit

schäbigem Geiz rafft der Müller zusammen, was er kann: Rips, Raps, in meinen Sack! Metzen und kehren muß den Müller ernähren [1]). Er hat nur ein Glied, das ehrlich ist, das ist der Daumen: der taucht nicht ins Mehl, wenn der Müller in den Sack hineingreift [2]).

Aber so bringts der Korndieb, der Stegreifritter [3]) zu Geld. Der Müller ist ein adelig Kind, es arbeitet für ihn Wasser und Wind [4]). Auf dem Wasser kommts ihm zugeschwommen [5]). Da hilft er manchmal nach und gewinnt mit seinem Edelstein [6]), dem Mühlstein, was ihm nicht gehört. Ein Glück ists, daß die Säcke nicht reden können, die würden aus der Schule plaudern [7])!

Junge Müller, alte Herren [8]). Müllers Hennen haben nie über Hunger zu klagen, so wenig wie Witwers Magd oder der Witfrau Knecht [9]), und „der Müllner Mästeswein" [10]) galten für etwas ganz Besonderes. Doch der Segen bleibt manchmal aus: Pfarrerskinder und Müllersvieh geraten selten oder nie [11])! (s. S. 90).

Derartige Redensarten bildeten dann die Keime zu allerlei lustigen Schwänken, wie in folgendem Meistergesang des Hans Sachs [12]):

Drei Frag vom Müller.

In dem süßen Ton Harders.

1.

Einsmals tät ich ein' Alten fragen,
welchs Glied das frümmest an dem Müller wär,
Händ, Augen, Füß, Nas oder Mund.
Da antwort wider er:

„So ich dir soll die Wahrheit sagen,
so sind des Müllers Hände nit sehr frumm,
darmit er greuft zu tief in d' Säck,
und summa summarum

Henkt sich das Mehl an all seine Gelieder,
wo er in der Mühl geht hin unde wider.
Drum ist ihr keines bieder;
wan (denn) ihr' jedes nimmt zu ihm unrechts Gut.
Des ist sein Ars das allerfrummst,
ders von ihm blasen tut [13]).

2.

Zum andren ich ihn aber fraget,
welches wär das fraidigst (kühnste) in der Mühl,
und ob es wär des Müllers Hund,
welcher die Dieb anbüll.

Lachend er wieder zu mir saget:
„Das fraidigst ist allein des Müllers Hemd".
Ich sprach: „Wie mag nur das gesein?"
Er sprach: „Das ist nicht fremd:

All Morgen, so der Müller auf will stohne,
und eh er hat ein Kreuz für sich getone,
so platzt (greift) sein Hemd ihn ohne (an),
fällt ihm um sein Hals und fächt einen Dieb;
von dem Mühlhund und Hausgesind
er lang ung'fangen blieb" [1]).

3.

Zum dritten fraget ich ihn wieder,
warum kein Storch doch nistlet auf kein Mühl,
ob es leicht wär des Wassers Schuld,
daß es ihm wär zu kühl.

Er antwort: „Der Storch läßt sich nieder
nicht lieber, denn wo Wasser steht und fleußt;
da findt er Nattern, Fisch und Frösch,
das ihm gar wohl erspreußt.

Jedoch so tut dem Storch da eines fehlen:
fürcht', der Müller würd ihm sein Junge stehlen,
sie fressen und verhehlen [2]).
Also hab ich verantwort dir zu Dank
dein Frag", sprach er, „niemand zu leid
in einem guten Schwank".

Hageldicht saust es auf die bösen Müller besonders in den Schwankbüchern herab; denen ist er ein abschreckendes Beispiel schlechtester Gesinnung. Bald aber fällt das moralische Schwänzchen von selbst ab, der Müller wird mit all seiner Bosheit der erklärte Liebling des Schwankes, man bewundert ihn grad um seiner Geriebenheit willen, die immer neue „Müllerstintchen" ausheckt, und freut sich des schurkischen Gesellen. Und die Phantasie des Volkes schiebt ihm die eigene Spitzbüberei unter, läßt ihn so handeln, wie es selbst

handeln würde, wenn es an Müllers Stelle wäre; ein richtiger Sündenbock steht er da, begleitet vom Jubel des Volkes, ein lustiger Dieb nach der Art von J. P. Hebels Zundelfrieder und Zundelheiner, und manchmal läßt ein Schwankbuch sogar den Müller selbst seine schlimmen Geschichten fröhlichen Mundes bekennen. Die Spitzbubenpoesie hat ihn verklärt.

Da findet sich zunächst in dem schon 1337 geschriebenen Schachzabelbuch des Schweizer Mönchs Konrad von Ammenhausen wohl der älteste Müllerschwank unserer Literatur [1]): Ein Dirnlein trägt Nüsse zur Mühle, um Öl daraus zu gewinnen. Doch diesmal wills nicht werden, bis sie merkt, der Müller hat ein Loch gebohrt in den Behälter und ein irden Gefäß darunter gestellt, wo das Öl für ihn hineintropft. Nun fährt sie auf ihn los:

Der Tüfel schände din Hinterloch,
Müller, das du gemachet hast!

Dieses Schachspielbuch schon spricht es aus [2]), daß von allen Handwerken keines mehr Ehrlichkeit brauche als das des Müllers, aber grade sie sind „der Treue leer, wie man ihnen gar häufig vorwirft".

Eine altdeutsche Verserzählung aus dem 15. Jahrhundert führt bereits in üppig wuchernden Müllerspott hinein; breit und kunstlos aufgebaut überrascht auch dieses Märchen durch seinen derb-köstlichen Schluß [3]):

Wie der Müller in das Himmelreich kam ohne unseres Herrgottes Hilfe.

Zwischen zwei Kirchspielen war eine Mühle so gelegen, daß ihr beide Kirchen gleich nah waren. Nun kam es, daß der Müller starb, und beide Pfaffen wollten ihn begraben. Während sie sich noch stritten, kam ein kluger Mann dazu und sprach: „Wollt Ihr mir glauben, so will ich Euch einen Rat geben. Bringet einen Esel her, der Säcke tragen kann. Der soll den Toten tragen. Und in welche Kirche er ihn trägt, dort begrabet ihn". Diesem Rate folgten sie und beluden den Esel mit dem Toten. Der Esel trabte davon und blieb unter dem Galgen stehen, als ob man ihn dort begraben sollte und nirgendwo anders. Dort wurde denn der Müller begraben.

Nun war der Leib begraben. Wie aber die Seele aus dem Körper kam, da nahm sie der Teufel mit sich und führte sie in die Hölle. Da sprach ein anderer Teufel zu ihm: „Wo kommst du her? Wen bringst du da?“ „Ich bringe einen Müller“, sprach der erste Teufel und nannte seinen Namen. „Mit dem wollen wir beide unsern Willen haben, denn er hat viel Schalkheit getrieben. Führe ihn erst vor das Himmelreich, daß er sich umsomehr betrübe, wenn er die große Freude sieht, in die er nicht eingehen kann.“ So tat der Teufel und führte ihn vor den Himmel hoch und sagte zu ihm: „Siehst du diese Freude nun, die du so übel verscherzt hast und zu der du doch geboren warst?“ Der Müller sprach: „Ich kann nichts sehen, wenn du mich nicht höher hinaufführst“. Der dumme Teufel führte ihn noch höher hinauf und fragte: „Bist du jetzt hoch genug?“ „Nein, noch nicht“, sagte der Müller, „ich kann noch nicht ins Himmelreich schauen.“ Da trug ihn der Teufel noch höher hinauf, der Müller aber war nicht faul und entsprang dem Teufel und sprang mitten hinein in den Himmel und ließ den Teufel davor stehen.

Im Himmel aber kannten sie die Schalkheit des Müllers, und Gott der Herr schickte den hl. Petrus aus, ihn zu vertreiben. Doch der Müller sagte zu ihm: „Ich bin besser als du, ich habe den Herrn nicht wie du dreimal verraten“. Da sandte Gott den hl. Paulus, aber zu ihm sagte der durchtriebene Gesell: „Weißt du nicht mehr, was du tatest, da der hl. Stephanus gesteinigt wurde?“ So wies er noch gar manchen Heiligen ab, und selbst die Jungfrau Maria wurde nicht fertig mit ihm. Da kam denn endlich Gott Vater selber herbei. Aber auch zu ihm sprach der Müller: „Ich darf von Rechts wegen bei Euch bleiben, denn Ihr habt selbst gesagt: Wer zu Euch kommt in Euer Haus, den wollt Ihr nimmer vertreiben“. Doch Gott erwiderte ihm: „Da du niemals etwas Gutes getan hast, so darfst du nicht im Himmel bleiben“. Da gedachte der Müller, daß er einst jemand um Gottes Willen einen alten Sack geschenkt, den forderte er nun zurück, und als er ihn in Händen hatte, warf er ihn schnell nieder und setzte sich darauf. Und wie Gott sagte: „Mach dich weg von hier, du hast das deine“, erwiderte er: „Ich sitze auf meinem Eigentum“, und ließ sich nicht mehr vertreiben:

Doch bleib der Molner in dem Himmelrich
und sitzet uf sin Sack hinter der Tore
und kehret seinen Ars hervor.

„Ein schimpflicher Spruch wider die Müller[1]).

„Kam ein Bettler zu einem Bäcken, begehret, daß er ihm von wegen, daß er auch seines Handwerks Genoß wär, ein Almosen gäbe. Fraget der Bäck, was für ein Handwerk er getrieben hätt. Da antwortet der Bettler, er wär ein Müller gewesen. Der Bäck sprach: „Wieviel Bauern sind in dein Mühle gefahren?" „Sieben", antwortet der Bettler. „Sieben?" saget der Bäck, „o du grober und ungeschickter Flegel, diese sieben Bauern, die hätten all müssen eher betteln gehn denn ich". Wollt mit diesen Worten auf den Spruch des gemeinen Mannes deuten, da man sagt von dem Stehlen der Müller."

„Von einem Müller[2]).

„Johann Bosch, der Pfaff von Stadion, befahle seiner Gemeind ein bettelnden Müller, ihm das Almosen mitzuteilen, und saget: „O ihr Christgläubigen, daß dieser Müller fromm sei, habt ihr das best Anzeichen an dem, daß er bettelt, anstatt daß er sich mit Stehlen und andern den Müllern gewöhnlichen Griffen ernährt hätte; derhalben lasset ihn euch befohlen sein."

„Wider dieselben[3]).

„Ein Edelmann saget in meiner Gegenwart zu eim Müller, so mir wohl bekannt ist: „Wann ich Gott und den Heiligen so viel geopfert hätte als du gestohlen hast, wer wär heiliger unter allen Menschen denn ich? Und du müßtest mein Todstag mit Feier und Fasten heilig halten."

„Es sollen mir solches aber die Müller nicht für übel halten, denn ich schreib Fabel und Geschwänk, nicht Wahrheit oder geschehne Ding."

„Von den Müllern[4]).

„Als Matthias von Ulm, der Narr, etlicher Müller ansichtig ward, scherzet er wider sie und verglich sie unser lieben Frauen, und von deswegen, daß sie gerne weiße Kleidung trügen, eine Farb, die der Keuschheit, darin am höchsten stünde die Mutter Gottes, zugerechnet würde. Das gefiel

den Müllern baß wohl, und sie höreten noch aufmerksamer zu. Da verglich er sie zum andernmal auch unser Frauen und saget, so wie die heilige Maria eine Jungfrau blieben wär vor der Geburt, in der Geburt und hinter der Geburt, so wären die Müller Dieb vor der Mühlen, in der Mühlen und hinter der Mühlen. Das verdroß sie übel, daß er sein Heil mußt in der Flucht suchen."

„Mehr von den Müllern[1]).

„Herr Hans Spät, Ritter und Herr des Fleckens Zwiefalten, fraget ein ander Edelmann, ob er nicht etwan wüßte ein frommen Müller, dessen er wohl bedürfte. Antwortet der ander geschwind: „Ich weiß fürwahr ein, dann gestern am Abend hat meines Müllers Weib ein Kindlein geboren, an dessen Frömmigkeit ich gar kein Zweifel hab". Aber der andernhalb zweifelt er frei."

„Wider dieselben[2]).

„War ein Ritter, der hätt seinen Müller am Diebstahl ergriffen, und wollt ihn henken. Wie der Müller schon die Leiter zum Strang hinaufstieg, hätt der Junker heftig gebeten und bei Glauben begehret, daß er ihm doch einen Müller anzeiget, der fromm und treu wär. Darauf schwor der Müller bei einem Eid, er wüßt keinen anzuzeigen. „Wenn der Sach also ist", sprach der Ritter, „so steig wieder herab und bleib bei Leben; dann ich will lieber dich haben, dessen ich nun gewohnt bin, weder daß ich vielleicht an ein heftigern Dieb kommen sollt, denn du bist."

„Aber von einem Müller[3]).

„Unangesehen, daß die Säck nit wie ein Fleischbrüh oder etwas Siedends schäumen, wissen doch die Müller denselbigen den Feim abzustreichen, daß bisweilen ein Metzen oder zwo Getreids mit klebenbleibt. Anno 1559, den 28. Octobris, ward zu Wennfrid einer höflichen mit jetzgemeldter Fatzerei angegriffen, welcher daselbst eine Mühlen und den Namen Ludwig Setzpfand hat. Nachdem ich mich aber wundert, daß der, so sonsten ein Förster und mit andern Händeln umgangen, nun ein Müller worden, und fragt, ob er denn auch mit wüßte umzugehen, antwort einer, der Reiß genannt: „Auweh ja, sollt er nit wissen mit umzugehen, er mahlet

das Korn und Mehl so klein, daß die Leut kaum die Säck wiederfinden".

Verschlossen Katzen in der Kuchen,
wie die den Fleischtopf gern versuchen,
also nach aller Müller Art
der g'ringst Kornsack beschnitten ward."

„Lächerlich angeführter Müller[1]).

„Molorchus, ein Hof-Diener des Herculis, hat verstanden, daß der Getreid-Göttin Cereris Müller nicht hat wollen die Spatzen oder Sperling schreien hören, sondern sooft er sie auf seiner Mühl hat sehen sitzen, hat er sie erschossen. Deswegen hat Molorchus einen ganzen Sack voll Spatzen in die Mühl gebracht und vorgeben, der Müller solle ihm diesen Sack voll mahlen. Kaum hatte er einen Schritt aus der Mühl gethan, so war der Müller und die Müllerin schon über dem Sack, davon zu stehlen. Als sie ihn nun aufgebunden, ist ein Spatz nach dem andern davon geflogen, und der erste hat den Diskant gesungen: Dieb! Dieb! Dieb! Dieb! Die andere setzten sich auf die Mühl-Kästen und sungen den Alt darzu: Wer ist er? Dieb! Dieb! Wer ist ein Dieb? Die übrigen haben sich auf das Mühl-Dach gesetzt und taktweis darzu den Baß gesungen: Der Müller, der Müller! Dieb! Dieb! wer ist er? wer ist er? Der Müller! Der Müller! Da seind sie alle, alle pleno Choro drein gefallen: Der Müller ist ein Dieb! der Müller!"

„Ein Müller nimmt eim Bauren sieben Sester von eim Vierteil Korn[2]).

„Ein Müller saß auf einer Mühlen nit weit von einem Dorf, welcher die Säck gar wohl verschäumen und tief darein greifen kunnt; er hätte auch viel Schwein, Gäns, Enten, Hühner und Tauben, welche alle aus der Bauren Säck ernährt und erhalten wurden. Nun war in derselben Gegend ein Baur, der auch des Müllers Kund was, gar ein listiger Baur seins Bedünkens; wann derselbig zur Mühlen fuhr, kame er nimmer von seinem Sack, er hätte dann sein Mehl darin empfangen. Daran der Müller ein groß Verdrießen hätt, bei ihm gedacht, wie er doch dem Bauren zukommen möcht.

„Und eins Tags ware der Müller oben im Haus und wollt den Tauben essen geben, so siecht er den Bauren dorther der Mühlen zufahren. Der Müller macht sich schnell hinab, verschlägt (versteckt) sich unten in der Mühlen nit weit von der Türen, da der Baur mit dem Korn hinkommen mußt. Und als der Baur zur Mühlen kummt, zeucht er hinein und ruft: „Hoscha, Müller, wo bist?" In summa, es wollt ihm niemands antworten. In solchem, als der Baur in der Mühlen zu rufen ging, schliche der Müller hinaus, nahme den Sack mit dem Korn und trug ihn hinweg und lief schnell hinter der Mühlen herum, gab dem Bauren Antwort und sprach: „Wer ruft da?" Der Baur antwortet: „Ich bin da und bring ein Vierteil Korn, hätts gern bald gemahlen". Der Müller sagt: „Brings her! Es ist ohne das die ein Mühl leer, so will ichs gleich aufschütten". Der Baur zoge hinaus, wollt sein Korn holen, da was es vor hinweg. Ach Gott, wer was leidiger dann der gut Baur! Wußte nit, wie er den Sachen tun sollte. Nun hatte der Baur gar ein böse, abgeschäumte Vettel zu einem Weib, wie man dann deren viel findt, vor deren er ohn Mehl nit heimkommen dorft. Bate den Müller, er wollte ihm ein Vierteil Korn zu kaufen geben, so wollte ers ihme mittlerzeit ohne seines Weibs Wissen bezahlen. Der Müller war wohl zufrieden, gabe ihm sein eigen Korn wieder zu kaufen.

„Nun gedachte der Müller, wie er den Bauren noch weiter betriegen und ihne noch baß im Sack strafen, erdachte einen Fund, wie er den Bauren bereden, er hätte ein Katz, die könnte Fisch fahen; ging zu dem Bauren, zeigts ihm an. Der Baur kunnte sich der Katzen nit gnug verwundern; in summa, er wollt solch Abenteur sehen. Der Müller zeigt ihm noch weiter an, daß er der Katzen, darum daß sie so geschickt zu fischen wär, einen besundern Namen geben, nämlich Heinzmann. Nun hätte der Müller ein Knecht, der hieße Heinz; mit demselbigen hätte er die Sach angelegt, wann er schreien würd: Heinzmann, greif druff! so sollte er dem Bauren einen Sester Korn aus dem Kasten, darin das Korn zu mahlen geschütt, nehmen. Also geheißen und gethan ein Ding was. Nun wohlan, der Müller nahme die Katze an Arm, zoge mit dem Bauren hinter die Mühlen dem Ablaß zu, setzt die Katz nieder und sagt: „Heinzmann, greif druff! Heinzmann, greif druff!" Welches der Knecht bald erhört, seinem

Befehl ein völliges Genügen tät; der Baur dorft sein aber nit lachen. Ach Gott, die arm Katz wollte wider ihr Natur kein Fisch fahen, ja, wann sie gefangen gewesen, viel lieber gessen. Damit aber der Müller nit mit Schanden beständ, sagt er: „Ich merk, daß sich die Katz vor dir (den Bauren meinend) schämt und jetzt ihr Kunst nit will sehen lassen". Damit wieder in die Mühlen zogen. Der Baur nahm sein Mehl, fuhr mit heim, hätt also mit seim Schaden die Katz sehen fischen.

„Darum ist ein Sprichwort: Wer übel vertraut, der wird zu Zeiten auch betrogen."

„Der gewissenhafte Müller[1]).

„Ein Müller wettete mit einem Bauer um eine Tonne Bier, er wollte aus einem Sacke voll Korn so viel Mehl machen, daß er eben wieder zwei große Säcke voll Mehl davon vollmachen wollte, weil man ihn immer beschuldigte, er metzte zu viel. Da nun das Korn gemahlen war, machte der Müller den Sack voll Mehl, worinnen das Korn gewesen. Der Bauer wollte mit Fleiß sehen, wo nun der andere Sack herkommen sollte. Da nahm der Müller einen leeren Sack und zog solchen über den vollen, da waren sie beide gefüllet, und der Bauer hatte die Wette verspielet."

„Der belobte Müller[2]).

„Ein durstiger Bruder kam in ein Wirtshaus, worinnen sehr viel Müller beieinander waren. Dieser setzte sich bei ihnen nieder und ließ sich auch einen Trunk langen. Nachdem er nun eine Weile gesessen, sprach er: „Wer kann erraten, wann seind die Müller am redlichsten und am frömmsten?" Dem wurde von einem andern Gast geantwortet: „Zu der Zeit, wann sie zum Fenster heraus schauen und legen sich auf ihre Hände; dann außer dem, wann sie sonst in der Mühle herum gehen, so haben sie stets ihre diebischen Hände in den Säcken."

„Dieb ohne Leib[3]).

„Wann siehet man einen lebendigen Dieb ohne Leib? Wenn der Müller aus seinem Windmühlenfenster gucket."

„Der lustige Müller[1]).

„Einen lustigen Müller fragte ein Beck, warum man sie nicht henkte, da sie doch Dieb zu sein pflegten? Er sagte: „Es sind unser zu viel, und würde das ganze Handwerk an Galgen kommen. Alsdann müßtet ihr Becken Müller werden, wann ihr bachen wolltet.““

„Englischer Brauch[2]).

„In Engelland ist gebräuchlich, allemal auf den ersten Tag eines andern Monats einen Dieb zu henken, und wann sie zu der Zeit keinen andern haben, nehmen sie den ältesten Müller. Allhie kommt das rechte Fazit heraus“.

„Ein Rezept wider das Podagram[3]).

„Ein Müller kam seinen Gevatter zu besuchen, der sprach: „Ach Gevatter! Ihr sollt mir wohl helfen können. Man hat mir geraten, ich soll zweer frommer Müller, die nie zu tief in Sack gegriffen hätten, ihre Hüte nehmen und die Füß drein tun, nachmahls Sohlen von selbigem Filz in die Schuh legen, so käme ich der Marter ab; wann aber die Müller nicht fromm, sondern wären, wie männiglich von ihnen hält, als die zu viel oder doppelt moltern oder metzen, so werde der Schmerz nur desto größer. Weil ich Euch denn nun wohl kenne und anders nicht weiß, als daß Ihr einer von den Redlichsten seid, so bitte ich, daß Ihr mir noch einen Euresgleichen suchen wollet, ich will gerne zwei Castors hingegen einkaufen, und sollte auch einer zwanzig Reichstaler kosten, und solche vor Eure Hüte geben. Doch bitt ich, daß Ihr mir ja nicht etwa mein Kreuz schwerer machen möchtet“. Hierauf sprach der Müller: „Lieber Herr Gevatter! an meinem Hut soll es nicht mangeln, so möchte ich auch noch wohl irgend einen meinesgleichen finden. Ich hab aber mit meinem Hut niemals etwas Gutes geschafft, so oft ich ihn zu solchem End ausgeliehen, weil die Doctores sagen, der Patient müsse gleicher Form und kein Schalk sein, auch nimmer unrecht gegriffen haben. Darum mag der Herr Gevatter wohl in sich selbst gehen und vorsichtig hierinnen verfahren, damit die Kur nicht verderbet werde“. Oftmals geschieht es, daß einer einem einen Stich (der nicht blutet) gibt und sich nachmals selber trifft. Denn dieser hätte gerne aus seinem Gevatter einen S. gemacht, und schändete sich selber.“

„Müller kann das siebent Gebot nicht halten[1]).

„Ein Müller wurde von seinem Herrn ermahnt, daß er das Gebot, so vom Stehlen hielte, wohl lernen sollte. Gab er zur Antwort, er wollte viel lieber und eben die vier ersten Gebot, so die größten Gebot in den zehen Geboten, lernen, als das siebente Gebot, das doch nur vier Wort begreift; zu verstehen gebend, daß ihm unmöglich wäre, den Leuten nicht zu tief in die Säck zu greifen und im Multern und Metzen sie nicht zu betriegen und zu bestehlen."

„Müller sind Schelme[2]).

„Jean Potage hörete, wie daß die Windmühle wäre gleich einem Gefangenenturm, darin Diebe säßen. Einsmal fiel seine Reise einer Windmühle vorbei, woraus der Müller kuckte. Jean Potage grüßete ihn gar höflich, sagend: „Guten Morgen, armer Sünder, sollt Ihr bald gehenkt werden?" „Ick will dick Schelm balde hängen lehren", rief der Müller. „I, armer Sünder", sprach Jean Potage, „gemach, gemach, und siehe zu, daß wann du der Bauern Säcke zu sehr und weit aufschnüreſt, dir Meister Fix deinen Freßsack einst nicht wieder drüber zustricket!" „Töif, töif", sagte der Müller, „du Schelm!"

„Das wohl gefällte Urteil[3]).

„Ein Müller und ein Becker saßen in einem Wirtshause und trunken, kamen auch in ein Gespräch, wie daß sie beiderseits von vielen Leuten für Diebe gescholten würden, und möchten sie gleichwohl gerne wissen, welche die ärgsten Diebe unter ihnen wären, entweder die Müller oder die Bäcker. Der Bäcker fuhr bald heraus: „Das weiß ich wohl, daß wir so viel nicht können stehlen als die Müller, denn uns wird das Brot von den Brot-Wägern jedesmal nachgewogen, weil wir keinen Tag, viel weniger eine Stunde, für solchen Leuten sicher sein, und wann wir denn etwa einmal etwas stehlen, so muß es mit lauter Angst und Schrecken geschehen, denn werden wir darüber ertappt, so müssen wir unerhörte Strafe dafür geben und auch wohl gar das Brot einbüßen. Dies aber ist bei euch Müllern nicht, ihr sehet wohl zu, daß ihr immer so viel in eurem Trumm behaltet, daß ihr genug habet, und gehet dennoch alles so unvermerkt zu. Man sehe

an, was für fette Schweine bei der Mühlen gehen, das kommet alles vom gestohlnen Mehl." „Ja freilich", sagte der Müller, „ich weiß es wohl, wann ihr pflegt mahlen zu lassen, klaget ihr immer, daß ihr viel hergebracht und wenig wieder wegnehmet." „Und das ist wahr", sagte der Bäcker. „Ja", sprach der Müller, „ich höre gleichwohl von euch, daß ihr jedesmal, wann ihr stehlet, solches mit Schrecken tun müsset; doch sehet, dort sitzen zwei ehrliche, unparteiische Männer, der eine ist ein Riemenschneider, der ander ein Besenbinder, und da es euch beliebet, wollen wir diese beide urteilen lassen, und was sie sagen, soll uns lieb und angenehm sein, denn von ihren Handwerkern können sie nicht stehlen." Dessen wurden sie einig; die beiden Alten traten zusammen und beratschlagten, was hierinnen zu tun, weil sie doch alle beide Diebe, denn nach jenem Sprichwort: Wenn man einen Müller, einen Bäcker, einen Schneider und einen Weber in einem Sack hätte, was der dann wäre, der zum ersten herauskäme? Ein Dieb, sagte der ander. Doch wurden sie gleichwohl eins, weil geschrieben stehet: Zwei werden auf einer Mühlen mahlen, der eine wird angenommen, und der ander nicht, also möchten wohl etliche ehrliche Müller vorhanden sein, aber von Bäckern findet man gar nichts. Täten auch also fort den Ausspruch, welcher ihnen beiderseits wohlgefallen."

„Die wohl beantwortete Frage[1]).

„Als einsten einige Studenten auf dem Markte stunden, begab es sich, daß ungefähr ein Müller auf einem Esel und ein Jude auf einem Pferde vorbeiritte. Als solches die Kompanie sahe, frug einer unter ihnen: Was doch vor ein Unterscheid zwischen einem Pferde und einem Esel sei? Wie nun die Anwesende über diese kurzweilige Frage sehr lachten, auch der eine bald dieses, bald jenes antwortete, sagte jener: „Nein, Ihr Herren, Ihr habt es noch nicht getroffen, denn dieses ist itzo der Unterscheid: Der Esel trägt einen Sack, und das Pferd einen Schelm und Betrieger". Beschrieb also hiemit den Müller und den Juden."

„Müller wird aus einem gehenkten Kirchschaffner gemacht[2]).

„Der Nassauer sprach: „Dies gemahnet mich an ein anders, das sich zwischen einem Müller und Kirchschaffner

zugetragen, das ich nur schlecht daher setzen will, weil es mir von einem Geistlichen erzählet worden. Der Kirchschaffner war ein lustiger Mann, darum, als es Gelegenheit gab bei einem Müller, fragte er denselbigen, ob er nicht wüßte, wo die Müller herkämen? Dieser antwortet nein; da sprach der Kirchschaffner: Es sei die Welt mit allerlei Handwerksvolk besetzt gewesen, nur allein habe es an Müller gemangelt, da aber Deliberation geschehen, woraus man den Müller machen sollte, absit blasphemia dicto et scripto, habe einer gesehen, daß ein Dieb am Galgen gehangen, derselbige sei darauf herabgenommen und ein Müller daraus gemacht worden, daher die diebische Natur behalten und das Stehlen nicht lassen können. „Ich laß es gelten", sprach der Müller, „aber Herr, wisset Ihr auch, was das für einer gewesen, der an dem Galgen gehanken?" „Nein", sagte der ander; da sprach der Müller: „Es ist ein Kirchschaffner gewesen, welcher seine Obrigkeit, die Kirch, und Gott seiner Güter bestohlen, deswegen er gehenkt worden." Das war recht, sagte ich.

Qui se non noscat, vicini jurgia poscat.
Wer recht will wissen, wer er sei,
der schelt seiner Nachbarn drei,
und werdens die ihm schon vertragen,
so wirds ihm doch der viert wohl sagen."

„Gute Antwort eines Müllers[1]).

„Zwei Reisende, welche von Shipton nach Burford ritten und einen Müller sahen, der auf seinen Säcken sitzend ganz langsam vor ihnen herritt, nahmen sich vor, denselben zu vexieren. Dahero sie sich ihm auf beiden Seiten näherten, also daß sie ihn in der Mitte hatten, und ihn fragten: Ob er ein größerer Betrüger oder ein größerer Narr wäre? Worauf er zur Antwort gab: „Ich weiß es in Wahrheit nicht. Ich halte aber, daß ich in der Mitten zwischen beiden bin."

„Ein Müller macht einen Advokaten schamrot[2]).

„Es war einsmals ein Gesellschaft beieinander, unter welcher ein Advokat und Müller waren. Der Advokat war lustig, redete ein Histori auf die Müller, folgender Gestalt: Es ist geschehen, daß ein Müller starb. Da er nun an der

Pforten des Himmels sich angemeldet, hat ihn St. Peter nicht wollen hineinlassen, weil die Müller insgemein Dieb wären. Dieser Müller protestierte darwider: obwohl von den Müllern insgemein davon geredet würde, so gebe es doch noch fromme, wie dann derselbige auch gewesen, der von dem Himmel kommen, deswegen er dann einen Prozeß mit Petro wollen anfangen, hat auch begehrt, man sollte ihm einen Advokaten aus dem Himmel kommen lassen, der ihm seine gute Sach verfechte. Ist ihm aber über etliche Zeit geantwortet worden, es wäre nicht ein einiger Advokat im Himmel."

Was das Volk sonst noch zu sagen weiß vom Müller, das muß zurücktreten hinter dieser stets gebrandmarkten spitzbübischen Gesinnung. Der Müller, reich geworden auf Kosten der Bauern, hat alle Laster der Reichen. Er gilt als Trunkenbold und kann sichs auch leisten: er trinkt Wein, solang er Wasser hat [1]). Und der Protz bekommt auch eine schöne Müllerin:

Unde wenn de Bur denn fröh upsteiht
unde hen to sinem Acker geiht,
den Acker wohl to buwen,
so liegt de fule Möller unde schlöpt
bi siner schönen Frouwen!

heißt es in jenem niederdeutschen Volkslied (s. S. 75).

Im Gerede des Volkes spielt auch die Müllerin eine besondere Rolle. Nicht nur, weil der Müller an sie verschenkt, was er den Bauern gestohlen, erregt sie zornigen Neid: die ganze unheimliche Romantik der Waldmühle spinnt ihre flüsternden Sagen um Müllers „schöne Fraue". Die abseits gelegenen Mühlen mußten beutegierige Räuber stets anlocken, man lese nur im Tagebuch des Nürnberger Scharfrichters Franz Schmidt nach, wie häufig einst solche Mühlenüberfälle waren, und ebenso oft schlich sich wohl auch ein verliebter Bursch auf heimlichen Wegen zur Mühle. Da hat sich gewiß mancher Roman abgespielt zwischen einem Geistlichen etwa und einer „stolzen Müllerin, die daucht sich hübsch und klug" [2]). „Man kann aus diesem genug absehen", heißt es im Gargantua, „wie in Städten weder Mägd noch Frauen, auf dem Land weder die Müllerin noch die Eselin sicher sind: welchen wollt es dann wunder nehmen,

daß . . . der Edelleut Kinder den Müllern, und des Müllers Kinder den Edelleuten ähnlich sehen[1])?"

Der Müller selbst ist auch nicht sauber: Brichst du Häfen, so brech ich Krüg! „Der Müller und sein Frau", sagt Fischart, „haben ungleiche Mägen, dann er mahlt kaum bei Tag, da sie auch wohl bei Nacht mag, und hindert sie kein Klätzperen daran[2])." In jenem teilweise mitgeteilten Müllerliede hilft denn auch das „schön Annelein", eine feine Weberin, dem Müller seinen Wein austrinken (s. o. S. 74).

Und nach dem vom Volke umgedrehten Sprichwort (s. S. 76): „Müllers Kind und Pfarrers Vieh geraten selten oder nie[3])" geht auch Müllers Töchterlein auf krummen Wegen. Da lautet ein nur bruchstückweise erhaltenes Volkslied[4]):

Es wohnt ein Müller vor jenem Holz,
hat ein Töchterlein, das war stolz,
zu dem ließ sich ein Reuter strack
tragen in eim Müllersack.
Zu Nacht rührt sich der Haber im Sack . . .

Das Allerschlechteste traut man dem Müller zu. Da singt das Volkslied von der verkauften Müllerin gar von einem Müller, der sein schwangeres Weib an Räuber verschachert, die die Fingerlein des ungeborenen Kindes als Diebskerzen verwenden wollen. Das weitverbreitete Volkslied gehört nur insofern hierher, als der Volksmund gerade den Müller zu einem so schändlichen Menschen macht[5]). Ein Schlosserlied berichtet in gleicher Weise von einem „Teufelsmüller", der „mordete zum Zeitvertreib zuletzt sogar sein eignes Weib[6])". Noch im kindlichen Spiel wird dem Müller nachgesagt, daß er Kinder in seinen Sack fange[7]).

Begreiflich, daß es in der Mühle nicht mit rechten Dingen zugeht. Überall in Deutschland findet sich die unheimliche Sage von der Müllerin, die als Katze die Müllerburschen belästigte und aus dem Hause vertrieb, bis ein mutiger Bursch dem unheimlichen Tier eine Pfote abschlug — da lag denn am andern Morgen die Müllerin mit abgehauener Hand im Bette[8])!

Das ist der Müller, der Dieb, dem einfachen Volke aus tiefster Seele verhaßt, der Abschaum der Schlechtigkeit.

2. Vom hungrigen Weber.

Die Weber sind auch solche Gesellen,
sind gewohnt, das Garn zu stehlen.
Spottlied aus der Eifel[1]).

Bekannt ist die Fabel vom Hasen, der sterben will, weil er sich für das elendeste Tier der Welt hält. Aber wie er sieht, daß ein Frosch vor ihm ausreißt, kehrt ihm der Lebensmut zurück: ein Wesen gibt es doch, das vor ihm, dem Angsthasen, flieht. Dies allerletzte Wesen unter den Handwerkern ist der Weber, denn einen allerletzten braucht jeder, um sich an ihm zu erheben. Der Weber und ein Has ist ein unglückselig Aas[2]). Das Volk häuft darum, was es an Widerlichem, Abschreckendem nur erfinden kann, auf den armseligen, schmutzigen, nichtsnutzigen Weber, den traurigen Maßstab für seine leuchtende Größe. Dem blutsaugerischen Müller, der aus erbärmlichem Geiz stiehlt, versagt man seine Bewunderung nicht, aber dem hungrigen Weber, ders aus grimmiger Not tut, dem armen Teufel dreht man den Strick: ein Justizmord des Volkes, das eben notwendig jemand braucht, an dem es seine Schuhe abputzen kann.

Und der arme Weber ist von seiner Nichtigkeit auch so durchdrungen! In einem Schwank des Hans Sachs sitzt solch ein heilloser Gesell im Wirtshaus, ein altes Weib kommt herein und fährt auf ihn los[3]):

Du Schalk, find ich dich an den Orten,
du heillos fauler, loser Mann?
Du Bub, du Schalk und du Böswicht,
du wirst noch mit dem Strang gericht,
du Dieb, du Lecker und du Lügner,
zahl mir mein Garn, du falscher Trügner,
das du fert hast verkaufet mir!

Und was sagt der Weber dazu? Der schweigt fein still, denn

Solcher Wort ich täglich gewohn,
es triffet mir mein Ehr nit an,
weil es nur Männernamen sind,
darmit man mich täglichen nennt;
all mein Nachbauren, die mich kennen,
all mein Kunden tun mich also nennen!

So stehlen denn die Weber, obgleich sie, sagt Abraham a sancta Clara, „den Galgen stets vor Augen haben,[1]“ (s. S. 29) und sie wissen wohl, daß sie wert sind, daß sie der Teufel holt[2]). Das Volk kennt auch gar kein Erbarmen mit dem Weber, sein Stehlen macht ihn doch nicht reich, und Armut galt von jeher als Sünde und Schande[3]):

„Die Weber sind Diebe.

„Ein Bauer sagte, alle Weber wären Diebe. Solches höreten etliche Weber und verklagten ihn. Der Richter sagte, der Bauer hätte unrecht, er sollte den Webern ihre Ehre wieder geben. „Ja“, sagte der Bauer, „wann sie mir alle Weber, auch nur in Teutschland, herbeischaffen, so ists billig, daß ich ihnen ihre Ehre wieder gebe; derowegen müssen sie sich so lang gedulden, bis sie alle beisammen sind.“

„Liebe gegen den Schmied und Haß gegen die Webers[4]).

„Auf einem Dorf wohnte ein Schmied, welcher einen Totschlag begangen hatte, ward also gefangen und zum Tode verurteilet. Die Bauren, so den Schmied sehr lieb hatten, gingen zum Drost (Amtmann) und baten um Gnad und sagten, daß er ein so guter Schmied wäre und daß die umliegenden Dörfer großen Nutzen von ihm hätten. Der Drost sprach: „Es ist ein mutwillige Tat, es muß Gericht über ihn gehalten werden“. Die Bauren gaben zur Antwort, wann es ja sein müßte, so hätten sie zween Leinweber, da sie doch an einem genug hätten, so könnte der Herr Drost einen von denselben henken lassen und dem guten ehrlichen Schmied sein Leben schenken.“

„Weber muß man aufhenken[5]).

„Es lobte einer die Weber, daß sie so notwendige Leute in dieser Welt, und daß an ihnen großer Mangel erscheinen

würde, deswegen zu wünschen, man könnte sie aufschütten wie das Korn. Darauf sagte einer: „Ich habe nie gehöret, daß man Fleisch aufschüttet, aber wohl, daß man es aufhenkt, und das wären die Weber wohl wert."

„Ein Leinenwebers-Gesell will sich in die diebische Zunft einkaufen[1]).

„In der Ober-Pfalz war ein Leinwebers-Gesell, derselbige wollte sich in die Leinenwebers-zunft einkaufen, ließ derhalben in dem Wirtshaus eine Mahlzeit zurichten, da dann die Zunftmeister und Zunftgenossen zusammenkamen in einer Stuben beim Wirt. Der Gesell, weil er nicht wußte, wie er sein Wort vorbringen sollte, sprach den Wirt an, er sollte ihn doch unterrichten, wie er sein Wort tun sollte. Der Wirt sahe die Einfalt dieses Kerles und sprach: „Du mußt deinen Hut untern Arm nehmen und dann, wann du hinein zu ihnen kommest, also sagen: Gott grüß Euch, meine Herren Knoiles (das ist Klüngel) Diebe, ich wollt mich auch gern in Euere diebische Zunft einkaufen". Der arme Tropf ging hernach in die Stuben hinein, räusperte sich etlichmal, nahm den Diebsdeckel untern Arm und kratzte mit beiden Füßen hinten und vorn aus, sagte seinen Spruch auf, den er gelernet hatte, und sprach: „Gott grüß Euch, meine Herren Knoiles Diebe, ich wollt mich auch gern in Eure diebische Zunft einkaufen." Doch gings ihm ohne Zittern und Stammlen nicht ab. Die ehrliche Gesellschaft erschrak ob des Grußes, fragten ihn, was er gesagt hätt. Da er es nochmals also ausgesprochen, fragten sie ihn, warum er sie schelte? Der gute Bruder, der gemeinet, er habe es gar wohl getroffen, antwortet, der Wirt habe ihn also unterrichtet, welcher es aber auf Einforderung und Unterfragung nicht gestehen wollen, mußte also der Kerl ein gut Gelag und auch andere Unkosten zahlen, wollte er anders in die diebische Zunft kommen, wie er dann von den Herren Knoiles Dieben ist auf und angenommen worden."

Auch das Sprichwort hat ein hartes Herz den Webern gegenüber, die sich nur selten einmal „den Bauch verschieben" können. Weber und Not gehören ihm von vornherein zusammen. Er isch e Wäber, un sie hett nüt, no hänn sie allbaid nüt, sagt man im Breisgau[2]). Sie backen Brot in Wasser und essen es für Milchsuppe[3]). Aber gerade

dies Gerede von der Weber Hungerleiderei ist auf so natürliche Weise entstanden: „Alle und jede Handwerk haben", erklärt ein gerecht denkendes Schwankbuch [1]), „so auch die Wollenweber, ihre sondere Gewohnheit, daß sie unter anderm auch ihrem Gesinde oder Knappen des Tages nie mehr dann eine Mahlzeit, an etlichen Enden, wie ich verstanden, gar keine geben. Daraus diese Scherzrede erwachsen, daß wenn sie, die Wüllenknappen, einen warmen Bissen zu essen begehren, nehmen sie das Maul voll trocken Brot und halten es über ein Kohlfeuer oder am Ofen in die Kacheln". Die Weber haben also ihre Knappen nicht vollständig oder gar nicht verköstigt! Und daraufhin behauptet das Sprichwort, das Essen reiche eben nicht aus, bei ihnen falle kein Brosämlein unter den Tisch. Sogar das Mäuschen verhungert, das sich in ihre Hütte verirrt [2]). Deshalb wohl geht es ihnen hinter das Garn und verträgts im ganzen Hause (s. S. 21)!

Selten kriegt der Weber Arbeit. Ein Sprichwort lautet: Handwerk hat goldenen Boden, sagt der Weber, da schien ihm die Sonne in den leeren Brotbeutel [3]). Man sieht ihm auch sein hungerndes Elend an: Der Weber ist ein ganz leichter Gesell, so leicht wie der Schneider.

Da mußte man nun bescheiden sein. Aber je kleiner die Mittel, desto größer der Hochmut: „Ein Weber rühmte, daß er alle Jahr einen Gulden zu Lohn habe, benebens Kost und Kleidung; hundert Jahr machen hundert Gulden, ist bald zu rechnen, aber langsam zu erleben" [4])!

In diesem Zusammenhang begreift sich auch das Wort: Weberwitz ist federleicht [5]).

Nimmt man nun noch dazu, daß der Weber für verlogen gilt: ein Weber ohne Lügen gehört zu den unmöglichen Dingen [6]), — so ist der Weber als Zerrbild fertig, der unangenehme Gesell, den die Handwerksburschen allesamt verspotten in übermütigem Rundgesang, der aus der Zeit der Knotenkämpfe her noch im deutschen Kommersbuch steht [7]);

Das Lied von den Leinewebern.

Die Leineweber haben eine saubre Zunft,
Mittfasten halten sie Zusammenkunft.
Die Leineweber haben sich ein Haus gebaut
von Buttermilch und Sauerkraut.

Die Leineweber sind alle auf du und du,
sie trinken einander aus dem Waschkübel zu.
Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein,
das eine ist gestohlen, das andre nicht sein.
Die Leineweber sind eine kahle Art,
sie kriegen keinen Backenbart.
Die Leineweber nehmen keinen Lehrjungen an,
der nicht sechs Wochen hungern kann.
Die Leineweber haben alle Jahr ein Kind,
die Blitzkröt ist sechs Wochen blind.
Die Leineweber haben auch ein Schifflein klein,
da fahren sie die Mücken und Flöhe drein.
Die Leineweber stehlen alle Tag einen Strang,
ist er nicht kurz, so ist er doch lang.
Die Leineweber machen eine zarte Musik,
als führen zwanzig Müllerwagen über die Brück.

Diesem bösen Leumund gegenüber muß sich die Weberzunft gehörig zur Wehr setzen und auf Alter und Notwendigkeit ihres hochlöblichen Handwerks hinweisen. So heißt es denn in einem Büchlein von wenigen kleinen Seiten: Wäberspruch. Zu billigem Lob und wohlverdienten Ehren, dem Ehrenloblichen Wäberhandwerk. Gedruckt im Jahr 1669:

Das Wäben ist ein Kunst,
ersunnen nicht umsunst.
Wann niemand wäben wette (wollte),
wo wollt man nemmen das Bette?
Wo wollt man nemmen das Plunder (die Betten),
Das ober und das unter?
Wo wollt man nemmen die Kleider?
Was hätten z' tun die Schneider?
Was hätten d' Näjeren z'strupfen?
Was hätten d' Krößleren (Kräuslerinnen) z'stupfen?
Was hätten d' Bleicker z'bleicken?
Was hätten d' Färber z'weicken?
Papierer müßten bettlen gahn,
d' Buchdrucker ihre Kunst verlahn,
Tuchschärer wärend arme Leut,
so hättend auch die Wöschern neut.
Drum wird der Wäber billig g'ehrt,
weil er viel andere Handwerk nährt.

3. Vom tapferen Schneiderlein.

Die Nadel ist nicht minder wert
als in der Schlacht ein scharfes Schwert!
Hausinschrift[1]).

Doch am meisten weiß das Volk vom Schneider zu erzählen; der erfreut sich allerseits der größten Beliebtheit. In Wort und Lied und Bild fallen sie über ihn her, wo er sich zeigt, und vielleicht weiß sogar der Weber durch den Hinweis auf den Schneider die Gegner von sich abzulocken. Mit dem unangenehmen Weber will keiner vertraut tun, aber der Schneider ist aller lustige Figur, wenn auch sehr gegen seinen Willen. Während aber des Volkes Lästermaul an jedem Handwerker meist nur einen einzigen Zug zu verspotten weiß und den in toller Übertreibung immer weiter ausgestaltet, entwirft es vom Schneider ein vielfarbiges Karakterbild, voll von Widersprüchen natürlich, weil das dichtende Volk ja keine Einheit ist, aber mit den köstlichsten Einzelzügen geschmückt. So schießt der Schneiderspott am üppigsten ins Kraut. Und wie es unter den deutschen Stämmen nur ein Schwäblein gibt, so muß sich unter den Handwerkern auch nur das Schneiderlein die gutherzigtrauliche und dann wieder so ungezogen hochnäsige Verkleinerungssilbe gefallen lassen. Und genau so wie es, wenn auch grad keine Sünde, so doch sicherlich eine Schande ist, als Schwabe geboren zu sein, so ist die Schneiderherkunft stets ein erschwerender Umstand. Wie Derfflinger Stettin belagerte, hingen sie ihm zum Spott einen gemalten Schneider an die Stadtmauer[2]). Auf dem Hamburger Herbstmarkt des Jahres 1742 führte ein Wurmdoktor mit seinem Hanswurst und drei Heiducken so tolle Schneiderschwänke auf, daß die in ihrer Ehre gekränkten Schneidergesellen einen Aufstand

erregten, der nur mit Waffengewalt unterdrückt werden konnte[1]). Die Chronik des Schneiderhandwerks ist eine einzige lange Leidensgeschichte. Wie man den Schneider einschätzte, sagt das einst weitverbreitete Sprüchlein[2]):

Stolze Sachen.

Ein Schneider auf einem Roß,
ein Hur auf einem Schloß,
eine Laus im Grind
sind drei stolze Hofgesind.

Der Schneiderhaß ist sogar bis in die fromme Kinderseele gedrungen: „Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt?" fragte der kleine Wolfgang Goethe, und die Zornesader schwoll auf seiner Stirn, als die Mutter ihm das Märchen vom Schneider Sieben auf einen Schlag erzählte[3]).

Heute ist ja nun wohl die grimmige Verachtung geschwunden, wenn sie auch in Redensarten wie „Geh zum Schneider!" noch gelegentlich zum Vorschein kommt; aber selbst im lammfrommsten Gemüt regt sich eine unbezwingliche Spottsucht, unter deren Sticheleien eine feinfühlige Schneiderseele schmerzlich erzittern kann. Wieviel köstliche und ehrenrührige Namen fliegen noch hinter ihm drein, wieviele Bosheiten weiß man sich noch über ihn zu erzählen! Wie leidet in Max Eyths Roman der Schneider von Ulm unter der Schneidertragik: Da fährt er im Ordinarischiff donauabwärts; im offenen Teil des Bootes, erklärt der Schiffer, sei die Taxe bis Passau ein Gulden dreißig Kreuzer, bis Wien fünf Gulden, einen Schneider nehme er aber um die Hälfte, des leichten Gewichts wegen. Stand er den Schiffern auf der Fahrt im Wege, so riefen sie ihm lachend zu, er solle sich wegscheren, man könnte ihn leicht mit den Rudern ins Wasser stoßen, ohne zu bemerken, daß einer fehle[4]). Das ärgerte Berblinger, bei dem trotz allen Druckes das Gefühl für sein Handwerk zu keimen begann. Alles machte schlechte Witze über die Schneider, und jedermann brauchte sie!

Armer Schneider! Kein Wunder, daß der Hosenbletzer, der Hosenkoch zum Kleidermacher oder gar zum lady's tailor

werden will, als könnte er unter den neuen Namen altem Spott entgehen. Es hilft ihm nichts.

Diese Fülle des Spottes, die sich über den Schneider ergießt, macht gerade ihn für alle Verächter des Handwerkerstandes zu dessen sprichwörtlichem Vertreter. Von seiner engherzigen Lebensauffassung heben sich die andern Stände leuchtend ab in ihrem Hochmut!

Gevatter Schneider und Handschuhmacher! Und umgekehrt, wenn einer gegen den Strom der geltenden Meinung schwimmen will, kann ihm Schneiders einfacher, gesunder Menschenverstand sogar lobenswert erscheinen. So sagt Grillparzer einmal, allerdings in dem Tone, in dem der Schulmeister seinen Dümmsten lobt[1]):

Vox populi.

Nach Beifall der Fürsten und ihrer Berater
hab ich gefragt und getrachtet nimmer;
mir gelten drei Schneider im Theater
mehr als ein König in seinem Zimmer.

Was mag da nun wohl den Anlaß gegeben haben, daß die ganze Welt grad über ihn herfällt! Sein Handwerkszeug hat den Spott herausgefordert: er führte ja nur Nadel und Fingerhut! Und nun paßt das Volk ohne weiteres den Menschen seinem Handwerkszeuge an, zum kleinen Schwert gehört ein kleiner Knirps, und so macht es in maßloser Übertreibung den Fadenbeißer zum Däumling. Der Däumling des Märchens ist auch wirklich ein Schneiderskind! Jeder Windhauch kann den Ritter von der Nadel entführen, wenn er sich nicht vorsieht; im Märchen vermag er nicht einmal eine Weidengerte herabzubiegen: die schnellt ihn so weit in die Höhe, daß er noch heute nicht wieder heruntergekommen ist. Daran erkennen in Nestroys „Lumpazivagabundus" der Schuster Knieriem und der Tischler Leim den Schneidergesellen: der fährt vor ihrem Blasen wie eine Flaumfeder in die Höhe. Und in Goethes bekanntem Gedicht fallen vom Schuß des Jägers zwei Spatzen und ein Schneider[2]):

Die Spatzen von den Schroten,
der Schneider von dem Schreck,
die Spatzen in die Schoten,
der Schneider in den Dreck!

Und das Schnadahüpfel singt[1]:

A Schneider und a Muck,
des sind zwoa rare Stuck,
die Muck, die is so keck
und wirft a Schneider in Dreck.

Ganz ähnlich lautet das alemannische Sprüchlein[2]:

E Schnider und e Fleug
sind gar liechtes Zeug,
e Weber und e Floh
sind eben au eso.

Manchmal kann der Schneider allerdings Vorteil ziehen aus seiner Kleinheit[3]:

Wenn der Schneider gstohle hat,
so weiß er nit, wo naus,
dann schlupft er in die Nadelbüchs
un bebbert obe raus.

Aber er kann auch in des Wortes wahrster Bedeutung hineinfallen. Da weiß ein Reimsprüchlein aus dem Vogtland eine ganze Geschichte zu erzählen[4]:

Mei Schatz is a Schneider,
is schö, adder klei,
der fiel uns ba 'n Essen
in die Suppenschüssel nei.

Da lag er in dr Suppen,
m'r hat 'n net derguckt,
da hat 'n mei Vater
mit hintergeschluckt.

Mich dauert mei Schneider,
mei Gram is net z' trag'n:
ich ha 'ne im Herzen,
und mei Vater im Mag'n.

Und wie ist das Kerlchen so flink: Mit einem „echten Schneidersprung" gehts ins Bett, daß es mitsamt dem Deckbett noch einmal bis fast an die Stubendecke fliegt[5]!

Ein Glück, daß der Schneider ein Bügeleisen führt[6]:

Das Bügeleisen muß die Schneider erst verwahren,
daß sie nicht vor der Zeit zum Bock am Himmel fahren.

Und der unglücklich verliebte Meister Nadler kann sich nur unter besonderen Vorsichtsmaßregeln umbringen [1]):

Schau, wenn i di nit bald bekumm,
schmeiß i ins Wasser mich,
doch häng ich erst mei Scher noch um,
denn sonst versink ich nicht.
Und wenn ich doch nicht sinken tu,
knüpf ich an 'n Baum mich auf,
hängs Bügeleisen noch an d' Schuh,
dann geh ich sicher drauf!

Wie groß stellt sich denn das Volk so einen Schneider vor?

Und was ein rechter Schneider ist,
muß wiegen sieben Pfund,
und wenn er das nicht wiegen tut,
so ist er nicht gesund [2]).

Nach anderer Feststellung wiegen zehn Schneider hundert Pfund, oder fünfundzwanzig wiegen dreizehntehalb Pfund, oder dreizehn wiegen vierzehn Pfund [3]) usw., und nie vergißt der Volksmund hinzuzufügen, daß dies Mindestgewicht unbedingt zur Gesundheit gehöre. Oder man wiegt die Schneider ab wie Kirschen und Kartoffeln: „Vierzehn Schneider, vierzehn Bärenhäuter, ein Geiß und ein Bock ist just ein halb Schock [4])". Im Siebenjährigen Krieg soll man einmal vier Futterschneider in ein Standquartier verlangt haben, und da habe sich der Adjutant verschrieben: Vier Fuder Schneider! Und so kamen denn vier Wagenladungen Schneider an [5]).

Da der Schneider so klein ist, so machen neun Schneider einen Mann [6]). Er ist ein mageres, dünnes Kerlchen ohne Kraft und Saft, das noch an Pfingsten auf dem Arbeitstisch friert [7]), mit schloddrigen Waden [8]), „wia=r=a paar Frankfurtar Würschterl" [9]). Beinchen so dünn wie die eines Weberknechts, das ganze Kerlchen so dünn, daß es durch ein Nadelöhr durchkriechen könnte [10]). Der „hessische Schneiderspeck" [11]), den Fischart einmal erwähnt, gehört zu den unmöglichen Dingen. Drum setzt man dem Schneider die boshafte Grabschrift [12]):

Es liegt hier unter diesem Stein
ein magres, dürres Schneiderlein.
Und stehen einst die Toten auf,
so hilf ihm, lieber Gott, herauf

und reich ihm deine starke Hand,
denn er allein ists nicht imstand.

Fröhliche Schwänke gibts eine Reihe vom Schneiderknirps:

„Der kleine Schneider[1]).

„Zu Frankfurt am Main hatte ein Schneider zween Gesellen, unter welchen der eine gar klein war. Nun begab sichs, daß sie auf das Christfest sehr viel zu tun hätten, daß sie auch wegen der Arbeit etliche Nacht nicht schlafen gingen. Wie sie nun fast zum Ende kamen, ward der große etwas eher fertig als der kleine und wischet geschwind zu Bette. Der Kleine war über die Maßen müde, legte sich derhalben auf den Kehrhaufen, daß er bald wieder erwachen wollte und seine Arbeit verfertigen, er schlief aber bald ein. Dem Meister erbarmet des armen Tropfen, daß er frieren sollte, suchte derhalben alle die kleinen Abschnitze zusammen und warf sie auf das Schneiderichen und ging hiermit auch zu Bett. Des Morgens war die Magd, welche ein feine große Schweizer-Dirne war, zum ersten heraus, kehrte das Haus aus, kam auch bei diesen Abschnützelhaufen, hub es auf, warfs in ihren Schurz und schmiß es mitsamt dem Schneider auf die Gasse, welcher noch nichts drum wußte, bis eine Sau mit ihren Jungen selbige herumwühlte. Da erwachte der Schneider, meinte, sein Meister weckte ihn auf, rief derhalben: „Ja, ja, Meister, Meister, ich komm bald."

„Der von einer Katzen gefressen vermeinte Schneidergesell[2]).

„Ein buckelichter Schneidergesell, der von seiner Mutter nichts als das liebe Leben hatte, konnte auf seiner Wanderschaft nirgends Arbeit kriegen. Als er nun durch vieles Fechtengehen endlich abgerissen war, so wußte er nicht, wie und wovon er sich montieren wollte. Endlich ging er vor einem Galgen vorbei, an welchem er einen neu Gehenkten sahe, der noch gute Schuh anhatte; er entschloß sich also, demselben seine Schuh abzunehmen, und da er niemanden sahe, kletterte er den Galgen hinauf und lösete ihm einen Schuh ab; als ihm aber plötzlich einige Reisende über den Hals kamen und er den andern herunterzerren wollte, fiel das Bein gar mit herab. Dies nahm er und kam damit ins

Wirtshaus. Der Wirt fragte ihn, da er herbergen wollte, wer er wäre? Und als er sich einen Schneidergesellen nennte, so sprach der Wirt zu ihm: „Die Schneiders-Gesellen gehören hinter die Hölle.“ Der arme Schneider ließ sich es an diesem angewiesenen Orte wohl gefallen, aß und trank nach Handwerks Manier. Des Morgens aber, da er nichts zu bezahlen hatte, schlich er heimlich davon und ließ das abgefallene Bein hinterm Ofen liegen. Als nun der Wirt erwachet und von denen übrigen Gästen die Zahlung eingenommen hatte, dachte er auch an den Schneidersgesellen und leuchtete mit dem Lichte hintern Ofen, rufte: „Schneider, komm hervor!“ Als er aber nichts als ein Bein liegen sahe, erschrak er, schrie und sprach: „Frau, neulich hat mir die Katze schon einen Braten gefressen, jetzt ist sie sogar den Schneidergesellen angegangen, siehe! Den hat sie auch aufgefressen mit Haut und Haar und hat nichts als nur das eine Bein von ihm übrig gelassen“.

Und diesen armen kleinen Ellenritter läßt das Volk die grausigsten Kämpfe mit den fürchterlichsten Tieren bestehen! In der Schweiz singen sie das Lied vom Schnegg und Schnider[1]):

Hei, lustig Blut und unverzagt,
es hätt e Schnegg en Schnider gjagt.
Und wär der Schnider nit waidli gsprunge,
so hätt de Schnegg de Schnider bezwunge.
Und wär nüt e Floh dazwische cho,
so wär der Schnider ums Lebe cho.

Ganz Ähnliches erzählt ein bayrischer Spottreim[2]):

Nächten bin i fischen gange,
und da hat mirs g'raten,
hab ein buckligen Schneider gfangen,
hab ihn lassen braten.
Wie er braten ist gewesen,
hab i gschrien: Zum Essen!
Kommt ein verstohlner Spatz daher,
hat mir 'n Schneider gfressen.

In Bayern und wohl auch anderwärts nennt man eben die langfüßige Wasserschnake den Schneider[3])! Vielleicht weil sie ebenso mit den Beinen ausholt wie der Schneider mit

den Armen, wenn er einen langen Faden hat? Jetzt wird auch das böse Spottwort verständlich, es habe einmal ein Schneider in einer Spinnwebe „mit erschröcklichem Zettergeschrei" seinen Geist aufgegeben [1])!

Auch die Laus soll ein ebenbürtiger Gegner des Schneiders sein [2]); und dieser ehrenvoll bestandene Kampf hat dem Läusespießer auch das Schneiderwappen eingetragen: drei Läuse auf einem roten Lappen. Darauf gründet sich wieder sein Hochmut und seine königliche Abstammung (s. S. 61): ist das Untier ja doch aus dem Kleid des Königs, das geflickt werden sollte, herausgekrabbelt!

Stets galt der Schneider als ein hochmütiger, eitler Gesell, so wenig das auch mit seinem wahren Sein in Einklang stehen mochte. „Der Schneider mit der Scher meint, er sei ein Herr!" behauptet das Sprichwort [3]). Er glaubt eben, sein Handwerk sei eine Kunst, und er selbst ein Genie. Und der „kleine unnütze Springinsfeld" hat auch viel gesunden Mutterwitz, er kann schon einmal ins Schwarze treffen, und im Märchen gewinnt ein pfiffiges Schneiderlein mit Rätsellösen sogar die gewaltig stolze Königstochter. Seine Flinkheit und Leichtfüßigkeit lassen ihn noch oft durchschlüpfen, wo mancher andere Haare lassen muß. Das ist die Schneidercourage [4]), die in den flinken Beinen sitzt, — er läuft wie ein Schneider! — wiederum eine köstliche Erfindung des Volkes, das dem Schneiderknirps auch eine Schneiderseele und eine Schneiderader gibt. Mit dem Kerlchen wird nicht einmal der Teufel fertig, wie ein lustiges und heute noch lebendes Volkslied berichtet (s. S. 146).

So schafft denn der Volksmund die Gestalt des tapferen Schneiderleins, des Helden, der sieben auf einen Schlag tötet. Das allbekannte Märchen ist uralt [5]), seine älteste deutsche Form, die wir kennen, stammt aus dem 16. Jahrhundert. Die Brüder Grimm haben es aus dem „Wegkürzer" des Martin Montanus (s. S. 22) für die erste Auflage ihres Märchenbuches abgeschrieben, so wörtlich, daß sie sogar den Druckfehler: „Das ihm so sehr großen Schaden an Fisch (statt Vieh) und Leut tät" mit übernahmen [6]). Eine zweite Fassung aus mündlicher Überlieferung ließen sie unmittelbar nachfolgen; erst in der zweiten Auflage zogen sie beide Märchen zu einem einzigen zusammen [7]).

Wie das tapfere Schneiderlein auf Abenteuer auszieht,

so gehen in einem estnischen Märchen sieben Schneider in den Türkenkrieg. Und was erleben sie da? Sie bestehen alle die Heldentaten, durch die Ludwig Aurbacher in seinem Volksbüchlein seine sieben Schwaben führt [1]). Auch hier also sind die Schneiderhelden ein echtes Gegenstück zu den tapferen Schwaben. Und in einem portugiesischen Schwank gehen sieben Schneider auf eine Spinne los [2])!

Dieser Held wird nicht einmal mit seiner eigenen Frau fertig! Wohl heißt es, er züchtige sein Weib mit Maß, d. h. mit der Elle [3]); es brauchts ihm keiner zu glauben. Es ginge ihm sogar sehr übel, wenn er nicht so eine tüchtige, entschlossene Frau hätte. Doch der Schneiderspott ist ja billig!

Der Schneidergröße entspricht auch der Schneiderappetit und der Schneiderdurst. „Scherzweis pflegt man zu sagen", heißt es in Kirchhofs Wendunmuth [4]), „weil die Schneider sich mit Kleidung sauber und hurtig halten und leicht hertreten, daß sie nicht viel essen, auch wohl neun an einem Ei genug haben (s. S. 18). Aber ich glaub, vier eins Teils sollten wohl neun Eier allein essen, wenn sie ihn' nur fürgesetzt würden, und die Meister nicht die weitest Schüssel vor sich ruckten". Darum bleibt für eine ganze Schneiderfamilie in Fritz Reuters Gedicht „Snider-Begnäugen [5])" von einem Heringsschwanz sogar noch etwas übrig! Ein Schneider, „en lütten Mann",

de seggt tau sinen Jungen: „Hal
uns doch enmal
den Hirings'schwanz von 'n Bähn hendal,
för mi en Finzel, di en Finzel,
un mine Fru hal ok en Finzel,
un 'n Finzel, den lat liggen!"

Und ein halb Maß Wein reicht für drei von diesen durstigen Gesellen aus (s. S. 30) [6]):

„Drei Schneider trinken ein Maß Wein und sind guter Ding.

„Auf ein Zeit kamen drei Schneider zusammen in ein Städtlein, heißt Ingweiler, begehrten Arbeit da. Nun war aber ein junger Edelmann mit ihn' zogen, der hätt im Schloß zu schaffen, mit demselben ging ein Schneider, der ihn begleitet. Nun verzog aber das Geschäft sich so lang,

daß der Edelmann einmal außer ging und zum Schneider sagt: „Lieber Schneider, zeuch hin zu dein' Gesellen und heiß sie zechen und guter Ding sein. Ich will bald zu euch kummen".

„Der Schneider zoge hin; da ihn seine Gesellen bald fragen warden, wo der Junker wäre oder was er gesagt hätte. „Ei", sprach der kostfrei Schneider, „der Junker hat gesagt, wir sollen ein halb Maß Wein trinken und fröhlich und guter Ding sein." Dem folgten sie, tranken ein halb Maß Wein und waren guter Ding."

Vom eigenen Geld kann sich der Schneider solche Schlemmerei nicht leisten. Ein leere Tasch und Schneiderzech [1])! Wenn sie beisammensitzen, zahlt jeder für sich, da kann keiner eine Runde werfen. Und es ist wenig genug, was auf den einzelnen entfällt.

„Dreitausend Schneider verzehren zusammen einen Groschen [2]).

„Einsmals kamen dreitausend Schneider in ein Wirtshaus, zu der Laus genannt. Diese nun hatten zusammen verzehrt einen guten Groschen oder fünfzehn Pfenninge. So ist die Frage: Wieviel hat dann ein jeder verzehrt und bezahlt? Die Antwort ist: Ein jeder hat fünf Pfenninge zahlen müssen. Dieses ist also zu verstehen: Der Vatter, welcher ein Schneider war, der hatte Tausend geheißen, das ist nun ein Tausend; seine zwei Söhne, so er bei sich gehabt, welche ebenfalls Schneider gewesen und auch Tausend geheißen, ist wieder zwei Tausend: sind also dreitausend Schneider beisammen gewesen, so nicht mehr als fünfzehn Pfenninge oder einen guten Groschen verzehrt haben."

Auf derartigen Vorstellungen einer winzigen Leistung beruht daher auch die Redensart beim Kartenspiel: Aus dem Schneider sein. Wer dreißig Jahre hinter sich hat, ist aus dem Schneider, so wie man mit vierzig ins Schwabenalter kommt.

Wenn der Schneider zum Knirps geworden ist, so hat also noch etwas mitgewirkt. Er ist ein armer Schlucker wie der Weber: De Sniders hebben man en Darm, man de en Darm is lank [3]). Zwar heißt es im Märchen einmal [4]): „Sage niemand, daß ein armer Schneider es nicht weit bringen und nicht zu hohen Ehren gelangen

könne; es ist weiter gar nichts nötig, als daß er an die rechte Schmiede kommt, und was die Hauptsache ist, daß es ihm glückt!" Es glückt ihm leider nur im Märchen! Die schönen Kleider, die er macht, macht er andern Leuten, nicht für sich selbst, aber meistens sieht er vergeblich nach Arbeit aus.

Allerdings, vor den Feiertagen, da häuft es sich: „Wenn't kümmt, denn kümm't up 'n Huupen, seggt de Snieder, doar kreeg hei twei Poar Strümp up 'n mal tau flicken [1])". Abraham a sancta Clara führt diesen Osterfleiß der Schneider weniger auf ihre Arbeitslosigkeit, als auf ihre Unpünktlichkeit zurück [2]): „Und also machen es die meisten Handwerker und Professionen, welche, wenn sie die ganze Woche hindurch entweder im Winter bei der Karte, oder im Sommer in dem Garten ihre Zeit zubringen, nichtsdestoweniger an Sonn- und Feiertagen arbeiten, darunter keine mehr beschäftiget seind als die Schneider, also zwar, daß schon ein gemeines Sprüchwort entstanden, wenn man von einem geschwinden und arbeitsamen Menschen reden will, pflegt man zu sagen: Er tummelt sich wie ein Schneider am Ostertag".

Unter solchen Umständen muß der Schneider schon genügsam sein. Bei ihm ist Schmalhans Küchenmeister! Da ist zunächst die Schneidersuppe [3]): Schneidersuppen reißen keine Bäume aus, sagt das Sprichwort [4]). Dann kommt der Schneiderkarpfen, der Hering [5]) — vielfach auch Schusterkarpfen genannt [6]), — und der Schneiderbraten: aber das ist nur der brandige Geruch des Bügeleisens [7]). Der zarte Schneidermagen kann nicht alles vertragen; darum sagt ein westpreußisches Sprichwort: „Wovon de Schuster levt, mot de Schnider starwe", weil nämlich ein Schuster durch ein Gericht grauer Erbsen mit Speck vom Wechselfieber erlöst wurde, ein Schneider aber, der dasselbe Mittel gebrauchen wollte, elendiglich um sein bißchen Leben kam [8])" (vgl. o. S. 39).

Siebenerlei Speis d' Schneider han:
die erst ist semper Grütz, fürtan
continue, Suppen Verdruß,
die dritt quotidie, heißt Mus.
Frequenter mager Fleisch ist do,
Gebratens raro, kommt herno.
Aliquando ist Obstgefräß,
nunquam, das letzt, holländisch Käs [9]).

Drum treibts den Gesellen hinaus auf die Wanderschaft, sein Glück zu versuchen [1]):

Frau Meistrin, leb sie wohl!
Ihr Speck und Kraut, das schmeckt mir nicht!

Es geht auch zu merkwürdig her bei Schneiders:

„Ein Schneiderknecht wollt große Fisch haben oder wollte wandern [2]).

„Schneider seind selten kostfrei [3]), wie man dann etliche findt. Einer der kauft allwegen die schlechtesten und wohlfeilsten Fischlein auf dem Markt, die er finden mocht, als Stichling, Milling und dergleichen. Wenn die gekocht waren, hätte er allwegen ein groß Sagen, wie sie gut wären, und meint, sie solltens auch loben. Und es begab sich, daß der Meister vom Tisch gefordert war, dann er mußte ein Paar Hosen messen, dieweil fuhr der Knecht zu und steckt die kleinen Fischlein in die Ohren, Nasen, zwischen die Finger und wo er kunnt, voll, und blieb hinter dem Tisch sitzen. Und da der Meister wieder in die Stuben kam, erschrak er sehr übel und fragt den Knecht, was das wär. Der Knecht nahm sich an, als ob ers nit hätt gesehen, und besieht die Händ, stellte sich darob erschrecklich und sprach: „Sehet Ihr, Meister, so viel kleiner Fischlein hab ich bei Euch gessen, daß sie mir zu den Ohren, Nasen und Händen wöllen auskriechen! Denket und kaufet große Fisch, die man muß zu Stücken hauen, ehe daß man sie kocht, oder ich will wandern." Nun war der Meister mit viel Arbeit überladen, denn es war auf die Osterfeiertag, daß er des Knechts nicht entraten kunnte; darum mußt er groß Fisch kaufen, die man vor zu Stücken hauet, ehe daß man sie kocht, als Karpfen, Hecht, Barben und dergleichen, darnach schmecket dem Knecht sein Maul. Aber in den Osterfeiertagen fiel ein großer Schnee, da mußt der Knecht wandern, wiewohl er nicht viel Zehrung hätt, denn der Meister wollt ihn nicht über die Feiertag behalten. Damit ward der Knecht bezahlt."

„Ein Schneider-Gesell fragte nach seinem Vater, der vertrunken war [4]).

„Ein Meister der Schneider speisete vielmals Fische und setzte die kleinen für den Gesellen, aber die großen für sich. Der Geselle gedachte einmal oder zwei, es wird anders kommen,

aber der Meister blieb bei seinem Ton. Der Gesell nahm einen kleinen Fisch heraus, hielt ihn für das Ohr, sagte fein leise: Wüß, wüß, wüß, wüß, legte ihn hiermit wieder hinein und schüttelte den Kopf, sahe wieder nach der Schüssel so barmherzig. Der Meister fragte, was ihm mangelt. Er sagte: „Ach, mein Vater ist vertrunken, und ich wollte gerne wissen, ob das kleine Fischlein keine Nachricht davon hätte, und es schwieg stille". „Ja", sagte der Meister, „Narr, was sollte ein toter Fisch für Nachricht von einem Menschen wissen!" „Ja, Meister", sagte der Gesell, „der tote Fisch weiß es wohl, aber er ist zu jung, und kann noch nicht sprechen, aber dieser ist alt, der kann länger gedenken als der junge", nahm hiermit einen großen, der für dem Meister lag, heraus, hielt den für die Ohren, rief wieder: Wüß! wüß! legte ihn bald nieder auf seinen Teller und fraß ihn auf. Der Meister fragte, warum er den kleinen wieder zurück gelegt. „Ja", sagte der Gesell, „der verstund mich nicht, aber dieser hat mir alles erzählet, wo mein Vater vertrunken, und haben nur lauter große Fische von ihm gessen. Darum, Meister, richtet Euch darnach, wenn ich ins künftige Fisch essen soll, so setzet mir allemal die großen für, denn die haben von meinem Vater gessen, den' bin ich so feind, daß ich sie wieder essen will, und die kleinen behaltet nur für Euch, denn die seind so jung, daß sie nichts von meinem Vater gefressen haben."

„Der listige und doch betrogene Schneider[1])."

„Ein Schneider hatte die Gewohnheit an sich, daß er, so oft seine Hausfrau Kohl gekocht oder Erbsen mit Butter oder anderm Fett zugerichtet, allemal ein tiefes Kreuz vor sich in das Gerichte machte, damit das Fette sich daselbst hinziehen könnte. Ob nun wohl sein Hausgesinde meinete, daß er solches aus Frömmigkeit täte (gestalt der gemeine Mann in dem Aberglauben steckt, daß er meinet, wenn er ein Kreuz worüber macht, daß solches gesegnet sei), so begab es sich, daß er einsten einen Gesellen, welcher vielleicht klüger als der Meister selbst, in Arbeit bekam. Als er nun seine Gewohnheit jedesmal inacht nahm, merkte der Gesell gar leicht, warum er solches tät. Wie er nun einsmals solch Kreuz in das Gericht Kohl gemacht, auch das Fett sich dahin gezogen, nimmt der Gesell einen Löffel, rühret ihn wieder

durch und drehet die Schüssel auf dem Tisch herum. Hierüber erzürnet Meister Schneider so heftig, daß er sich gerne mit dem Gesellen, falls ihnen nur die Hörner nicht gefehlet, gestoßen hätte; stehet auch in solchem Eifer auf, ergreift die Schüssel und schmeißt sie zum Fenster hinunter. Als der Gesell solches gesehen, ergreift er das Tischtuch, mit alle dem, so noch auf dem Tisch gestanden, und wirft es gleicher Gestalt hinunter, dabei sagend: „Meister, wollen wir heute darunten essen?" Der Meister aber antwortete nichts und ging zur Stuben hinaus."

„Der curieuse Astronomus[1]).

„Ein Schneider gab seinen Gesellen viel zu arbeiten, aber wenig zu essen, und zwar auf folgende Weise: Er ließ einen Brei oder Grütze kochen, ringsum kleine, in der Mitten aber ein groß Stück Butter stecken. Wie dieses Gericht auf den Tisch gebracht ward, sagte der Meister: „Haltet still, hier will ich euch des Himmels Lauf weisen", nahm auf etliche Brotbissen eine Butter nach der andern heraus und sagte: „Sehet, dieser ist Mars, jener Venus, jener Mercurius, jener Saturnus", und so fort an; wie er diese verzehret, nahm er endlich auch den großen Bissen aus der Mitten und sagte: „Das ist die Sonne, die ist in der Mitten". Nach diesen, wie er das Beste heraus gefischet, drehete er die Schüssel herum und sagte: „Rund ist die Welt, nun könnt ihr auch essen". Bald darauf wurde auch das Fleisch aufgetragen; zuvor aber heftete er in der Küchen draußen alle Stücklein mit einem Zwirnfaden aneinander, sagte derowegen, als die Gesellen zugreifen wollten: „Halt inn, mir als Meister gebührt das erste Stück!" Wie er nun dieses in die Höhe zog, hingen die andern auch daran, und sagte zu seinen Gesellen: „Was euch nicht brennt, das blast ihr nicht", behielt also vor sich das Fleisch allein. Zu seiner Frauen aber sagte er, sie sollte Butter und Käse vor die Gesellen holen lassen, das Fleisch könnten sie nicht vertragen. Diese hingegen dachten auf Revanche bei ereignender Gelegenheit.

„Es trug sich zu, daß ein Fremder des andern Tags kam und wollte ein neu Kleid machen lassen, fragte nach dem Meister. Die Gesellen sagten zu diesem Fremden: „Herr, unser Meister machet zwar gute Kleider, aber er hat einen gar wunderlichen Kopf, sehet Euch nur vor, wann er

mit der Faust auf den Tisch schlägt, so kömmts ihm eben an" — wenn die Schneider die Schere nicht finden können klopfen sie gemeiniglich auf den Tisch, ist sie denn da, so klingt es. Der Meister kam gegangen, hieß den Fremden willkomm und fragte nach seinem Begehren. Dieser sagte, er wollte gern ein Kleid bei ihm machen lassen. „Gar wohl", antwortete der Meister, „das kann gar bald geschehen." Rufte seinem Jungen und sagte: „Junge, wo ist die Schere?" schlug unterdessen mit der Faust auf den Tisch. Der Fremde gedacht an der Gesellen ihre Warnung und vermeinete, der Meister wollte Händel mit ihm anfangen, griff ihm bald nach dem Kopf und schmisse ihn zu Boden. Der Meister schrie um Hülf: „Gesellen helft, helft!" Die Gesellen antworteten: „Meister, was uns nicht brennt, dürfen wir nicht blasen, habt Ihr ja selber zu uns gesagt, wie Ihr das Fleisch allein verzehrt".

4. Vom diebiſchen Schneider.

Ein Schneider ohne Trügen,
ein Weber ohne Lügen,
ein alt Weib ohne Schelten
ſeind Ding, die man findt ſelten.
Altes Sprüchlein[1]).

Wo alles ſtiehlt, da kanns auch der Schneider nicht laſſen. Das muß er ſelber zugeben, wenn er ſich auch wie der Müller mit der faulen Ausrede zu verteidigen ſucht, er ſtehle und nehme nichts, denn man bringe es ihm ja ins Haus[2]). Schließlich meint er: Wenn es geſchieht, ſo bekleide er doch den Beraubten, während andere ihn auszögen[3])!

Daß die Anklage des Volksmundes keinen Unſchuldsengel trifft, beweiſt der Benediktinerpater Johannes Butzbach von Miltenberg, der Verfaſſer des bekannten Wanderbüchleins († 1526). Der hat die ganze Schneiderlehre durchgemacht und ſchwer darunter gelitten, daß man ihn zum Stehlen zwang. Da erzählt er[4]), wie er „das Wachs an den Kirchenleuchtern zum Gebrauch im Geſchäft ſammeln oder beſſer ſtehlen mußte“ — doch das braucht noch nicht dem ganzen Stand zur Laſt zu fallen; wohl aber trifft es ſie alle, wenn er nun fortfährt: „Und was die Reſte von fremdem Tuch angeht, die bei den Schneidern für nichts gehalten werden, und die ſie in ganzen Körben in allen Ecken der Werkſtatt herumſtehen haben, dieſe Tuchreſte zurückzubehalten ſchien mir doch ein unerlaubter Diebſtahl, das verurſachte mir in meinem Gewiſſen nicht geringes Ärgernis und täglich mehr Ekel an meinem Handwerk. Und doch iſt das eine ganz allgemeine Gewohnheit, die von allen Habſüchtigen und Dieben gebilligt wird: ſie haben unter dem Tiſch einen Kaſten oder Korb, den nennen ſie das Auge;

da werfen sie die Tuchreste hinein, und wenn sie darum angegangen werden, antworten sie, es sei kaum so viel übrig geblieben, daß man davon hätte ein Auge bedecken können, meinen damit aber den Korb und nicht ihr Auge."

Darum fragt auch ein lustiges Rätsel [1]: „Welches Handwerk die Natur nit genugsam versehen oder begabt hab? Antwort: Die Schneider, hat ihnen eines Auges zu wenig geben, denn wo sie mit zweien Augen als ein andrer Mensch gesättiget wären, bedürften sie nit des dritten unter der neuen Bank, da das heimlich Tuch einfällt, und sprechen, es sei ihnen nit also viel überblieben, als in ihrem Aug lieg, da möchten noch zwo oder drei Ellen hinein!" Der Schutzpatron der Schneider, St. Tuchmann, hat nur ein Auge, „aber da könne man dreißig Ellen Tuch einverbergen [2]". Ein anderer Heiliger, der ihnen wie auch den Müllern sehr gewogen ist, ist der hl. Stilvester [3]). Doch als ihr echter Patron gilt der hl. Petrus, dem zu Ehren sie die Abfälle Petersflecken nennen [4]). Den hat der Petrus, sagen sie, wenn einer nach den Resten fragt. Ein ganz durchtriebener Schneider verkauft alle die „Schmulappen [5]", bevor er beichten geht. Dann kann er mit gutem Gewissen sagen, er habe nichts Gestohlenes im Haus [6]).

Die Lappendiebe haben noch andere Kunstausdrücke für ihre Spitzbübereien. Sie werfen das gestohlene Zeug in die Hölle, unter die Schneidertischplatte, wohin unberufene Blicke so leicht nicht dringen können. Dort sammeln sich denn ganze Berge gestohlener Lappen an:

Kein Schneider kleidet so viele Nackte,
wenn er auch Höllen aus Höllen packte,

heißt es in Goethes Rätsel von der Herbstzeitlose [7]). Während der hl. Christ der meisten Handwerker aus dem Himmel kommt, so „der der Schneider aus der Hölle. Ihnen ist daher auch der Artikel von der Höllenfahrt ein Fundamentalartikel ihres Glaubens [8])". Und ein freidenkender Schneider kann sich wohl rühmen [9]):

Heisa, und wir haben noch
gar ein eignes Höllenloch!

Wenn man dem Schneider durch die Blume seine Diebereien vorrücken will, so fragt man ihn auch, ob er das

Tuch nach den Mäusen geworfen habe. Die habens ihm wohl verschleppt wie dem Weber das Garn?

„Ungereimte Reimen stellen[1]).

„Ein Müller und ein Schneider wollten bei der Zech miteinander reimen; der Müller fing an und sagte:

Mein Schneider, sag es deutsch heraus:
wirfst du kein Tuch nach den — Ratzen?

Der Schneider antwortete:

Hör, Müller, sag es unverhohlen,
wieviel du Korn hast — gekauft?

Beide verstanden einander gar wohl, und konnte beides wahr sein, ob es sich gleich nicht gereimet."

So machen sies alle. Sagt ja doch ein altes Sprüchlein[2]):

Ein Wirt, dem all Tag Gäst zukommen,
und der kein Gast nie hat übernommen,
und ein Kaufmann, der allzeit wahr sait,
und ein Schneider, der alle Fleck wieder geit,
und ein Weber, den man hält für ein Alten,
der nie kein Garn hat behalten,
und ein Müller, der zu seinen Tagen ist kommen,
und nie die Metz zu voll hat genommen,

die hats nie gegeben. Deshalb heißt es sich vorsehen. Am besten läßt man bei kinderlosen Meistern arbeiten, denn[3]): „Meister Nadel, sag Er mir, warum fordert Meister Schere $^3/_4$ Ellen mehr als Er?" „Hi! Sein Bube ist ja weit größer als der meinige!" Wie es der Schneider treibt, wie er aus dem Vollen schöpft auf anderer Leute Kosten, verrät ein Kinderlied aus dem Wunderhorn[4]):

Rühre nicht, Bock, denn es brennt.
Bons dies, Bock!
Dei grats, Block!
Wieviel Tuch zum Rock?
Sieben Ellen!
Wann soll ich ihn haben?
Gleich auf der Stelle,
auf den Sonntag Abend,
sprach der Geselle.
Sonntag kam, Block kam.

Bons dies, Bock!
Dei grats, Block!
Nun, wo iſt mein Rock?
Nicht genug Tuch.
Sieben Ellen kein Rock?
Was ſolls dann werden, Bock?
Ein Wammes, Block!
Wann ſoll ich ihn haben?
Gleich auf der Stelle,
auf den Sonntag Abend,
ſprach der Geſelle.
Sonntag kam, Block kam.

Bons dies, Bock!
Dei grats, Block!
Wo iſt nun mein Wams, Bock?
Nicht genug Tuch.
Sieben Ellen kein Wams, kein Rock?
Was ſolls dann werden, Bock?
Ein Paar Hoſen, Block.
Wann ſoll ich ſie haben?
Gleich auf der Stelle,
auf den Sonntag Abend,
ſprach der Geſelle.
Sonntag kam, Block kam.

Bons dies, Bock!
Dei grats, Block!
Wo ſind nun die Hoſen, Bock?
Nicht Tuch genug.
Sieben Ellen nicht Hoſen, nicht Wams, nicht Rock?
Was ſolls dann werden, Bock?
Ein Paar Strümpfe, Block.
Wann ſoll ich ſie haben?
Gleich auf der Stelle,
auf den Sonntag Abend,
ſprach der Geſelle.
Sonntag kam, Block kam.

Bons dies, Bock!
Dei grats, Block!
Wo ſind nun die Strümpfe, Bock?

Nicht Tuch genug.
Sieben Ellen nicht Strümpfe, nicht Hosen, nicht Wams,
Was solls dann werden, Block? [nicht Rock?
Ein Paar Handschuh, Block.
Wann soll ich sie haben?
Gleich auf der Stelle,
auf den Sonntag Abend,
sprach der Geselle.
Sonntag kam, Block kam.

Bons dies, Bock!
Dei grats, Block!
Wo sind nun die Handschuh, Bock?
Nicht Tuch genug.
Sieben Ellen nicht Handschuh, nicht Strümpfe, nicht Hosen, nicht Wams, nicht Rock?
Was solls dann werden, Bock?
Ein Däumling, Block.
Wann soll ich ihn haben?
Gleich auf der Stelle,
auf den Sonntag Abend,
sprach der Geselle.
Sonntag kam, Block kam.

Bons dies, Bock!
Dei grats, Block!
Wo ist nun mein Däumling, Bock?
Nicht Tuch genug.
Sieben Ellen nicht Däumling, nicht Handschuh, nicht Strümpfe, nicht Hosen, nicht Wams, nicht Rock?
Was solls dann werden, Bock?
Noch ein Viertel,
wirds ein Gürtel, Block.
Wann soll ich ihn haben?
Gleich auf der Stelle,
auf den Sonntag Abend,
sprach der Geselle.
Sonntag kam, Block kam.

Bons dies, Bock!
Dei grats, Block!
Wo ist mein Gürtel, Bock?
Das Tuch ist zerbrochen!

Ihr tragts schon acht Wochen!
Block tät zum Krämer laufen,
tät ein neues Tuch kaufen.
Und wär der Block nicht gestorben,
der Bock hätt ihn verdorben.

Ist der Schneider kein Schelm, so geben fünf Ellen ein Paar Handschuh [1]): das weiß auch das Sprichwort. Oder: Eine Schneiderscher zwickt oft mehr wie eine Krebsscher [2]). Wenn der Schneider die Hosen verschnitten hat, sagt er: Es schadet nichts, nur neu Tuch her [3]). Es ist alles eingegangen, sagte der Schneider, als der Bauer das Tuch zurückhaben wollte [4]) — mit solchen und ähnlichen Redensarten macht der Deutsche seinem Ärger Luft, wenn er sich wieder einmal vom Diebsschneider [5]) betrogen glaubt. Und er rächt sich, indem er dem Schneider den Himmel sperrt: Das tote Schneiderlein, das hier Einlaß begehrt, wird vom hl. Petrus abgewiesen: Kein Schneider ist jemals in den Himmel gekommen [6])! Und wenns bei Sonnenschein regnet, heißt es noch heutigentages: Nun kommt ein Schneider in Himmel [7])!

Und gar erst die Schwänke! Was wissen die nicht alles:

„Von einem Schneider und Edelmann [8]).

„Ein Edelmann wollte sich einesmals ein Mantel machen lassen, trug derhalben einem Schneider etlich Ellen Tuch, so an einem Stück überblieben waren, zu Haus. Der Schneider legte es hin und wider, maß es, kratzte sich aufm Kopf, nahme darmit die Scher in die Hand und sang: „Aus tiefer Not schneid ich zu dir". Ließ aber, ehe er den Gesang vollendet, ab, schnitt nit in das Tuch, sonderlich weil nichts für ihn bleiben wollte, sondern gerad aufginge, sprach aber: „Junker, der Mantel wird sehr kurz werden". Als der Edelmann dies hört, hieß er ihn still halten und bracht ihm ein ganzes Stück, daraus sollte er ein Mantel herausschneiden. Wie der Schneider dies sah, ließ er sein angefangenen Gesang: Aus tiefer Not usw. unterwegen und sang hergegen: „Nun freut euch, lieben Christengemein", usw., bis er kam: Dann du bist mein, und ich bin dein usw. Da warf er ein Stück nach dem andern nach den Mäusen und

brachte also durch sein Gesang ein ziemlichen Anteil des Tuchs zuwegen.

Kein Schneider traut dem Müller nit,
dieweil er weiß sein böse Sitt.
Welcher unter beiden der frömmste sei,
laß ich ein jeden judizieren frei."

„Von einem Schneider, so einem Junkern ein Mantel von schönem Tuch machte[1]).

„In einer fürnehmen Reichsstadt kam ein fremder Edelmann zu einem Schneider und begehrt, er solle mit ihm zu einem Krämer gehn und ihm Tuch zu einem Mantel ausnehmen; doch solle er, der Schneider, gedenken und kein Geld ansehen, daß er das beste Tuch nehme, so im Kram sei. Sie kamen miteinander für den Kram, man legte ihnen Tuch zu vier Gülden und sechs Gülden vor, es war ihnen nit schön genug. Zuletzt brachte der Krämer ein Stück, dessen hielt er die Ellen auf zehen Reichstaler. Das gefiel dem Junker, und hieß den Schneider, dessen, soviel er bedürfe, nehmen. Der Schneider aber nahm den Edelmann auf eine Seit und sprach: „Junker, das Tuch ist wohl schön, des Gelds ist aber zu viel!" Der Edelmann aber antwortet: „Laßt Ihr Euch nichts bekümmern und laßts herabschneiden, ich gib ihm doch nichts dafür". Als der Schneider hörte, daß es um diese Zeit war, sprach er: „Junker, so nehmt mir gleich auch zu einem Mantel, so dürft Ihr mir für das Macherlohn auch nichts geben". Bekam also der Junker ein Mantel umsonst, der Schneider kriegte sein Macherlohn wohl vierfältig, der Krämer aber hatte das Nachsehen."

„Von einem Schneider, der wettet, einen zu betrügen, wann er schon dabei sei[2]).

„In einer fürnehmen Stadt wollte sich einer, nicht der geringsten oder schlechtsten, kleiden lassen, schickte derhalben dem Schneider ein Stück Tuch zu Haus, daraus solle er ihm einen Mantel schneiden, dabei er aber selbst sein wolle und mit zusehen. Als er nun ein Weil zugesehen, vermaß er sich und wollte mit dem Schneider um ein Taler wetten, wo er ihn, wann er mit zusehe, betrügen könnte; der Schneider solle alle List brauchen, die er erdenken könnte. Der Schneider schlägt zu und wettet mit ihm. Der Schneider

schneidet am Tuch fort und wirft ein klein Stücklein mit allem Fleiß von sich. Das ersieht der ander, buckt sich geschwind und hebt den Placken auf; inzwischen daß sich dieser buckt, wirft der Schneider ein groß Stück oben auf. Als er nun den Mantel gar geschnitten, fragt er, ob er vermeint, gewonnen zu haben. Dieser sagt Ja, da weist ihm der Schneider das Stück auf dem Brett, da mußte der selbst bekennen, daß es von seinem Tuch war, und gab ihm, dem Schneider gewonnen."

„Von einem betrügerischen Schneider[1]).

„Ein wohlbekannter Schneider zu Lyon, Namens Caussarara, so eines wunderlichen Kopfs, ward eines Tages von einem Kapitän berufen, daß er ihm ein Paar Strümpf schneiden sollte; welches der Schneider tut, und auch für sich vom Stück eines herunterzuschneiden sich unterstehet, so er aber so subtil nit verbringen kunnte, daß es nicht offenbar worden wäre. Der Kapitän sagte: „Was ist das, Caussarara? Ich glaub, daß du zwei Paar herabgeschnitten habest." Der Schneider bat ihn um Verzeihung und sprach: „Ich habe vermeint, daß Ihr sie füttern oder doppeln lassen wollet."

„Gute Abfertigung eines Schneiders[2]).

„Zween Burger eines wohlbekannten Orts wurden uneinig auf offener Gassen, deren der eine zuvor ein Schneider gewesen; derselbe sprach zu dem andern: „Schweige nur still, du kleines Männlein, ich kann mich noch gar wohl bedenken, daß ich dir aus anderthalb Ellen Tuch ein Paar Höslein gemacht". Da sprach der andere: „Ja wohl, so hast du mir viel Tuchs gestohlen, dann ich habe dir allezeit mehr dann zwo Ellen zu einem Paar Hosen gegeben, und ist mir niemalen einiger Fetzen übergeblieben!" Was wollte der gewesene gute Schneider machen?"

„Erwischter diebischer Schneider[3]).

„Ein guter frommer Meister wohnet zu Poitiers in Frankreich, welcher seines Handwerks sehr wohl berichtet, er könnte Weibs- und Mannspersonen bekleiden, und könnte sehr behend drei Ärmel in ein Wammes und drei Quartier in ein Hinterteil schneiden, daß es niemand gewahr würde, unangesehen

er hernach nur zwei Stück vernähet oder einsetzet, auch sogar wann er ihme selbsten ein Kleid schnitt ..... Dieser machte einsmals seinem Gevattermann ein Kleid von schönem rotem Tuch und behielt davon ein gut Stück. Der Gevatter merket den Handel zum teil, wollt sich doch nicht beklagen, dann er wohl wußte, daß sich jeder mit seinem Handwerk nähren müßte. Über etlich Tag kam der Gevattermann für des Schneiders Laden und schwätzet mit ihm. Über ein Weil fragt ihn der Schneider, ob er Lust hätte zu einem Hering, dann es war in der Fasten. Er war willig und ging mit dem Schneider hinauf; als sich aber der Schneider erinnert, daß er ein neuen Rost in seinem Laden stehn hatte, stund er auf die Stiegen, ruft seinem Jungen, er sollte ihm den neuen Rost hinauf bringen. Der Jung aber hatte es nicht recht verstanden, sondern vermeint, der Meister hätte ihm befohlen, er sollte des Gevattermanns Stück neu rot hinauf bringen, welches er etwan seinem Gevattermann wieder geben wollt. Ging deswegen über das Aug, nahm das Stück Rot und trug es hinauf, dessen der Schneider sehr erschrak, sonderlich weil der Gevattermann sein Tuch erkannt. Der also bald zum Schneider sprach: „Wie, Gevatter Meister, hast du nicht mehr von meinem Tuch genommen dann die Stück? Aha, aha, das ist zu wenig!" Der Schneider aber sprach zu ihm: „Meinst du, daß ich dir, als meinem lieben Gevatter, das Tuch hab stehlen wöllen? Siehest du nicht, daß ichs hab hinauf bringen und dir zustellen lassen? Ei wohl ein schön Ding, ich erspar ihme sein Tuch, und er sagt, ich stehle ihm solches!" Der Gevattermann war wohl zufrieden, kolatzet (vespert), nahm sein Tuch und zog davon, aber weh dem armen Lehrjungen, dann sobald der Gevattermann aus dem Haus, nahm der Schneider den Ellenstab und lehret den Jungen ein andere Lektion, daß er ein andermal besser verstünde, was Rost oder Rot war.

Muß besser lernen acht aufs Aug haben."

„Weiter von einem diebischen Schneider[1]).

„Ein Mönch zu Madrid in Spanien gab einem Schneider eine alte Kutte mit diesem Beding, er sollte ihm ein Paar Hosen daraus machen und ihm die übrigen Lappen treulich wieder zustellen. Der Schneider gehet den Kauf ein, nimmt die Kutte zu sich, verfertiget dem Mönch seine Hosen und bringet ihm dieselbe nach Haus, hatte aber die noch übrige

große Placken mitzunehmen vergessen. Als nun der Mönch die Hosen besehen, fragte er den Schneider, wo die übrigen Placken wären. Der Schneider sagte, es wäre nichts übrig blieben. Dieses wollte dem Mönch nicht in seinen Kopf, besah deswegen die Hosen hinten und vorn, unten und oben, und konnte seine ganze Kutte in diesem Paar Hosen nicht finden. Endlich sprach er zum Schneider: „Ist denn meine ganze Kutte in diesem Paar Hosen?“ Der Schneider sagte Ja. „So nimm dann,“ sprach der Mönch, „diese Hosen und mache mir meine vorige Kutte wiederum daraus.“ „Nein,“ sprach der Schneider, „aus einem Paar Hosen eine Kutte zu machen hab ich nicht gelernet, aber aus einer Kutte ein Paar Hosen zu schneiden, kann ich meisterlich.“ Ward also dieser arme Mönch von dem Schneider diebischerweise betrogen.“

„Von einem Schneider[1]).

„Ein Schneider kauft' ein Tuch von Lunden (London),
nahms untern Arm zu'n selben Stunden;
war schon geschorn und zubereit:
draus ihm selb machen wollt ein Kleid.
Trugs heim, auf seinen Tisch legts nieder,
maß, überschlugs, legts hin und wieder
und richtet zu, den Rock zu schneiden,
nahm Ell und Maß, zeichnets mit Kreiden
und legts dreifach zum vordern (ergänze: Teil) gern,
der doch nur zween vonnöten wärn.
Ergriff gar bald ein scharfe Scher
und schnitt daselben flux durch her.
Da wurden aus drei gleiche Stück:
eins warf er hinter sich zurück,
daß man dasselb sollt sehen nit,
hub auf und sang dazu ein Lied.
Das sah sein Knecht, der bei ihm saß;
sprach: „Meister, warum tut Ihr das?
Habt Euch versehen in dem Messen!
Oder seid Ihr sonst so vergessen?
Ists doch Euer eigen, habts selber kauft.
Ist, daß Euch etwas überlauft (daß Ihr zu viel habt)?
Vor wem wollt Ihr dasselb verhehlen,
daß Ihr Euer eigen Gut wollt stehlen?“

Er sprach: „Gott geb dem Brauch die Ritt (verdamme den Brauch)!
Was tut die lang Gewohnheit nit!"

Daß ers nicht lassen kann, berichtet auch der schönste aller Schneiderschwänke, der aus dem Italienischen zu uns kam. Hier sei er in der Form mitgeteilt, die Abraham a sancta Clara zurechtgemacht hat [1]):

„Der Schneiderfahnen.

„Signor Capronymus Edler von der Nadel, Herr zu Fadenhofen und Zwirndorf, hat nunmehro sein blühendes Leben dem lieben Vaterland unter denen Schneider-Diensten aufgeopfert; und da ihm einsmals samt seinem Bügeleisen die natürliche Hitz entgangen, daß er tödlich erkranket, auch schon sogar in die letzten Züge gegriffen, hat ihn wegen der gestohlenen Fleck und Lappen das ängstige Gewissen nicht wenig gedrucket, sonderlich als ein erschröckliches Gesicht ihm die Todesschmerzen um ein Merkliches vergrößerte. Er sah nämlich den lebendigen Teufel in einer grausamen Gestalt, der dem Schneider aus allen seinen zusammengestohlenen Flecken einen aneinandergestuckten Fahn vorwies, welcher so groß war, daß er den völligen Himmel damit bedeckte; es waren in diesen Fahn genähet große Fleck, kleine Fleck, mittlere Fleck, breite Fleck, schmale Fleck, lange Fleck, kurze Fleck, tucherne Fleck, seidene Fleck, sammete Fleck, zeugene Fleck, grobe Fleck, klare Fleck, in summa allerlei Fleck, nur allein keine guldene Fleck waren darinnen.

„Ach! wie war nicht dem armen Schneider dazumalen so übel zu Mut, er war erstarret wie ein Fischbein, seine Backen sahen aus vor Forcht wie ein ungebleichter Zwirn, und ein jeder Anblick auf diesem Fahn gedunkte ihm, gleich wurde sein bebendes Herz mit tausend Pfriemen durchstochen. Derowegen seufzte er in diesem großen Elend zu Gott und versprach, nicht allein alle Fleck wieder zurückzugeben, sondern auch hinfüro nicht das geringste Flecklein, sollte es nur einen Nagel breit sein, mehr zu entwenden und unter den Tisch fallen zu lassen. Berufet auch hierüber zu größerer Bestätigung seines Vorhabens und Gelübds den Altgesellen, mit Vermelden, daß wann ihm der Allerhöchste von dieser gefährlichen Krankheit aufhelfen würde, er mithin wiederum seinen Verrichtungen

abwarten und die Kleider zuschneiden sollte, der Altgesell allezeit den Meister Schneider mit diesen Worten zu vermahnen habe: „Meister, gedenkt auf den Fahn!“ Was geschieht, der Schneider wird besser, die Krankheit weicht, die Kräfte nehmen zu, und Signor Capronymus merkt, daß er nunmehro im Stand sei, die große Scher zu halten, treibet dannenhero, wie er gepflegt, wieder sein voriges Handwerk, da dann der Altgesell, sooft sein Meister ein Kleid zugeschnitten, keineswegs vergessen zu sagen: „Meister, gedenkt auf den Fahn!“

„Einsmals bestimmte ein vornehmer Herr ein Kleid bei dem Schneider und erkaufte hierin ein reiches Goldstuck. Als es aber zu dem Zuschneiden kommt, sticht den Schneider der schöne Zeug in die Augen, vergisset darüber sein Gott getanes Versprechen, schneidt einen großen Fleck, so just auf ein Weiber-Hauben genug war, davon weg und läßt ihn hinter die Bank fallen. Alsobald schreit der Gesell: „Meister, gedenkt auf den Fahn!“ Aber Signor Urian kehrt sich wenig daran, sondern widersetzt dem Gesellen: „Narr, laß mich schneiden, dieser Fleck ist nicht in dem Fahn gewesen.“ Hat also nach erlangter Gesundheit seine saubern Stücklein wieder fortgetrieben und ist der alte Schneider blieben.“

Da ist es nun sehr bezeichnend: der Schneider, der in eigenen Sachen ein weites, sehr weites Gewissen hat, wird überpeinlich, wenn er andern am Zeug flicken kann. Heinrich Bebel erzählt als erster das köstliche Märchen vom Schneider im Himmel, das uns aus Grimms Märchen bekannt ist[1]):

„Ein Fabel von einem Schneider.

„Ein hinkender Schneider ist zu der Himmelspforten kommen und hat von Sankt Peter begehret, er soll ihn hineinlassen; das hat ihm aber Sankt Peter abgeschlagen von sein vielfältigen Diebstahls wegen, den er vollbracht hätt, wie es der Schneider Brauch wär. Der Schneider aber bitt um Barmherzigkeit, er könne vor lauter Müde nicht weitergehn, und verheißt, er wollt sich hinterm Ofen drucken und die schlechtest Arbeit ausrichten, und das hat er zuletzt mit großer Bitt erlangt. Als danach auf ein Zeit der himmlisch Gebieter mit dem ganzen himmlischen Heer von Kurzweil wegen hinaus in ein Garten außerhalb des Himmels gangen ist, so ist der Schneider allein blieben, der, als er in Abwesen des Herrn und aller Knecht alle Gelegenheit besichtigt hätt, endlich auch

zu der Sitzstatt des höchsten Königs kommen ist, von dannen er alles, so die Menschen begingen, sehn hat können. Da ward er gewahr, wie ein altes Weib einer andern, die bei einem fließend Bächlein wusch, heimlich Kleider stahle; darob unwillig, dann er an sich selbst erfunden hätt, wie eine große Sünde das Stehlen wäre, erwischet er den Fußschemel unter seinen Füßen und warf damit nach der alten Diebin. Wie aber der oberste König wiederkam und des Fußschemels mangelte, fraget er, wer ihn dannen getan hätt, und kam endlich an den Schneider, zu dem er, da er die Ursach vernommen hätt, saget: „O Sohn, wann ich gleich dir so zornig und rachgierig wär, so hätt ich jetzund weder Fußbänk noch Stühl noch Schemeln mehr.“

5. Vom Schneider und von der Geiß.

Ein Kürschner, der gern hört von Katzen,
ein Ulmer vom leidigen Spatzen,
ein Leinenweber von den Igeln,
ein Gerber von fein' roten Nägeln,
ein Schneider, den nit irrt die Geiß,
aufs letzt ein Schäfer, der nit weiß,
was der Wolf sein mag für ein Tier,
findt man bei Hunderten nit vier.
Kirchhof, Wendunmuth [1]).

Unsterblich macht den Schneider aber erst die Geiß. Die beiden gehören zusammen, so grundverschieden sie auch sein mögen. Hier tut sich dem Volkswitz ein unermeßliches Tummelfeld auf. Die Geiß ist des Schneiders geliebtes Haustier [2]), und nicht nur im Märchen (s. o. S. 60), wie etwa im „Tischlein deck dich [3])". Auch auf alten Holzschnitten und Zeichnungen von Schneiderwerkstätten kann man ein Böcklein sich fröhlich unter den Gesellen tummeln sehen, als gehörte es zum Handwerk [4]), so wie sich der Igel beim Weber eingenistet hat. Auf dem Ziegenbock reitet der Schneider aus, das ist der berühmte Schneiderritt [5]):

Wenn der Schniider rytte will,
no hett er jo kai Gaul,
no hockt'r uf der Ziegebock
un nimmt der Schwanz ins Maul.

Im Schnadahüpfel sind Schneider und Geiß beliebte Persönlichkeiten [6]):

Der Schneider ist gangen
zur Messerschmiedsdirn,
hats Fenster verfehlt
und zur Goaß einigschriern.

Mein Schatz is a Schneida,
a sakrischa Mann,
schaut dö Goaß auf da Alm
für sein Gschwistarat an.

Schließlich sind Schneider und Geiß überhaupt inhaltsgleiche Worte. Johann Fischart, der große Wortkünstler des 16. Jahrhunderts, sagt in seinem „Gargantua“ [1]: „Mit dieser Weis, wenn dies gelten sollt, möcht einer ein jeden hautjuckigen Vogel für ein Gauch ansehen, ein Sau für ein Bayer, ein Nuß für ein Schwaben, ein Geiß für ein Schneider, ein Maultier für ein Franken, ein schlesischen Esel für aller Hasen Großmutter, ein pommerisch Storchennest für Salat, ein Kuh für ein Schweizer . .“ Und Abraham a sancta Clara, im Spielen mit Worten sein echter Geistesverwandter, wenn er vom Geißbock spricht, so denkt er an den Schneider [2]: „Ungeduld ist ein seltsames Tier, hat einen Kopf wie einen Geißkopf . . Geißbock! Geißbock! bist du ein Schneiders-Fleck oder Peters Fleck?“

So wird der Schneider zum Ziegenbock. Das rufen die Kinder heute noch hinter ihm drein in ganz Deutschland, und der Schneiderlehrling heißt im Niederdeutschen Hoeken: He kann noch nich springen [3]!

Schon im 15. Jahrhundert läßt sich diese Neckerei nachweisen, sie geht aber auf noch frühere Zeit zurück. Im Jahr 1469 hat man in Regensburg die Schneider mit der Geiß verspottet [4]; um dieselbe Zeit hat der Rat der Stadt Frankfurt achtzehn mit Bock zusammengesetzte Schimpfwörter verboten, wie Bocksnase, Bocksbart, Bocksseele und andere noch viel gemeinere [5]. Die berühmte Zimmerische Chronik, verfaßt um die Mitte des 16. Jahrhunderts, erzählt von den Bürgern von Waldsee, die auf Grund eines Vertrags kein Vieh aufs Land treiben durften. Aber Geißen trieben sie doch aus, die seien ja kein Vieh. Aber ihnen ward „repliziert, so die Geißen kein Vieh, so müßt der Span (Spott) auf die Schneider verstanden werden [6]“.

Was die beiden so grundverschiedenen Geschöpfe zusammengeführt hat, weiß das Volk nicht mehr [7]:

Auf die Schneider.

Wer unsre Schneider hat zu Böcken erst gemacht,
verdient, daß über ihn jedwedre Ziege lacht.

Mit Krebsen könnte man sie eher noch vermengen,
weil sie die Scheren selbst vor ihre Fenster hängen.
Doch jetzt besinn ich mich, die Hörner sind die Schere,
und also kennet man den Bock an dem Gewehre.

Es sollen ja auch, wie Fischart erzählt [1]), einmal Bauern einen Krebs für einen Schneider angesehen haben!

Nur das weiß man, daß der vorlauteste Schneider still wird, wenn man ihn an sein Gegenstück aus dem Tierreich erinnert. Friedrich der Große soll einmal einen hochmütigen Schneider, der zweispännig und mit einem Bedienten zu ihm zur Anprobe gekommen, heimgeschickt haben, er solle Daniel Kap. 8 Vers 8 nachschlagen. Und was fand der Schneider? „Und der Ziegenbock ward sehr groß, und da er aufs stärkste worden war, zerbrach das große Horn, und wuchsen an dessen statt ansehnliche viere, gegen die vier Winde des Himmels [2])."

Natürlich haben die Schneider selbst eine Erklärung zu geben versucht und zwar eine solche, bei der sie gut abschneiden. Die weitverbreitete Sage berichtet [3]), daß in einer belagerten Stadt, als bereits die höchste Not eingezogen war, ein Schneider sich in eine Bockshaut habe nähen lassen und auf der Stadtmauer unter lustigem Meckmeck allerlei Sprünge aufgeführt habe. Daraus entnahm der Feind, daß die Stadt, die noch lebendes Vieh besitze, noch lange nicht an Übergabe denke, er verlor den Mut und zog ab. Daß es nun grad ein Schneider war, und daß er ausgerechnet in eine Bockshaut schlüpfte! Aber das Handwerk hat allem Spott zum Trotz die Erinnerung an die befreiende Tat stets festgehalten; bei seinen Zunftfesten soll manchmal fröhliches Gemecker ertönt haben, und in tollem Bocksritt brachen krachend die Stühle zusammen [4]).

Demnach sind also Schneider und Ziegenbock gute Freunde. So auch in einem Schwank des 16. Jahrhunderts [5]), wo sich ein Schneider mit rührender Liebe des gequälten Ziegenbockes annimmt. Das Blatt, überschrieben: „Peinliche Anklag und hitzige Antwort eines zornigen Schneiders und wehrhaften Hirtens", erzählt von einem Schneider, der sich allezeit in der Kleidung über seinem Stand hielt, bis ihm denn sein Edelmann auflegt, einen Bock zu halten, da ohnehin in der Herde des Dorfes kein Bock mehr war:

Das kam dem Schneider spanisch für,
dieweil er so ein greulich Tier
auf seine Kosten nur allein
halten sollt in der ganzen Gmein.

Aber mit der Zeit gewöhnt er sich an den Bock und gewinnt ihn sogar herzlich lieb. Und doch sieht der Bock gar traurig aus, ist dürr, eng und schmal,

da doch die andern Geißlein fein
blecken, meckern und lustig sein,

und der Schneider verklagt den Hirten beim Junker. Aber der Hirte wehrt sich:

Wenn du wie dein Bock sollst fortan
all Tag neun Geiß zu bletzen han,
so würdest du dann auch wohl hinken,
dürft dir dein Mut wohl gar entsinken . . .
Was wollt der Junker weiters machen,
er mußt des Schneiders selbsten lachen
und des Geißbocks: mit Spott und Hohn
zog also der gut Schneider darvon.

Und jetzt erst läuft der Schwank in eine Schneiderverhöhnung aus:

Mancher Schneider möcht nun wohl fragen,
wo sich die Gschicht hab zugetragen?
Der soll nun wissen ohne Scheu,
daß zu Gmünd sie geschehen sei,
nicht weit von Bockberg und Geißheim,
daher gmeinlich die Schneider sein.
Raudeneck, Grindberg, Blarrenfort,
die liegen nicht weit von Gmünd sie dort.
Allda ist, wie ihr tut verstehn,
des Schneiders peinlich Klag geschehn.

Auch in der Sage vom Schneiderschlößchen, Schloß Krempenstein in Niederbayern, hausen ein Schneider und ein Bock in treuer Freundschaft zusammen. Wie der vierbeinige Kamerad stirbt, wirft ihn der Schneider in die Donau, aber der Bock bleibt in seinen Kleidern hängen und zieht ihn mit ins Wasser [1]).

Doch in einem Schwank des Hans Sachs[1]), „Ursach der Feindschaft zwischen den Schneidern und der Geiß“ sind sich die beiden von vornherein spinnefeind! Da hat ein Amtmann seinen Schneider, der ihn betrogen und das Tuch nach der Maus geworfen, damit bestraft, daß er ein ganzes Jahr in seinem Haus eine Geiß halten soll. Das verdrießt den Schneider; er läßt all seinen Zorn an dem unglücklichen Tier aus, und es wird immer elender und magerer, und die Knochen stechen ihm schließlich durch die Haut. Nun straft der Amtmann den böswilligen Gesellen um einen Gulden, und der Tropf schlägt der Geiß eine Nadel in den Kopf, daß sie zugrunde geht. Doch wohin mit dem Tier? Er will es in den Stadtgraben werfen, als ob es selbst hineingesprungen sei. Aber die Geiß blieb mit einem Horn am Kleid des Schneiders hängen und zog ihn mit, daß sie beide in den Graben fielen und der Schneider sich das Genick brach. So hat denn die tote Geiß aus Rache den lebendigen Schneider umgebracht.

Seither sind die Schneider der Geiß
von Herzen feind, wie man wohl weiß.
Wie solch Feindschaft zunehm und wachs,
sicht man täglich wohl, spricht Hans Sachs.

Der Volksmund weiß es eben selber nicht, was die beiden zusammenführt. Aber wozu der Schneider den Bock brauchen kann, das weiß ein Meistergesang aus dem 16. Jahrhundert[2]):

„Ein neu Lied. Von eim Schneider und Schuhmacher, wie sie rechten um die Geiß. Das singt man ins Jörg Schillers Ton.

Mit Urlaub will ichs heben an.
Ich bitt euch all, ihr Handwerksmann,
daß ihr nit zürnen wellen.
Was ich euch sing, ist nur ein Schimpf.
Nun zieht mirs in kein Ungelimpf,
sei Meister oder Gsellen!

Der Meistergesang selbst ist zu lang, als daß er hier abgedruckt werden könnte: In Marburg lebte einst ein Schneider, den neckte sein Nachbar, ein Schuster, allezeit mit der Geiß, bis ihn der Schneider verklagte. Und schließlich wandte er sich gar an das Hofgericht in Rottweil, „da man viel krummer

Sachen schlicht'." Hier beweist er, daß die Geiß vielmehr dem Schuster ganz zugehöre; der kann sie brauchen vom Kopf bis zum Schwanz: mit dem Geißenfuß gräbt er die Nägel aus, den Schwanz benutzt er als Anzügel — wir würden sagen: als Schuhlöffel —, im Euter bewahrt er seine Pfriemen und Garnknäuel auf, die Haut dient ihm als Schuhleder, und das Fleisch verzehrt er mit Knechten, Mägden, Weib und Kind; den Ziegenbart braucht er für seine Bürsten, die Zwecken tut er ins Ohr, und ins Ziegenhorn steckt er die Stiefelschäfte und die Lappen und Riemen.

Dagegen weiß der Schuster nichts zu erwidern, und das Gericht gibt dem Schneider recht, bis auf eines:

Das Hinterteil sollt Schneiders sein,
daß sie die Nadel stecken drein. —

Aber trotz aller guten Briefe und Siegel des Hofgerichts neckt man nach wie vor nicht den Schuster, sondern den Schneider mit der Geiß. Immer und immer ertönt das Meckmeck hinter ihm drein, es verfolgt den guten Meister Böck in „Max und Moritz" und in Fritz Reuters Lied den Schneider, der die böhmische Grafentochter freit[1]), und drum will er nichts von diesem seinem Wappentier wissen. Wie ein Lied im Wunderhorn erzählt[2]), hat einmal ein Geißbock, der ganz plötzlich unter den Schneidern erschien, großes Ärgernis erregt. Und ganz ähnlich gings einmal in Basel[3]):

„Ein Geiß tanzt mit den Schneidern.

„Zu Basel haben die Schneider, wie andere Handwerk, auch ein schön Zunfthaus, zu Rom genannt; darauf hielt einer vor Jahren seinen Ehrentag oder Hochzeit. Weil nun die Schneider nit gern leiden, daß man sie mit der Geiß vexieret, ließ sich doch dies einer, dem wohl mit Schalkheit war, nit anfechten, und wie der Tanz am besten war, bringt er auf den Saal ein weiße Geiß mit Schellenbanden um den Hals und Schenkel geschmückt, mit solcher Listigkeit, daß es niemand gewahr mocht werden, wer es getan hätte. Als aber die Trummen, das Hin- und Widerhüpfen der Geiß ungewohnt, und sie vom Getümmel verirrt war, sprang sie mitten unter die Tänzer und schrie nach ihrer Stimm: Me-e-e-e-e-e-ister, Me-e-e-e-e-e-ister, habt Ihr mir die Hosen geple-e-e-tzt? Die Knaben wurden entrüst, fragten und suchten

fleißig denjenigen, so die Geiß dahin bracht, konnten aber niemand des in der Wahrheit bezichtigen. Ihr einsteils wollten die Geiß tothaben, des achteten die andern für tyrannisch; diese wollten sie zum Fenster hinauswerfen, jene den Tanz allerding unterwegen lassen, darwider abermals andere ihre Meinung sagten, was die Geiß dazu könnt, daß sie dahin getragen wäre, sollten sie denn ihrenthalben gar vom Tanz abstehen, wär spöttisch und würd jedermann sagen, ein Geiß allein hätt ein ganzen Haufen Schneider verjagt. Also tanzen die Heinen fürder so lang sie gut daucht, und die Geiß mit ihnen, denn sintenmal sie von andern Gespötts müßten gewärtig sein, war es so gut, sie tätens selber."

„Ein Organist verspottet die Schneider in der Kirche[1])."

„Ein boshafter Organist trug eine geraume Zeit einen Haß gegen einen Schneidermeister, und damit er sich an demselben rächen möchte, also hat er auf eine Zeit öffentlich das Liedel, zwar ohne Gesang auf der Orgel aufgespielt: „Es kiefelt (nagt) ein Schneider einen Geißfuß ab". Dies war nicht allein in dem Haus Gottes eine große Ärgernus, sondern zugleich dem ehrlichen Meister eine große Unbild; solche gebührend abzustrafen, nimmt er einige Kameraden mit sich, des Willens, solchen Mutwillen mit einem dicken hölzernen Konzept abzutrocknen. Als aber der arge Orgelschmied solches wahrgenommen, ist er alsobald mit einer Entschuldigung auf die Bahn kommen, mit Vermeldung, daß solches seiner Schuld gar nicht zuzumessen sei, sondern dem Kalkanten und Blasbalgzieher, und muß er nur auf der Orgel schlagen, was er ziehen tue. Der einfältige Meister nimmt diese grundlose Entschuldigung an und bezahlt den armen Kalkanten mit der Münze, die sonsten für den Organisten gehörig gewest."

„Von einem schleckerhaftigen Schneider, welcher bei einer Gastung Geißbohnen für Kapern gessen[2])."

„Auf ein Zeit ward zu einer Mahlzeit auch ein Schneider berufen, welcher beneben andern Untugenden auch ziemlich ungehobelt und gar grobe Mores an ihm hatte. Dann er bei jetztgedachter Gasterei von ersten Trachten nicht allein seinen Wanst ganz wohl gefüttert, sonder auch, als man

bei dem Braten saure Kapern aufsetzte, dieselbe allein vor sich behielte und aufriebe. Die andern ehrlichen Gäste sahen zu, dörften doch wegen des Hauswirts, der ihn geladen und nicht vermeint hatte, daß er so ein schlimmer Vocativus sein sollte, nicht wohl darzu lachen. Derowegen der Wirt und Hausherr, der solche grobe Schneiderpossen vermerkte, sich nichts annahme, nahme die ausgeleerte Kapernschüssel wieder von dem Tisch, ließ eilend seine Magd aus seinem Geißstall dieselbe halb voll mit Bohnen ausfüllen, streuete über diese gut Kapern, richtete dieselben mit Baumölen und Essig dermaßen zu, daß nicht ein jedweder Schneider den Possen vermerken konnte, trate ungescheuet wieder in die Stuben, filzete den Jungen und Tischdiener tapfer, daß er auf den Tisch nicht Achtung geben und, was gemangelt, nicht aufgetragen hätte, winkete über das den andern Gästen, daß sie sich an den halbierten Kapern nit irgend vergriffen. Mein guter Schneider leckete das Maul, machte sich wahrlich zum andernmal hinter die Kapern, leerete auch dieselbe Schüssel, gab nicht Achtung, welche Kapern Stiel oder keine hatten. Zu welchem Possen dann die andern nach gehabter Mahlzeit den Schneider noch zu seinem Schaden tapfer vexieret haben."

„Ein Schneider mag die Nachtigall nicht hören singen[1]).

„In der Stadt Frankfurt hat vormals ein Schneider gewohnet, welcher nicht leiden können den Gesang der Nachtigallen, die sein Nachbar hatte und sie um viel Geld nicht missen wollte. Dieser bate seinen Nachbarn, er möchte sie doch abschaffen. Da er nicht wollte, auch mit Dräuworten dahin nicht konnt gebracht werden, hat der Meister Schneider endlich geklagt, auch erhalten, daß sein Nachbar die Nachtigall vor dem Fenster hinweg müssen tun. Dies verdroß den guten ehrlichen Mann, daß er einem Schneider zu Gefallen seine Nachtigall nicht heraus hängen oder haben dörfte. Ließ ihm also einen großen starken Korb machen, unten mit Brettern, kief (kaufte) ein paar junge Zicklein oder Geißböck, tät die in den Korb und hangete sie auf die Gaß heraus, welche dann wegen des ungewöhnlichen engen Stalles und Mangelung der Mutter ein elendes Geplärr machten und lauter mäh mäh sungen. Der Schneider, welcher sahe, daß ihm dieses zu Spott geschahe, mochte nicht ferner klagen, ging zu seinem

Nachbarn und bate ihn so viel er konnte, er sollte doch die Ziegen da wegtun und seine Nachtigall wieder an die Stell hängen. Der ander hielte sich anfangs hart und stellete sich, als ob ers nicht eingehen wollte. Doch hat er endlich auf vielfältiges Bitten dem Schneider willfahret und seine Nachtigall singen heißen, sich aber mit etlichen guten Freunden bei den Zicklein lustig gemacht, auch des Herrn Geißbocks dabei wohl gedacht."

6. Der Schneider im Lied.

Mein Vater hat verbotten,
man soll der Schneider nicht spotten,
bis auf Bartholme-e-e!
Altes Volkslied[1]).

Was wird unser Schneiderlein da erst im Spottlied zu hören bekommen! Im Volkslied vereinigt die Schneidersage alles, was der Volksmund erfunden hat an Schneidertugend und -Gebrechen, zum tollsten Kehraus. Während Sprichwort und Schwank von einem Menschen zum andern hüpfen, wirkt das Volkslied auf die Massen, es schöpft aus dem Gedächtnis des ganzen Volkes und ist daher nie verlegen, wenn es Gedächtnislücken auszufüllen hat, es wird zersungen oder wieder umgedichtet, immer übermütiger und unerhörter, bis es sich ins Märchengebiet des Unmöglichen und fast Undenkbaren versteigt. Und schließlich hat sich sogar das kunstmäßige Lied des Stoffes bemächtigt, der so billige Lorbeeren einheimsen läßt. Von diesen Schneiderspottliedern, volkstümlichen und gelehrten, seien hier einige der wichtigsten mitgeteilt[2]):

Schneider-Romanze[3]).

Es gingen drei Schneider zum Tore hinaus,
gebiegelt, gestriegelt, geglättet und kraus,
o je, o je, o je!
Sie hofften die Mädel wohl draußen im Feld,
es hatte ein jeder die Seine bestellt.
Drei Schneider im Trab
bergauf und bergab! o je, o je, o je!

„Die Schneidergesellen sind lustige Leut,
sind heute erheitert und morgen gescheit,
o je, o je, o je!
Frau Meisterin schön hat 'nen Schneider zum Mann,
und lumpige Leut sieht ein Schneider nicht an.
Juch, daß ich geriet
ins Schneidergeblüt! o je, o je, o je!"

So sangen die drei und trabten wohl hin
ins Weidengebüsch mit fröhlichem Sinn,
o je, o je, o je!
Hier weilten die Ziegen des Städtchens, o weh!
Die Schneider verblüffen und schließen Karree.
Verderben und Tod
der Ziegenbock droht! o je, o je, o je!

Und wie sie erheben das Jammergeschrei,
da faßte der Bärt'ge die mutlosen drei,
o je, o je, o je!
und rannte davon über Hecken und Dorn,
drei Schneider auf ringelgewundenem Horn!
Juchheißa, der Bock
über Stein und Stock! o je, o je, o je!

So sprengte das Kleeblatt zum Städtchen hinein
und brachte das ganze Gewerk auf die Bein,
o je, o je, o je!
Es schüttelt der Bärt'ge entsetzlich das Haupt,
es stürzen die Ritter, der Sprache beraubt.
O Jemini, ach,
wie schwach, wie schwach! o je, o je, o je!

Drob schwuren die Schneider 'nen ewigen Zorn
dem ringelgewundenen Ziegenhorn,
o je, o je, o je!
Sie zürnen ihm heftig noch immer bis heut
und werden ihm zürnen in Ewigkeit! o je, o je, o je!

Der Schneider Schmaus[1]).

Und da die Schneider beisammen waren
und hatten ein frischen Mut,
da soffen ihrer neunzig, neun mal neun und neunzig,
aus einem Fingerhut.

Und da sie alle gesoffen hatten
den Fingerhut halb aus,
Da aßen ihrer neunzig, neun mal neun und neunzig,
ein halb gebratne Laus.

Und da sie alle gegessen hatten
und waren alle satt,
da tanzen ihrer neunzig, neun mal neun und neunzig,
auf einem Kartenblatt.

Und da sie alle getanzet hatten
und waren müde gnug,
da schlafen ihrer neunzig, neun mal neun und neunzig,
unter einem Geißenschwanz.

Und da sie gnug geschlafen hatten,
verzehren s' Frühstück auch,
da aßen ihrer neunzig, neun mal neun und neunzig,
an einem Muckenbauch.

Und da sie nicht bezahlen konnten,
da waren s' exequiert;
da waren ihrer neunzig, neun mal neun und neunzig,
ins Bocksloch hingeführt.

Schneiderschmaus[1]).

Die Schneider, die wollten sich lustig machen,
sie hielten einen Schmaus.
Es aßen ihrer neunzig,
neun mal neun und neunzig,
an einer gebratnen Laus.

(Gesprochen:) „Wer denn?"
„Die Schneider."
„Das wär der Teufel."
„Ohne Zweifel."

(Gesungen:) Und der Zick Zick Zick Zick,
und der Meck Meck Meck Meck,
Und der Bock Bock Bock Bock,
und der Heirassasa.

Und als die Schneider zu Tische saßen,
da kam wohl eine Maus.

Sie ſchlüpften ihrer neunzig,
neun mal neun und neunzig,
zum Schlüſſelloch hinaus.
Wer denn? ꝛc.
Und der Zick ꝛc.

Und als die Schneider gegeſſen hatten,
bekamen ſie auch Durſt.
Es tranken ihrer neunzig,
neun mal neun und neunzig,
aus einem Fingerhut.
Wer denn ꝛc.

Und als die Schneider getrunken hatten,
bekamen ſie auch Hitz.
Es tanzten ihrer neunzig,
neun mal neun und neunzig,
auf einer Nadelſpitz.
Wer denn ꝛc.

Und als die Schneider getanzet hatten,
Da macht' der Wirt die Zech.
Es waren ihrer neunzig,
neun mal neun und neunzig,
hatt' keiner kein Kreuzer Geld.
Wer denn ꝛc.

Und als ſie nun kein Geld nicht hatten,
Da war der Wirt zu toll.
Er nahm ſie ihrer neunzig,
neun mal neun und neunzig,
und wurf das Schlüſſelloch voll.
Wer denn ꝛc.
Und der Zick ꝛc.

Von den drei Schneidern[1]).

Es waren mal drei Schneiderlein,
ſo dünn wie Haſelſtöckelein,
die täten ſelbander reiſen
mit Scher und Bügeleiſen,

und als sie kamen nach Köln, der Stadt,
die ihresgleichen nicht mehr hat,
erhob sich ein gewaltiger Wind,
da tät das erste Mutterkind
weit in die Wolken rei=rei=rei=reisen
mit Scher und Bügelei=ei=ei=eisen.

Es waren mal zwei Schneiderlein,
so dünn wie Haselstöckelein,
die täten zusammen marschieren
mit Nadel und auch mit Zwiren.
Und als die Stadt Bonn nicht mehr war fern,
da stolpert der zweit' über'n Quetschenkern
und tät auf der Stell krepi=pi=pieren
mit Nadel und auch mit Zwi=Zwi=Zwiren.

Es war mal ein Schneiderlein,
so dünn wie ein Haselstöckelein,
das wanderte gar wohlgemut
mit Ellenmaß und Fingerhut.
Und als es kam nach Mainz am Rhein,
wo gar viel lustige Vögel sein,
fiels in ein Nadelöhr hinein
und starb darin wohlgemu=mu=mut
mit Ellenmaß und Fingerhu=hu=hut.

Die drei Schneider zu Frankfurt am Main[1]).

Es standen jüngstens auf der Zeil
drei Schneider eine lange Weil.
Sie sannen hin, sie sannen her,
was heute anzufangen wär.
Der erste, ein langer Gesell,
sprach mit einer Stimme so grell:
„Wir halten einen großen Schmaus,
wir geben einen Kreuzer aus!"
Der zweite, ein gar kleiner Knauf,
erwidert alsogleich darauf:
„Wir trinken uns fröhlich und toll,
wir saufen einen Fingerhut voll."

Der dritte, ohne Saft und Kraft,
ein Kerl, der sprach mit Leidenschaft:
„Wir jagen über Stein und Stock,
wir schießen einen derben Bock!"
Nun schrien sie gar alle drei.
Es lautete wie Hahnenschrei.
„So ist es recht, so ist es recht,
so ehrt man das Schneidergeschlecht!"
Da kam ein Bienchen angesummt,
die Schneiderschar vor Schreck verstummt.

Schneiders Hochzeit[1]).

Es wollt ein Schneider Hochzeit machen.
Jung, schenk ein!
Der Schneider muß lustig sein.
Es war ein Knab von achtzehn Jahrn,
er hatt' einen Bart von Ziegenhaarn.
Jung, schenk ein!
Der Schneider muß lustig sein.

Was hat der Schneider für eine Braut?
Jung usw.
Eine ausgestopfte Ziegenhaut,
das war dem Schneider seine Braut.
Jung usw.

Was hat der Schneider für Hochzeitjungfern?
Die eine hat einen grindigen Nacken,
der andern wars Hemd in A — gebacken.

Was hat der Schneider für Hochzeitgäst?
Schuster, Schneider, Leinweber,
Schindersknecht und Totengräber.

Was hat der Schneider für Hochzeitbraten?
Oben sah er faulig aus,
und unten kleckten die Maden heraus.

Was hat der Schneider für Hochzeitwein?
Da sch — und s — die Gänse nein,
das war dem Schneider sein Hochzeitwein.

Was hat der Schneider für Muſikanten?
Der Eſel ſchreit, es ſ — die Kuh,
der Ochſe brummt den Baß dazu.

Wo hatte der Schneider ſeinen Tanz?
Auf einem langen Rattenſchwanz,
da hatte der Schneider ſeinen Tanz.

Wo hatten die Schneider ihre Ruh?
Jung, ſchenk ein!
Die Schneider wolln ruhig ſein.
Auf einem langen Halme Stroh,
da hatten die Schneider ihre Ruh.
Jung, ſchenk ein!
Die Schneider wolln ruhig ſein.

Und als ſie nun geſchlafen hatten,
Jung, ſchenk ein!
Die Schneider wolln luſtig ſein.
Da raſchelt' auf einmal eine Maus,
da fuhren ſie alle zum Schlüſſelloch naus.
Brüder, trinkt aus!
Die Schneider ſind alle naus.

Der Schneider[1]).

Nach der „verſchränkten Bindfadenweiſe".

Der Schneider, der Schneider,
der wollt viel Ehre han.
Er ritt in einem blauen Rock
auf einem gelben Ziegenbock
den Michelsberg hinan.

Der Schneider, der Schneider
kam oben glücklich an.
Der Bock macht einen Freudenſprung;
der feine Schneider hat genung,
er konnt' nicht widerſtahn.

Der Schneider, der Schneider,
der ſtolz im Sattel ſaß:
den nahm der böſe Bock nicht mit,
der lag nach ſeinem Sonntagsritt
gar kläglich auf der Naſ'.

Schneidergeiß [1]).

Die Geiß, die hat ein langes Horn,
bst Horn, bst Horn,
da müssen die Schneider ihre Knopflöcher drein bohrn,
bst bohrn, bst bohrn.
Kein Schneider der möcht ich nicht sein!
Kein Schneider der möcht ich nicht sein!

Die Geiß die hat ein langes Aug,
da müssen die Schneider den Kaffee draus sauf.
Kein Schneider der möcht ich nicht sein!

Die Geiß die hat einen langen Bart,
das gibt dem Schneider seinen Hochzeitsstaat.
Kein Schneider der möcht ich nicht sein!

Die Geiß die hat einen haarigen Bauch,
da müssen die Schneider schlafen drauf.
Kein Schneider der möcht ich nicht sein!

Die Geiß die hat ein groß Paar Waden,
das gibt dem Schneider seinen Hochzeitbraten.
Kein Schneider der möcht ich nicht sein!

Die Geiß die hat einen langen Schwanz,
das gibt dem Schneider seinen Hochzeitkranz.
Kein Schneider der möcht ich nicht sein!

Zwei nagelneue Lieder. Das erst, gedruckt auf dem Bocksberg, bei Lenz Geißer, in der Schneidergassen, Anno 1597.

Von dem Zy, Zy, Zy, Bock, Bock, Bock, Meck, Meck, Meck, gar schön und lustig zu singen. Im Ton: Es wollt gut Schneider wandren gen Wildpretzhausen [2]):

Schneiders Wanderschaft.

Es wollt ein Schneider wandern
gen Wilpertshausen,
begegnet ihm der Zi zi zi, Bock bock bock, Meck meck meck,
es tät ihm grausen.

Der Schneider ging den Berg auf,
begegnet ihm ein Geiß.
Da sprach derselbig Zi zi zi, Bock bock bock, Meck meck meck:
„Wie machst du mir so heiß!“

Die Geiß gab ihm zu trinken
aus einem Fingerhut.
Da sprach derselbig Zi zi zi, Bock bock bock, Meck meck meck:
„Wie ist der Wein so gut!“

Der Schneider war so trunken,
er war so grausam voll.
Da ward derselbig Zi zi zi, Bock bock bock, Meck meck meck
vor großer Ohnmacht toll.

Es kam eine Geiß gelaufen,
sie wollt ihm helfen auf.
Da sprach derselbig Zi zi zi, Bock bock bock, Meck meck meck:
„Ich stich dir ein Loch in Bauch!“

Die Geiß die nahm den Schneider
auf ihre krumme Horn,
sie warf denselben Zi zi zi, Bock bock bock, Meck meck meck
wohl in die Hagendorn.

Und da er wieder heraus kam,
hat er ein krummes Bein.
Da sprach derselbig Zi zi zi, Bock bock bock, Meck meck meck:
„Ein andermal bleib daheim“.

Schneiders Wanderschaft, Tod und Begräbnis[1]).

Es wollt ein Schneider wandern
wohl auf sein Schneidergeiß.
Sprach derselbe: „Meck meck meck!
Zick Zick Zick! Bock Bock Bock!
Wie brennt die Sonn so heiß
auf meiner Schneidergeiß!“

Der Schneider kam vors Wirtshaus:
darinnen möcht er sein.
Sprach derselbe: „Meck meck meck!
Zick Zick Zick! Bock Bock Bock!
Darinnen möcht ich sein:
da gibts ein guten Wein“.

Der Schneider fing an zu saufen
aus seinem Fingerhut.
Sprach derselbe: „Meck meck meck!
Zick Zick Zick! Bock Bock Bock!
Wie schmeckt der Wein so gut
aus meinem Fingerhut!“

Der Schneider fing an zu tollen,
er tollet hin und her.
Sprach derselbe: „Meck meck meck!
Zick Zick Zick! Bock Bock Bock!
Wie macht der Wein so schwer!
Wie macht der Wein so schwer!“

Der Schneider fing an zu sterben:
Die Seele fuhr in die Geiß.
Sprach derselbe: „Meck meck meck!
Zick Zick Zick! Bock Bock Bock!
Wie brennt die Hölle so heiß
in meiner Schneidergeiß!“

Der Schneider ward begraben
wohl in der Geiß ihrem Stall.
Sprach er nicht mehr: „Meck meck meck!
Zick Zick Zick! Bock Bock Bock!
So gehts den Schneidern all,
sie kommen in den Geißenstall.

Der Schneider Fahrt ins Niederland[1]).

Es hatten sich sieben und siebenzig Schneider verschworen,
sie wollten zusammen ins Niederland fahren:
Des waren sie alle froh,
des waren sie alle froh.

Sie nähten sich einen papiernen Wagen,
der sieben und siebenzig Schneider konnt tragen.
Sie setzten sich alle darauf.

Und als sie kamen den halben Weg,
da stund ein Geißbock wohl auf dem Steg,
der schaute sie trutziglich an.

Dabei da war ein hitziger Mann,
der zog ein Paar lederne Handschuh an,
setzt auf seinen eisernen Hut.

Drauf nahm er auch seinen spitzigen Degen
und stach den Geißbock wohl durch die Zegen (Zehen):
der faßt einen grimmigen Zorn.

Da schüttelt der Geißbock wohl seine zwei Hörner
und jagte die Schneider durch Distel und Dörner.
Da sah sich kein einziger um.

Und jetzt ist es beim Teller*) verboten,
es darf kein Schneider kein Degen mehr tragen
von Pfingsten bis Bartholomä**).

Der Schneider und seine Maus[1]).

Der Schneider hat eine Maus,
der Schneider hat eine Mi Ma Mause Maus.
Was macht er mit der Maus?
Was macht er mit der Mi Ma Mause Maus?
Er zieht ihr ab das Fell,
er zieht ihr ab das Mi Ma Mausefell.
Was macht er mit dem Fell?
Was macht er mit dem Mi Ma Mausefell?
Er macht sich einen Sack,
er macht sich einen Mi Ma Mausesack.
Was macht er mit dem Sack?
Was macht er mit dem Mi Ma Mausesack?
Er steckt darein sein Geld,
er steckt darein sein Mi Ma Mausegeld.
Was macht er mit dem Geld?
Was macht er mit dem Mi Ma Mausegeld?
Er kauft sich einen Bock,
er kauft sich einen Zi Za Ziegenbock.
Was macht er mit dem Bock?
Was macht er mit dem Zi Za Ziegenbock?

*) Der Teller, auf den man die Strafe zahlt.
**) Da hatten die Schneider wenig Arbeit, also wenig Lohn und schmale Kost.

Er ritt damit in Krieg,
er ritt damit in Mi Ma Mauſekrieg.
Was macht er in dem Krieg?
Was macht er in dem Mi Ma Mauſekrieg?
Er ſchlägt ſie alle tot,
er ſchlägt ſie alle mi ma mauſetot.

Der Schneider Sieg[1]).

Es zogen mit Nadel und Schere
die Schneider einſt in den Krieg.
Die Feinde mit grimmiger Wehre,
die träumten ſich leichten Sieg.
„Heraus, ihr Klingen, und putzet nun fein
den Ziegenböcken die Bärtelein!“
Meckemeck! Meckemeck! Meckemeck!

Vor allen die Schuſter und Schmiede
die führten den drohenden Keil,
auch waren die Fleiſcher nicht müde
und ſchwenkten das kräftige Beil.
Viel tauſend Weber die ſchrien: Geduld!
Nun zahlen die Schneiderböcke die Schuld!
Meckemeck! Meckemeck! Meckemeck!

Die Schneider, ſie zahltens mit Zinſen
und ſchmauſten wie niemals geſchehn.
Es kamen auf jeden zwei Linſen,
ein Hering auf hundert und zehn.
Drauf legten ſie kläglich ſich hinter den Zaun
und wagten zitternd kaum aufzuſchaun.
Meckemeck! Meckemeck! Meckemeck!

Doch als dem feindlichen Heere
die Nacht den Schlummer gab,
da ſchnitten mit ihrer Schere
die Schneider die Zufuhr ab.
Drauf ſtarben in Kurzem — o bittre Not! —
zwölftauſend Weber den Hungertod.
Meckemeck! Meckemeck! Meckemeck!

Und wie den andern, so mager,
der Pechdraht und Hammer versagt,
da schleichen die Schneider ins Lager,
eh' frühe der Morgen noch tagt.
Und wie der Feind am Morgen aufsteht,
da findet er sich — zusammengenäht!
Meckemeck! Meckemeck! Meckemeck!

Nun singen die jubelnden Schneider:
„So zahlen die Ziegenböck!"
und machen sich über die Kleider
und schneiden die Schöße weg.
Drum sind der Soldaten Röckelein
auch seit der Zeit so kurz und so klein.
Meckemeck! Meckemeck! Meckemeck!

Schneidercourage[1]).

Es sind einmal drei Schneider gewesen, o je,
sie haben ein Schnecken vor ein Bären angsehen, o je.
Sie waren dessen so voller Sorgen,
sie haben sich hinter ein Zaun verborgen.
Der erste sprach: Geh du voran!
Der ander sprach: Ich trau mir nicht an.
Der dritte, der war wohl auch dabei,
er sprach: Er frißt uns alle drei!
Und als sie sind zusammenkommen,
so haben sie das Gewehr genommen:
Pfriemen, Nadel und Ellenstab,
geht ihnen nichts als Kurasche ab.
Und da sie kommen zu dem Streit,
da macht ein jeder Reu und Leid.
Und da sie auf ihn wollten hin,
so ging es in die Hosen dick und dünn.
Heraus mit dir, du Teufelsviech,
wenn du willst haben einen Stich!
Der Schneck der streckt die Ohren heraus,
die Schneider zittern, es ist ein Graus.
Und da der Schneck das Haus bewegt,
da haben die Schneider das Gewehr abgelegt.
Der Schneck, der kroch zum Haus heraus,
er jagt die Schneider beim Blunder hinaus.

Der Schneck, der saß wohl hinter dem Haus
und lachet alle drei Schneider aus.

Schneiders Höllenfahrt[1]).

Es wollt ein Schneider wandern
des Montags in der Fruh,
begegnet ihm der Teufel,
hat weder Strümpf noch Schuh.
„He he du Schneidergsell,
du mußt mit uns in d'Höll!
Du mußt uns Teufel kleiden,
es gehe, wie es wöll."

Als der Schneider in d'Höll nein kam,
nahm er sein Ellenstab
und schlug den Teufeln die Buckel voll
die Höll wohl auf und ab.
„He he du Schneidergsell,
mußt wieder aus der Höll!
Wir brauchen nicht das Messen,
es gehe, wie es wöll."

Und als der Schneider gemessen hatt',
nahm er sein lange Scher
und stutzt den Teufeln d'Schwänzlein ab:
sie hupften hin und her.
„He he du Schneidergsell,
pack dich nur aus der Höll!
Wir brauchen nicht das Stutzen,
es gehe, wie es wöll!"

Da nahm ers Bügeleisen raus
und stellts ins Höllenfeur
und strich den Teufeln d'Falten aus:
sie schrien ganz ungeheur:
„He he du Schneidergsell,
geh du nur aus der Höll!
Wir brauchen nicht das Bügeln,
es gehe, wie es wöll."

Da nahm er Nadel und Fingerhut
und fangt zu nähen an
und flickt den Teufeln die Nasen zu,
wie fest er immer kann.

„He he du Schneidergsell,
pack dich nur aus der Höll!
Wir können nimmer riechen,
es gehe, wie es wöll."

Er nahm den Pfriemen aus dem Sack
und stach sie in die Köpf
und sprach: „Halt still, ich bin schon da:
so setzt man bei uns Knöpf.
„He he du Schneidergsell,
geh einmal aus der Höll!
Wir brauchen keine Knöpfe,
es gehe, wie es wöll."

Darauf fangt er zu schneidern an;
das Ding hat schlimm gebrennt!
Er hat den Teufeln mit Gewalt
die Ohrlappen aufgetrennt.
„He he du Schneidergsell,
marschier nur aus der Höll!
Sonst brauchen wir den Bader,
es gehe, wie es wöll."

Nach dem so kommt der Lucifer
und schreit: „Das ist ein Graus!
Kein Teufel hat kein Schwänzlein mehr!
Jagt ihn zur Höll hinaus!
He he du Schneidergsell,
nun pack dich aus der Höll!
Wir brauchen keine Kleider,
es gehe, wie es wöll."

Drauf hat der Schneider aufgepackt
und war ihm erst recht wohl,
er hüpft und springet unverzagt,
lacht sich den Buckel voll,
sprang eilends aus der Höll
und blieb ein Schneidergsell.
Drum holt der Teufel kein Schneider mehr,
er stehle, so viel er wöll.

Des Schneiders Irrtum[1]).

Gesprochen: Was hat der Schneider zum Frühstück gespeist? — Einen gebratenen Hasen.

Wo ist er denn gelegen? — Unterm Ofen.
Wie hat er gesehen? — Ganz grau.
Wie hat er geschrien? — Miau miau miau.

Gesungen: Ach du Narr, das ist eine Katze gewesen,
und deswegen ist sie auch so grau gewesen.
Kennst du denn keine Katze mehr,
Katze mehr?

Gesprochen: Was hat der Schneider zu Mittag gespeist? —
Ein gebratenes Kalb.
Wo ist es gelegen? — Unter der Stiege.
Wie hat es gesehen? — Ganz schwarz.
Wie hat es geschrien? — Wau wau wau.

Gesungen: Ach du Narr, das ist ein Hund gewesen,
und deswegen ist er auch so schwarz gewesen.
Kennst du denn keinen Kettenhund,
Kettenhund?

Gesprochen: Was hat der Schneider zu drei Uhr gespeist? —
Eine gebratene Taube.
Wo ist sie gesessen? — Auf dem Felde.
Wie hat sie gesehen? — Ganz schwarz.
Wie hat sie geschrien? — Rab rab rab.

Gesungen: Ach du Narr, das ist ein Rab gewesen,
und deswegen ist er auch so schwarz gewesen.
Kennst du denn keinen Raben mehr,
Raben mehr?

Gesprochen: Was hat der Schneider abends gespeist? —
Eine gebratene Ente.
Wo ist sie gesessen? — Am Ufer im Grase.
Wie hat sie gesehen? — Ganz grün.
Wie hat sie geschrien? — Quak quak quak.

Gesungen: Ach du Narr, das ist ein Frosch gewesen,
und deswegen ist er auch so grün gewesen.
Kennst du denn keinen Frosch nicht mehr,
Frosch nicht mehr?

Gesprochen: Wo hat der Schneider zu Nacht geschlafen? —
Bei der Mamsell in der Kammer.

Wo hat sie gelegen? — Auf der Streu.
Wie hat sie gesehen? — Ganz rauh.
Wie hat sie geschrien? — Uih uih uih.

Gesungen: Ach du Narr, das ist eine Sau gewesen,
und deswegen ist sie auch so rauh gewesen.
Kennst du denn keine Sau nicht mehr,
Sau nicht mehr?

7. Für und wider das Schneiderlein.

Alles macht schlechte Witze über die
Schneider, und jedermann braucht sie!
Max Eyth, Schneider von Ulm[1]).

Was das Handwerksburschenlied den Schneidern nachsagte, das war aber noch immer nicht das Schlimmste! Dem ließ sich ein Schneiderloblied entgegensetzen. Aber das Schneiderblut mußte kochen vor wütendem Ingrimm, wenn die Feinde ihren Haß außerhalb des Handwerks, in breitester Öffentlichkeit tummelten. Denn im 17. und 18. Jahrhundert entstanden eine ganze Reihe liebloser Schmähschriften, die den Wohledlen und Gestrengen Herrn von Geißbügel[2]) dem Gelächter der ganzen Welt preisgaben.

Das Schlimmste, was fromme Schneiderohren hier zu hören bekamen, war das „Mandat der Schneiderey", eine Schandschrift von nur wenigen Blättern, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts entstanden sein mag[3]). Schon ihr Titel strotzt von unerhörten Beleidigungen, und erst das darauf den Schneidern verliehene Wappen! Mit welchen Gefühlen mögen die Geschmähten allein die Anrede des ersten Blattes gelesen haben:

„Wir, Hermann Sartorius, aus besonderer Verhängnus von Rauden, Großflarren, Grindlichshausen und Lausheim, dies Namens der I., des uralten Ordens der hochlöblichen Schneiderei erwählter General zum Großmeister, Gefürster Graf zu Hohenkitzingen, Geißfelden und Minden, Provinzial zu Hosenbach, Ärmelmühl, Strumpfhausen, Wammeseck und Mantelstein, Herr zu Nadelspitz, Fadenberg und Ellenstab, Pfandsinhaber der Herrschaften Scherkirchen, Zickenfels, Wachshausen und Pfriemendorf, Herr zu Bocksburg, auf Seidengrund, Knöpfhausen, Bortental, Kappenspitz, Fingereck,

und Anverwandter der Gefreiten Geißmark zu Bockenfeld, Hettlingen und Meckessen, etc.

„Unsern geflickten und verbrämten Gruß, und was der Schneider Trinkstube auf dem Geißmarkt zu Bocksberg in Hans Bocken Haus daselbsten Guts vermag, sei Euch bevor, Ehrsame liebe Getreue . . ."

Nachdem nun Hermann Sartorius die drei Schneidertugenden, „nämlich von Rauden, hinkend und stolz" besprochen und die Schneider bei der Belehnung mit den schneiderlichen Regalien aufgefordert hat, das Pacem zu küssen, „das ist das Ort, da wir am höchsten seind, wann wir die Fleck aufklauben und Nadeln suchen", beschreibt er ausführlich das den Getreuen verliehene Wappen, auf dem die tollsten Phantastereien des Schneiderspottes vereinigt sind:

„Als nämlich sollen sie, die Schneider, zu einem Wappen haben oder führen einen geißfarben oder gefleckelten, mit zwei Ellen kreuzweis abgeteilten quartierten Schild, in welchem in dem obersten rechten Feld eine offene Schneiders Scher, einen großen Fleck Gewand oder Zeug in sich begreifend, welcher nach der darunter sitzenden Maus soll und muß geworfen werden; im obersten linken Feld aber sollen sein zwo Nadel, zween Pfriemen kreuzweis übereinander geschränket, mit einem Knäuel Faden und dreien Knollen Wachs, jedes in seiner eigenen Farb dabei geordnet; in das vorderste und unterste Feld erlauben wir zu machen die Wehrhaftigkeit eines jähzornigen bösen Schneiders, Schmatters oder Meckarts, welcher in seiner rechten Hand eine offene Scher, an der linken Seiten anstatt eines Rapiers ein Ellenmaß, sich deren in vorfallenden Sachen bei männiglich haben zu gebrauchen, bedeutend, in der linken Hand eine mit zweien Bockshoden eingelegte Schleuder, wider den zornigen Anlauf der Hunde, zur Gegenwehr haltend. Weiter in dem untersten linken Feld des Schildes einen erbärmlichen Einfall und Behängnus eines kraftlosen Schneiders oder Schmatters, welcher in einer Spinnweben mit erschröcklichem Zettergeschrei seinen geißischen Geist unerbärmlich aufgibt.

„Ferners und noch mehrers soll auf solchem Schild der schneiderischen Gesellschaft und Obristen Namen, als Zick, Meck und Bockatius im Stechhelm gesehen werden, auf und aus welchem mittlern Bockatischen Helm oder Fingerring ein offener, in der Luft fliegender Fahnen, von allerlei

Farben überbliebenen und nach der Maus geworfenen Flecken zusammengestückelt, geflicket und gemacht sein soll, in welchem Fahnen das Herz und die Hand eines Schneiders (welche allezeit zu Sammet und Seiden, Zeug, Flecken und Borten, etc. sonderlich zu Fischen begierlich und geneigt sein) eigentlich zu verstehen; zur Helmdeck und Beschützung dieses Wappens soll zur rechten Seiten unser lieber Getreuer, der weitberühmte und überall bekannte Hermann Stinkius in einer alten und gleichwohl ernsthaften Gestalt, mit einem langen schwarzen und mit Grau wohlvermengten Bart, an den Schild greifend, und auf der linken Seiten sein wohlberüchte, kleinstimmeckete, schwarzäugelichte liebe Hausfrau Hedelina, ein geborne Geißbergerin, mit ihren von hinten auswerfenden Lorbeeren, beede aufrechts stehend und zu beederseits mit ihr Spieß- und ellenmäßigen Regimentsstäben ganz bedrohlich allen der Schneiderei Zugetanen und Angehörigen ernstlich gebietend, ob solchem Wappen und Kleinodien in ihren Werkstätten und an allen Orten treulich zu halten, damit andere aus Mißgunst dieser wappenmäßigen Freiheit sie, die Schneider, nicht zornig und deren Werkzeug gegen ihnen fliegend machen möchten . . ."

In diesem lästerlichen Ton geht es nun weiter. Da heißt es, daß die Schneider, „welche kaum dreimal um die Mutter geloffen und nicht wohl hinter den Ohren trucken, sich zu verheiraten gelusten lassen" und dann „aus übermäßiger Influens Veneris" „viel Mißgeburten, welche man Störer nennet", ausbrüten und so das Handwerk verstümpern. „Diesem nun fürzukommen, meinen wir ernstlich und gebieten, daß hinfüro bei höchster Ungnad sich keiner unserer verwandten Mitglieder unter achtzehen Jahren, und auch zu bestimmter Zeit, nämlich um Michaelis, da sie gemeiniglich zu bocken pflegen, sich verheiraten soll; da auch einer oder der ander hierzu sich qualificiert befinden, sich vorderst bei uns und unsern Mitregenten anmelden, notwendige Besichtigung und Augenschein deswegen zu verfügen, damit er nicht in beederlei Gestalt Bocks und Geiß befunden. Doch ist keinem unserer gemeinen Genossen andern Geschlechts, denn in dem, davon er herkommen, nämlich mit Geißen und Ziegen, unsern Landoffiziern aber aus besonderer Begnadigung mit Schmattern, das ist Schneiders Töchtern zu befreunden zugelassen: aber vorbehältlich unserer Autorität, daß wir

vorderst von der Schmattern den Rahm ablecken und alsdann deme, so sie gehört, an die Händ stellen, seines Gefallens mit ihr zu bocken und zu springen. . . ."

„Zum sechsten sehen wir auch täglich vor Augen, . . . wie fast wurmstichig, scabios und schäbig die Schneider gemeiniglich sein . . ., indem die Meister unsers Handwerks die ledige Schneidersgesellen schlechtlich unterhalten, ... dermaßen, daß sie fast durch das ganze Jahr, Sommer und Winter, die Nacht bis um 10 Uhr zu arbeiten angehalten, und wann sie zur Ruhe kommen, kratzen sie bis um 11 Uhr, alsdann schmirzet es sie bis 12, und bis sie einschlafen, ist es um 1 Uhr, alsdann backt ihnen das Leibtuch an die Haut, welches bis sie wieder dimittiert, ist die Zeit herbeigerückt aufzustehen und wieder an die Arbeit zu treten." So sind sie denn „durch dergleichen schwere Aufsätz und schmale Unterhaltung also erleichtert und verhungert, daß ihrer wohl neun in einer Spinnweb hangen verbleiben und wegen ihrer Ohnmächtigkeit schwerlich über eine Mucken springen können, daraus dann ferner erfolgt, daß sie in schwere Krankheit geraten . . ." Deshalb ergeht an die Meister die Aufforderung, daß die Gesellen „nit so gar ausgemartert, sondern sich dannoch des Hungers etwas erwehren, und da ihnen vielleicht die Eier zuviel, ihnen doch nur die Brühe zu ihrer Labsal gegönnet werden möge".

Ferner wird getadelt, „daß sich unsere Schneider zu nächtlicher Weil was unbescheiden auf der Gassen verhalten und nicht anders als die Kälber und Ochsen plärren". Da wird ihnen denn eingeschärft, sie sollen sich „keines andern Gesangs zu gebrauchen als wie ihre Vorfahren hergebracht und mit Alters auf sie kommen, das ist: Me me me, Meck, Me=e=e=e=eister, habt Ihr mir meine Hosen geplätzt, geplätzt, geplätzt? oder: Es lief ein Geiß den Berg hinauf und tät das Arsloch blecken, der Schneider lauft ihr hintennach mit Nadeln und mit Flecken, stah, stah, Hettelein stah, will dirs Loch verplätzen, ja wohl verplätzen, mein Vater hat verbotten, man soll der Schneider nit spotten bis auf Bartholme=e=e!"

Um ihre „Gähzornigkeit" abzukühlen, sollen sie „sich hinfüro Wehren oder Degen gänzlich abtun", zur Verteidigung genüge ihnen „in der rechten Hand eine Scher, und an der linken Seiten ein Ellenstab samt einem Paar Bocks Glori für eine Schleuder zu tragen; auch mag ein jeder fünfzehn=

jähriger Schneider und Fadenknecht ein pfündigen Knollen Wachs im Sack tragen, doch zu keinem andern Gebrauch als wann ihnen etwan auf der Gassen ein Hund wollte angehen, sich damit schneiderlich zu wehren."

Da die Schneider „die ganze Wochen, ja alle Tag und fast das ganze lange Jahr zusammengebucket sitzen, da aus bedenklichen Ursachen und Motiven ihnen Lung und Leber, samt andern mehr inwendigen Gliedern des Leibs ganz gefährlich zusammenwachsen und den Nabel und anders durchdrücken möchten", soll ihnen das Tanzen füglich nicht verboten sein, besonders auch deshalb, weil „das schneiderische Masculinum und Femininum, das ist, der Bock und Geiß dadurch zusammenkommt, sich paaret und Kundschaft macht". Aber mit sonderlichem Abscheu wird berichtet, daß sie dabei „ganz gaukleriſch, seilfahrerisch und seltsam in die Höh springen, nicht anders als ob sie den Himmel einstoßen wollten, . . . als wann sie nit Menschen, sondern als verzauberte Flöhe, Heuschrecken und anders hupfenden und springenden Unziefers mehr wären"; und dieser schändliche Mißbrauch verursacht allerlei Verzuckung im Leib, sodaß „sonderlich die Mistpforten des hintern Orts" erweitert wird und andern Tags bei der Arbeit „ein solcher bocksübler Gestank von ihnen gehet, daß niemand um sie bleiben kann und man . . sein Wohnung über fünf oder sechs Gassen erfahren und riechen könnte". Deshalb bestimmt das Mandat, daß sie sich „eines solchen unbequemen Hupfens, Gumpens und Springens" im Tanzen enthalten und nicht über fünf Viertelellen hoch vom Erdboden springen sollen.

„Zum zehenten kommet uns auch für, wie das Gottsläſtern, Fluchen und Schwören bei unserer Schneiderei heftig eingerissen", aber sie dürfen sich fortan keines „andern Schwörens gebrauchen denn potz Geiß, potz Bock und dergleichen", sollen sich auch nicht anders vexieren und anschnarren, schänden und schmähen als Geißnopper, Grindbatzen, Bocksmäuler und Eselreiter . . . .

„Am vierzehenten werden wir wahrhaftig berichtet, wie das Weinsaufen bei unser Schneiderei sehr eingerissen, darum wollen und ordnen wir hiemit, daß keiner unter der Schneiderei in einem Trunk mehr trinken solle als ein gemeiner Fingerhut in sich halten mag, oder . . . als an einem grauen Geißbart

hangen kann, und des Überflusses halben nicht von Schweinfurt nach Speier supplicieren darf."

Und da nun jede Stadt und jeder Stand einen eigenen Patronum und Nothelfer hat, so weiß Hermann Sartorius „keinen bessern und nützlichern für sie als den allerletzten und jahresbeschließenden Silvester, welcher in allen Qualitäten ... dem schneiderischen Geschlecht so wohl den Müllern und Webern sehr wohl gewogen, mit welchen sie täglich aus angeborner Art viel und oft zu tun haben ..."

Was dann schließlich den vor ungefähr zehn Jahren ausgebrochenen und in erster und zweiter Instanz durchgeführten Streit betrifft, wer zwischen unsern Schneidern eines- und den Müllern und Webern andernteils der gröbste Dieb sein möge, so sollen sie sich, bis das Endurteil ergangen, aller ehrenrührigen Reden enthalten.

Das konnten die Schneider nicht auf sich sitzen lassen, zumal da das „Mandat der Schneiderey" mehrmals aufgelegt worden zu sein scheint. So entstand denn zur Ehrenrettung der Schneider und zur Aufklärung weiterer Kreise „Der Schneider genug- und sattsame Widerlegung, auf eine vor diesem ausgangene und zum drittenmal verböserte, unnütze, schandliche Schmähkarten, Lästerschrift und Injurien etc., welche ein ungenannter, sechszinkichter viereckichter und öltränkter Fatz- und Stocknarr, nach Antrieb seines ehrenrührigen, speivöglischen und schalksnärrischen Geistes, einem Ehrbaren Schneiderhandwerk zu lauterm, unverschuldtem Despect, Neid und Verachtung spöttlich und unverantwortlich in den offenbaren Druck aussprengen lassen. Samt einem kurzen angehängten Bericht, woher es doch komme, daß man noch heutigstags die Schneider mit dem Bock und seiner Mutter, der Geiß, zu vexieren pflege. Durch Bonifatium Sartorium, Sartoriorum Defensorem et Procuratorem, etc." Auf dem Titelblatt prangt wieder das lästerliche Schneiderwappen, das offenbar niedriger gehängt werden soll, von recht matten Abwehrverslein eingerahmt.

In diesem Büchlein von 52 Seiten fällt ein gekränkter Schneider mit Empörung und gewaltigem Aufwand an Logik über jenen „Gesellen ohne G", den „Dilldappen" her, der sich erkühnt, der Schneider Ehre anzutasten. Den Verleumdungen des „Drecktätleins" weiß er natürlich nur wüste

Schimpfereien aus kochender Schneiderseele entgegensetzen. Uns kann hier nur angehen, wie er die Ehre seines Handwerks zu retten sucht.

Zunächst: Hermann Sartorius hat selbst zugegeben, daß der Schneiderei Orden uralt sei. Das wird denn nun auch belegt und ausgeführt: „Polydorus Vergilius von Urbin, in seinem dritten Buch von Erfindung und Erfindern der Dinge, meldet vom Ursprung der Kleider: daß Diodorus in dem sechsten Buch lehre, daß Pallas den Brauch der Kleider erfunden habe, aber man zeige an (als Eusebius sagt, als er von der Phönicier Dingen im ersten Buch von der Evangelischen Zurichtung lehret), es habe Uso, aus dem Geschlecht Seculi bürtig, der erste mit Häuten der wilden Tier, den Körpern Kleider oder Bedeckung gemacht, ꝛc. Welches zwar ein geringer und schlechter Anfang, wie dann alle Ding in der ersten Erfindung ein geringes ansehen ... Mag also wohl gesagt werden, daß obbemelter Uso der erste Schneider ..."

Was Hermann Sartorius mit der „Maus" sagen will, das kann der Schneider Ehrenretter mit dem besten Willen nicht begreifen; derartige Anspielungen sind ihm „unerwiesene, unwahrhaftige Sachen, allerlei unflätige, schandbare, ärgerliche Wort", gegen die er „hiermit in bester Form Rechtens ausdrücklich und auf das Kräftigste protestiert". Auch von Zick, Meck und Bockatius hat er nach seiner Versicherung noch niemals vernommen, obwohl ihm „derer Catalogi, Register, Zunftbücher, Örtentafel, Ladenverzeichnussen und Auszüg nicht wenig vorkommen", und das Meck Meck ist „schon ein alte Geigen und verlegene War". Im Anhang folgt wieder ein „Kurzer Bericht und Vermutung, woher es doch komme, daß man heutiges Tages die Schneider mit dem Bock und seiner Mutter der Geiß zu vexieren oder zu spotten pflege": die bekannte Geschichte von der belagerten böhmischen Stadt, die ein meckernder springender Schneider gerettet (s. S. 126).

Aber damit war die Ehre des Schneiderhandwerks noch nicht gerettet; offenbar haben noch weitere Schneiderverunglimpfungen das ehrbare Handwerk zu geharnischten Gegenschriften veranlaßt. Diese Machwerkchen hat man begreiflicherweise nicht des Aufhebens für wert gehalten; eines hat sich aber doch in die Berliner Königliche Bibliothek geflüchtet. Es betitelt sich „Verteidigung des Löbl. Schneider-Handwerks wider die greulichen Calumnien des Jean

Rebhu, dem Löbl. Handwerk zu Ehren in ungarischer Sprache herausgegeben von Adrian Schmatteren, sonst das kleine Schneider-Gesellchen genannt, nunmehro ins Deutsche übersetzt von Cosmo Pierio Bohemio, Königl. Hofschneider. Vorjetzo ists auf Kosten der Löbl. Schneider-Innung zu Wrzeckowitz zum Druck gefördert worden. 1745". Jean Rebhu, der „alberne Fratzenschneider", der „leichte gEsel", der Calumniant, hat das löbliche Schneiderhandwerk so „über alle Maßen leichtfertig durch die Hechel gezogen": er hat sich unterstanden, die Schneider „Bocknickel, Bocksberger, Fleckelhäuser, Zwirnhopfer, Wachsfelder, Ritter vom Bügeleisen, Ziegenreiter, Bartholme e e e e e er, Scherenhauser, Hosenumkehrer, Furianer, Diebibuscunque, Schiebmiraner, Erzfeinde der Mäuse, Windballen, Fingerhutriesen, Kleiderärzte, der kranken Hosen Leib-Balbierer, der Wämser Ingenierer, Arschgucker (denn wenn sie einfädeln, sagt er, so sehen sie der Nadel in Arsch), der überbliebenen Flecke Quartiermeister, Hosenschmied, Strumpfschuster, Modenautores" zu nennen. Darüber ist „das kleine Schneidergesellchen" ganz aus dem Häuschen geraten und schickt sich nun an, sein ehrliches Handwerk gebührendermaßen zu rühmen mit den alten, uns schon bekannten Geschichten, daß eines Schneiders List einst die Feste Karolstein gerettet, und daß Gott Vater der erste Schneider gewesen sei. Und Gott selbst hat die Schneider hochgeachtet, denn (Exod. 28) sagt er selbst zu Moses: „Du sollt Aaron, deinem Bruder, heilige Kleider machen, die heilig und schön sein. Und sollt reden mit allen, die weises Herzens sind, die ich mit dem Geist der Weisheit erfüllt habe, daß sie Aaron Kleider machen." Und welche Vorzüge hat das Schneiderhandwerk: „Unter diesen aber ist sonderlich rühmenswert dessen sonderbare Sauberkeit und Reinlichkeit. Darum sind auch die Schneider in der ganzen Welt die schönsten Leute und haben die allerliebenswürdigste, weißeste und zarteste Haut; daher kömmts, daß viele vornehme Damen sich in Schneider verlieben[1]). Denn es beschmutzt nicht also wie der Schmiede, Schlosser, Uhrmacher und Sporner; schwärzt nicht also wie der Schwarzfärber, Schmützer, Feuermauerkehrer und Kohlbrenner; stinkt nicht also wie der Gerber, Schuster und Kirschner; berähmet nicht also wie der Faßbinder und Köche; stäubt nicht also wie der Müller und Bäcker; ist nicht so

schmierigt wie der Seifensieder, Fleischhauer und Töpfer, besudelt nicht also wie der Maurer, Ziegelstreicher und Kleiber; ist nicht so naß, wie der Hutmacher, Bader und Sockenstricker; ist nicht so ungesund wie der Leineweber und Tuchmacher. Über dieses ist es ein stilles Handwerk: macht kein Gezische wie der Schleifer; kein Summen und Brummen wie der Tuchmacher, kein Getöse, wie der Tischler, Zimmerleute, Büttner und Schmiede; kein Geknirsche, wie der Schlosser, Zirkulschmiede, Uhrmacher, Büchsenmacher und Sporner; kein Gequietsche wie der Schweinschneider, kein Geklopfe, wie der Kupferschmiede, Nagelschmiede, Büttner und Goldschmiede. In summa, es übertrifft hierinnen alle Handwerke." Und es ist ein leichtes Handwerk: „Wenn ein Schneider wandern will und hat ein Dutzend Nadeln, einen Fingerhut und eine Schere, so kann er bis nach Konstantinopel kommen. Wenn ein Schneider Meister werden will und hat obigen Werkzeug, ein Knäuel Zwirn, ein Bügeleisen und eine Elle, so kann er sein Handwerk ohne Hindernis ausüben, da hergegen andere Handwerke gemeiniglich einen großen Verlag erfordern." Nicht etwa, als ob die Schneiderei leicht zu lernen sei: „Denn so mancherlei Kleider, so vielerlei Moden künstlich und geschicklich zuzuschneiden und auszumachen, erfordert ein fürtreffliches Nachdenken und ungemeine Geschicklichkeit, so gar, daß man als in einem Sprichwort zu sagen pfleget: Ein Schneider lerne nimmer aus".

Hats das „kleine Schneider-Gesellchen" nicht gut gemacht? Und doch war sein gewaltiger Aufwand an Zorn und Entrüstung eigentlich gar nimmer zeitgemäß. In jenen liebloſen Zänkereien hat sich die alte Zeit engherzigen Spießertums ausgeraſt. Nachdem sich die Stürme der Revolution gelegt hatten, brach mit dem Biedermeiertum eine Zeit raſtloſer und doch behäbiger Arbeit heran, reich an Erfolg und an Lebensfreude für den Bürgerstand. Wie sah der die Welt mit fröhlichen Augen an!

Aber noch einmal drängte sich in die Zeit der überfeinen Incroyables-Hosen ein neuer Schneider-Vorwurf. Das tolle Jahr der deutschen Revolution kündigt sich an, wo das Bürgertum zur Flinte griff, ohne recht zu wissen, was es wollte. Noch von den Tagen der Zunftkämpfe

her galt der Schneider als der geborene Umstürzler, und er ist das Abbild des beschränkten Handwerkers: kein Wunder, daß ihn ein Spottlied Chamissos als gedankenlosen Revolutionär lächerlich macht[1]):

Mut.

Und als die Schneider revoltiert —
Courage! Courage!
so haben gar grausam sie massakriert
und stolz am Ende parlamentiert:
Herr König, das sollst du uns schwören!

Und drei Bedingungen wollen wir stelln:
Courage! Courage!
Schaff ab zum ersten die Schneidermamselln,
die das Brot verkürzen uns Schneidergeselln;
Herr König, das sollst du uns schwören!

Die brennende Pfeife, zum andern, sei,
Courage! Courage!
zum höchsten Ärger der Polizei,
auf offener Straße uns Schneidern frei:
Herr König, das sollst du uns schwören!

Das dritte, Herr König, noch wissen wirs nicht,
Courage! Courage!
doch bleibt es das Best' an der ganzen Geschicht,
wir bestehn auch drauf bis ans jüngste Gericht:
das dritte, das sollst du uns schwören!

Und umgekehrt greift Hoffmann von Fallersleben, um den deutschen Männerstolz vor Königsthronen zu brandmarken, grad wieder den Schneider heraus aus dem Bürgertum, so wie einst Heinrich Heine den Schwaben als die Reinzüchtung des Deutschen ansah (vergl. S. 61 und 103)[2]):

Aus Ovids Metamorphosen.

Es flickt ein Schneider ein Gewand
für eine Majestät,
und wie ers hält in seiner Hand
und in den Falten späht:
O Wunder, Wunder, was schaut heraus?
eine Laus, eine Laus, eine königliche Laus!

Der Schneider hüpft vor Freud empor,
sieht sie mit Wollust an
und holt sein Messer flugs hervor,
und ach! was macht er dann?
O Wunder, Wunder, er spaltet sie,
spaltet sie, spaltet sie, dieses königliche Vieh.

„Die eine Hälfte bleibet mir
von dieser Königslaus,
es stecket so viel Blut in ihr,
ein Fürst wohl wird noch draus."
O Wunder, Wunder, er speist sie geschwind,
und er wird, und er wird, wird ein fürnehm Fürstenkind.

Da fragen die Gesellen ihn:
„Was aber kriegen wir?"
„Die andre Hälft ist euch verliehn,
das ist genug für vier."
O Wunder, Wunder! aus der halben Laus
kommen noch, kommen noch fünfthalb Grafen wohl heraus.

Der Lehrling sah sich alles an:
„Herr Meister, sagt mirs jetzt,
hier seh ich, kriegt ja jedermann,
was krieg denn ich zuletzt?"
„O lecke, lecke das Messer rein,
und du wirst, und du wirst 'n schlechter Edelmann noch sein."

Aber trotz aller hämischen Sticheleien feiert auch das Schneiderlein fröhliche Auferstehung. Das gedeihliche Aufblühen des Handwerks weckt auch seine Lebenslust, und wo das Geld zu rollen beginnt und die Freizügigkeit und bald auch die Eisenbahnen die Menschen zusammenführten, da braucht man sich auch vor dem Ziegenbock nimmer zu fürchten. Der alte Hader wird vergessen, und der Schneider freut sich seiner ruhmreichen Vergangenheit [1]):

Schneiderblut, lustig Blut!
Schönes Schni- Schna- Schneiderblut!
Reiten auf dem bunten Bock
über Stock und über Block,
lustig Blut, Schneiderblut,
schönes Schni- Schna- la la la,
schönes flinkes Schni- Schna- Schneiderblut!

Wenn nun die Schneidergesellen ihre Straße walzten, auf dem Rücken „das Felleisen mit den paar Scheren, dem Bügeleisen, dem halben Dutzend gesteifter Halskragen und neuer Lieder, gedruckt in diesem Jahr“ [1]), da gab gewiß der Schneidergesell selbst einmal eine lustige Bocksgeschichte zum besten, über die man hundert Jahre früher aufgebraust wäre als ein rechter Pfitzauf. Er bildet sich ordentlich was drauf ein, daß er mit so Fröhlichem aufwarten kann. Und darum sind jene Liederbüchlein [2]) auch voll von Schneiderbockgeiß und Meck meck juchheirassassa, sie erzählen, was früher kein Schneider über seine Lippen gebracht hätte [3]):

Was aus Volksmund ungezwungen geklungen,
was die Dichter deutscher Zungen gesungen
von der Schneider Tun, der Böcke Gemecke,
Alten stärk es Herz und Lungen, und Jungen!

Da rechnet die Schneiderpoesie des Biedermeiertums schlankweg Goethe zu den Ihrigen [4]):

Seht Goethen, unsern Dichterfürsten an!
Sein Ahn in Artern war — was ists denn weiter?
ein Hufschmied, dessen Sohn ein Schneider:
und was des Schneiders Enkel ist gewesen,
davon wird noch die fernste Nachwelt lesen!

Geradezu großartig ist ein Loblied auf die Schneider [5]):

Würde der Schneider.

Ehret die Schneider, sie nähen und schaffen
himmlische Kleider für irdische Laffen,
flechten der Mode beglückendes Band.
Decken die Mängel mit Werg und mit Watte,
wo die Natur nur Äsopenform hatte;
schaffen Apolle mit kundiger Hand.

Ewig in des Leders Schranken
tummelt Schuster seine Kraft,
ledern werden die Gedanken
und das Herz zum Stiefelschaft.
Hastig greift er nach dem Riemen,
wenn der Junge schlecht gepicht;
rastlos bohrt er mit dem Pfriemen,
bis der Pechdraht Nähte flicht.

Aber mit zauberisch schaffender Nadel
schmücket der Schneider die Fürsten, den Adel,
hat er uns Stutzer so göttlich wattiert.
Wer unterscheidet die Magd und die Zofe
oft von der glänzendsten Dame am Hofe,
wenn das Genie sie des Schneiders drapiert?

Feindlich ist des Fleischers Streben;
mit zermalmender Gewalt
geht er Ochsen an das Leben,
macht er Schöps' und Schweine kalt.
Was er schuf, verzehrt man wieder,
nimmer ruht der Wurstgenuß,
daß er, bis die Sonne nieder,
ewig Därme füllen muß.

Aber zufrieden mit stillerer Größe
nähet der Schneider die Taschen und Schöße,
bügelt sie sorgsam mit liebendem Fleiß.
Frei sich geberdend mit Schere und Elle,
werfend eroberte Stücke zur Hölle,
fürchtet er nimmer, sie werde ihm heiß.

Streng und stark den Hammer schwingend
kennt das Grobschmieds kalte Brust,
Stahl und Eisen stolz bezwingend,
nur des Schlagens rohe Lust.
Winket Ruhe andern labend,
ist ihm Hämmern nur ein Schmaus,
drum bleut er zum Feierabend
noch der Frau den Rücken aus.

Aber wie leise vom Zephyr erschüttert
schnell die äolische Harfe erzittert,
fürchtet der Schneider den häuslichen Brand.
Zärtlich geängstet von zornigen Mienen,
suchet er kniend das Weibchen zu sühnen,
und der Pantoffel — entsinkt ihrer Hand.

In des Wehrstands Herrschgebiete
gilt der Stärke trotzig Recht;
mit der Lunte lehrt der Scythe,
daß der Pole nur sein Knecht.

In dem Exerzier-Getümmel
schwingt den Stock der Korporal
und kuranzt den Bauernlümmel
wie den Stutzer, ohne Wahl.

Aber mit Sanftmut, hoch über dem Tadel,
führen die Schneider den Zepter der Nadel,
einen versöhnend, was platzend getrennt,
wissen die Stücke, die ewig nicht passen,
wieder in liebliche Formen zu fassen,
daß man das Alte im Neuen nicht kennt.

In des Tischlers Handwerkstätte
ist der Leim Autorität;
und er leimt so früh als späte,
leimt die Kunden und das Brett.
Bis er Sprung und Makel berge,
hat er weder Rast noch Ruh,
selbst den Riß zersprengter Särge
klebet er mit Leime zu.

Aber der Schneider, der Frommen Gebieter,
nähert das Ird'sche dem Göttlichen wieder
mit des Genies allmächt'ger Gewalt.
Das Ideal nur im Auge, das hehre,
ist der Triumph seiner Nadel und Schere
des Incroyables verklärte Gestalt.

Die poetisch verklärte Gestalt des Schneiderleins wird auch im Lärm der Gegenwart nicht untergehen. Wenns keinen Handwerker mehr gibt auf der ganzen Welt, wird Meister Böck noch leben, so wie ihn Wilhelm Busch unsterblich gemacht hat, als der letzte vom Bocksgeschlecht der Schneider!

Nachweiſe und Anmerkungen.

Erſter Teil.

Was das Volk am Handwerk zu verſpotten und zu tadeln findet.

1. Handwerk und Handwerkerneckereien bis zur Höhe des Mittelalters.

3. [1]) Abraham a ſancta Clara, Sämmtliche Werke 1835 ff. I 186.

4. [1]) ſ. Albrecht Keller, Die Schwaben in der Geſchichte des Volkshumors 1907.

6. [1]) Gregor von Tours (in den Geſchichtſchreibern der deutſchen Vorzeit) IV 26. VII 14. 25. [2]) Monumenta Germaniae Historica, Leg. sect. I, tom. II. pars 1. 50, X und 125 Z. 19 ff.

7. [1]) Sachſenſpiegel II Art. 13 § 4. [2]) Logau, Sämtl. Sinngedichte, lit. Ver. Stuttgart 113, 514.

8. [1]) Berlepſch, Chronik der Gewerke, St. Gallen 1850, I 60. [2]) Rochholz, Alemanniſches Kinderlied und Kinderſpiel in der Schweiz 1857, 31. [3]) Beneke, Von unehrlichen Leuten, 2. Aufl. 1889, 14. [4]) Jobſt Sackmanns Predigten, 3. Aufl. 1833, 101. — Die Ausführungen auf den nächſten Seiten beruhen in erſter Linie auf Stahl, Das deutſche Handwerk 1874.

9. [1]) A. Martin, Deutſches Badeweſen 1906, 96. [2]) Beneke 82. [3]) Des Teufels Netz, hsg. v. Barack, lit. Ver. 70, 325 V. 10277.

11. [1]) Martin 93. [2]) Beneke 81. [3]) Alle des Heil. Röm. Reichs gehaltenen Reichs-Täge, Abſchiede und Satzungen, Frankfurt a. M. o. J., fol., 513 Tit. XXXVII.

12. [1]) Ebenda 888 Tit. XXXVIII. [2]) Beneke 17. [3]) Beneke 353. [4]) Über die Stellung der Zünfte zu den Hunden ſiehe den ſchönen Aufſatz von Frauenſtädt in der Zeitſchrift für Sozialwiſſenſchaft V 1892, 847 ff. 939 ff. [5]) Hans Sachs, Fabeln und Schwänke, hsg. v. E. Goetze II 252 Nr. 273. [6]) Buſch, Deutſcher Volkshumor, 2. Aufl. 1877, 168. Rochholz 264. [7]) 500 friſche und vergüldete Haupt-Pillen, verordnet von Ernſt Wolgemuth 1669, 219.

13. [1]) Hans Sachs, Fabeln und Schwänke II 252. [2]) Berlepsch I 107. [3]) Latendorf, Zu Laurembergs Scherzgedichten 1875, 11. [4]) Eckart, Stand und Beruf im Volksmund Nr. 2585. [5]) Gepflückte Fincken oder Studenten-Confect 1667, 181. Eckart 2526. [6]) Cohn, Tiernamen als Schimpfwörter. Beilage zum Jahresbericht der 13. städt. Realschule, Berlin 1910, 12. [7]) Heinrich Klenz, Schelten-Wörterbuch. Straßburg 1910, 153b. Beneke 99.

14. [1]) Die Carolina und ihre Vorgängerinnen, hsg. v. J. Kohler 1900. I 111f. Kap. 215. 217. [2]) Berlepsch VIII 155. [3]) Beneke 306. [4]) Beneke 299. [5]) Berlepsch VIII 156. Beneke 279. [6]) E. Otto, Das deutsche Handwerk (Aus Natur und Geisteswelt) 71. Vgl. F. Schnabels Universitätsjahre, hsg. v. O. J. Bierbaum 101ff. 115. Laukhard, Annalen der Universität zu Schilda 1798, I 174. 246ff. II 161. 222. [7]) Kluge, Deutsche Studentensprache 1895, 16.

15. [1]) Hans Sachs, Fabeln und Schwänke II 252. [2]) Klenz 125. Kluge, Rotwelsch 1901, I 434. Latendorf, Lauremberg 11. [3]) Klenz 125a. Latendorf 11. [4]) Klenz 129b. Avé-Lallement, Deutsches Gaunerthum 1858, IV 158. — Wertvolle Beiträge zu den Handwerkerschelten im Rotwelsch und zum Schelten-Wörterbuch haben die letzten Arbeiten von L. Günther gebracht im Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik 38, 1910; 42 und 43, 1911. Die im Text genannten Beispiele siehe Archiv 38, 218 Anm. 3; Archiv 42, 24. 30. 45. 76. 79.

16. [1]) Stahl, Handwerk 242. 264. Berlepsch IX 32. Vgl. Büttner-Handwerksgewohnheiten, Frankfurt a. M. (1850). — Viele dieser vom Handwerk selbst verliehenen Scherznamen sind den Handwerkern auch im bürgerlichen Leben haften geblieben und zu Familiennamen geworden. Imperativische Form ist sehr häufig (vgl. o. S. 66). Als Küfernamen erscheinen z. B. Saufaus, Frißumsonst, Seltenfröhlich, Mach Leim warm, als Schmiedenamen Triffseisen, Fix vor dem Stock, Rasch mit dem Balg, Schwingenhammer, Jaginseisen usw. Vgl. hierüber E. Otto, Das deutsche Handwerk 120 und Grotefend, Die Handwerksnamen, im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1911, 86ff. [2]) Heyne, Das altdeutsche Handwerk 1908, 136. Adrian Beiers Handwerks-Lexicon 1722, 64. [3]) Der Geist von Jan Tambaur. Aus dem Holländischen ins Teutsche übersetzet. Ohne Ort und Jahr, 227. [4]) Leyermatzs Lustiger Correspondentz-Geist 1668, 156 Nr. 215.

17. [1]) Sutor, Latinum chaos 1716, 651. [2]) Eckart 2833. [3]) Vgl. hierüber Böckel, Psychologie der Volksdichtung 336f. [4]) Lit. Ver. 29, 613ff.

18. [1]) Martin Montanus' Schwankbücher, hsg. v. J. Bolte, lit. Ver. 217, 505. Zugrund liegt ein altes Sprichwort: Orlamünder, Volksmund und Volkshumor 1908, 301. Eckart 3004.

19. [1]) Hans Sachs, Sämtl. Werke I 80 (lit. Ver. 102). [2]) Hans Sachs, Fabeln und Schwänke I 494 Anm.

20. [1]) Fabeln und Schwänke V 227 Nr. 745.

21. [1]) Fabeln und Schwänke II 251 Nr. 273.

23. [1]) Über die Schwankbücher des 17. Jahrhunderts siehe F. Gerhard, J. P. de Memels Lustige Gesellschaft, Halle 1893.

2. Spott über Eigentümlichkeiten der Handwerker.

24. [1]) Kirchhof, Wendunmuth, hsg. v. Österley I 322 Nr. 278 (lit. Ver. 95). [2]) Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Leipzig, Hesse 752 Nr. 171. Vgl. Des Knaben Wunderhorn von L. A. v. Arnim und Cl. Brentano, Leipzig, Hesse 1909, 380. J. Rachels Teutsche satyr. Gedichte 1743, VIII 90. [3]) P. Orlamünder, Volksmund und Volkshumor 1908, 213. — Ein kunstmäßiges Schlosserlied s. Wunderhorn (Leipzig, Hesse) 380. [4]) Brüder Grimm, Märchen 524 Nr. 107. Klenz 141a. [5]) Rochholz 194.

25. [1]) J. Fischart, Geschichtklitterung, hsg. v. Alsleben (in Braunes Neudrucken) 1891, 265. [2]) Fr. M. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel 1897, 280. Klenz 18a. [3]) Piger, Handwerksbrauch in der Iglauer Sprachinsel: Zeitschr. des Vereins für Volkskunde II 1892, 390. [4]) Grimm, Märchen 752 Nr. 171. Weitere Kinderspiele s. Fr. M. Böhme 229ff. [5]) C. A. M. v. W., Kurtzweiliger Zeitvertreiber 1668, 223. Philander, Kurtzweiliger Zeit-Verkürtzer 1702, 137 Nr. 204. Der lustige Heer-Paucker . . . In Holländischer Sprache, mit Hoch-Teutscher Erklärung verbessert und vermehrt. Potzdamm o. J. 256. Das Buch ohne Nahmen. Leipzig, Im Cörnerischen Buch-Laden o. J. 266 Nr. 609. Neu-vermehrte Anmuthige lustige Gesellschaft, von J. P. de Memel, Zippel-Zerbst 1701, 233 Nr. 572. Etwas für Alle in einer eingemachten Allabattritta, v. E. M. Freudenberg, Hall 1732, 124 Nr. 200. Angenehme Gemüths-Ergötzung für Burger. Frankfurt und Leipzig 1755, 40 Nr. 84. Lieblicher Sommer-Klee und Anmuthiges Winter-Grün, durch Ernst Immerlustig 1670, 243 Nr. 524. Kurtzweiliger Hantz-Wurst von Frölichshausen 1718, 177. Quirinus Pegeus, Ars Apophthegmatica, Nürnberg 1662, 31 Nr. 143. Allmodische Sitten-Schule, von Thissabo Redtschorn (Schrödter?), Jena 1680, 68 Nr. 3. — Brentano, Märchen (Meyers Volksbücher) I 267. Grimm, Märchen 752 Nr. 171. John Brinckman, Vagel Grip 78. Vgl. auch Jakob Grimm, Klein. Schriften VII 163. [6]) Rochholz 197. Eckart 2832. [7]) Christian Weise, Erznarren (in Braunes Neudrucken) 126. [8]) Rochholz 31. [9]) Wilhelm Uhl, Priamel. Leipzig 1897.

26. [1]) Jung-Stilling, Lebensgeschichte 1835, 207. Doch zeigen auch schon alte Stiche des 16. Jahrhunderts den thronenden „Tischkönig": Mummenhoff, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit 49. [2]) Vgl. Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer III 76. [3]) Berlepsch VII 135. 108. Deutsches Wörterbuch IV 1, 2, 2802 unter „Geißbart".

27. [1]) v. d. Hagen, Narrenbuch 102. Auf einem Kupferstich des Jost Ammann, abgebildet bei Mummenhoff 91, wo sich ein Schneider und ein Kürschner bekämpfen, rücken auch Ziegenbock und Katze aufeinander los. [2]) Lindener, Katzipori. Lit. Verein 163, 160. Der Schneider Widerlegung (s. o. S. 155) 27. [3]) Lindener, Katzipori 159 Nr. 106. [4]) A. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert. Große Ausgabe. Wien 1892, 210 Anm. 9. [5]) Erk-Böhme, Deutscher Liederhort III 511 Nr. 1716. [6]) Deutsches Wörterbuch V 209.

28. [1]) Joh. Pauli, Schimpf und Ernst, hsg. v. Österley. Lit. Ver. 85, 335 Nr. 603. [2]) Kirchhof I 235 Nr. 288.

29. [1]) Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon IV 300. Eckart 3006. [2]) Abraham a s. Clara, Etwas für Alle, hsg. v. Zoozmann 1905, 325. Klenz 155a. [3]) Latendorf 8. [4]) Kluge, Studentensprache 17. Klenz 17b. Kluge hat inzwischen diese Vermutung wohl wieder aufgegeben, s. das Kap. „Philister" in Kluges „Wortforschung und Wortgeschichte" 1912, 20 ff. [5]) Busch, Volkshumor 17. [6]) Orlamünder 221. [7]) Rochholz 197. Böhme 280.

30. [1]) Der Schneider Widerlegung (s. S. 155) 39. Max Eyth, Der Schneider von Ulm, Volksausgabe II 186. [2]) Cohn 11. [3]) Recueil von allerhand Collectaneis und Historien 1719—21, IX 101 Nr. 116. [4]) Klenz 127a. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 196. E. H. Meyer, Badisches Volksleben 344. [5]) Der Geist von Jan Tambaur 217.

31. [1]) Fabeln und Schwänke II 557 Nr. 357. Burkard Waldis, Esopus, hsg. v. Kurz II 105, Buch IV Nr. 42.

32. [1]) Geschichtklitterung 59. vgl. 157. [2]) Straßb. Rätselbuch, hsg. v. Butsch 1876, Nr. 215. [3]) Logau, lit. Ver. 113, 489. Der Polit. und Kurtzweilige Stock-Fisch, von Christoph Platt-Eiß, Frölichsburg 1724, 60. Abraham a s. Clara I 447. [4]) Eckart 3063. [5]) Logau 652, Zugabe 117. Sommer-Klee und Winter-Grün 234 Nr. 499. Herrn v. Hoffmannswaldau und anderer Deutschen Gedichte 1697, II 135.

33. [1]) Eckart 3037. Orlamünder 221. 270. 298. [2]) Genealogia Nisibitarum 1714, 115. [3]) Orlamünder 221. Busch, Deutscher Volkshumor 17. Eckart 3038. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 196. E. H. Meyer, Badisches Volksleben 344. Latendorf 11. Gepflückte Fincken oder Studenten-Confect 1667, 75. Fasciculus Facetiarum novissimarum, Schnatterberg im Waschland 1670, 149. [4]) Klenz 142a. [5]) Kirchhof, Wendunmuth I 295 Nr. 242. [6]) H. Sachs, Fabeln und Schwänke II 252. V 228. E. H. Meyer, a. a. O. Orlamünder 143. [7]) Klenz 11b. [8]) H. Sachs, a. a. O. [9]) Klenz 19a. [10]) Zeitschrift für deutschen Unterricht 25, 413. [11]) Rochholz 192. Glock, Breisgauer Volksspiegel 39. [12]) Busch, Volkshumor 17. [13]) Lauremberg, Niederdeutsche Scherzgedichte, hsg. v. W. Braune (in Braunes Neudrucken) I Vs. 20. Latendorf 11. Busch 17. Eckart 2809. Orlamünder 298. [14]) Schade, Handwerkslieder 1865, 78. [15]) H. Sachs, Fabeln und Schwänke II 252. [16]) Deutsches Wörterbuch IV 1, 2. 2805. [17]) Klenz 27b. 28b. Latendorf 11. L. Günther im Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik 38, 1910, 228. [18]) Straßburger Rätselbuch, hsg. v. Butsch Nr. 223. Von den Kalk- und Ziegelbrennern: Die Schwänke und Schnurren des Pfarrers Arlotto, hsg. v. A. Wesselski 1910, I 101. [19]) Eckart 3096. [20]) Zeitschrift für deutschen Unterricht 25, 413. Fritz Reuter, Läuschen und Rimels II Nr. 58. [21]) H. Sachs a. a. O. Alemannia 16, 85 ff. L. Günther a. a. O., 42, 1911, 68. [22]) Orlamünder 299. Zeitschrift für deutschen Unterricht 25, 413. [23]) Orlamünder 269.

34. [1]) E. H. Meyer, Bad. Volksleben 344. [2]) Rätselbuch Nr. 213. [3]) Busch 18. [4]) Eckart 2416. [5]) Beneke 81. [6]) Wossidlo, Aus dem Lande Fritz Reuters 1910, 140. [7]) Orlamünder 143. Das sind natürlich vom Handwerk selbst gegebene Namen, s. Anm. [1]) zu S. 16. [8]) Berlepsch IX 5. [9]) Ebenda IX 72. Näheres s. Mayr, Der Schäfflertanz und der Metzgersprung 1865, und Kronegg, Illustrierte Geschichte der Stadt München 1903, 123 ff. [10]) Berlepsch IX 63. [11]) Schade,

Handwerkslieder 13. [12]) Mandat der Schneiderey (s. S. 150). Krätziger Schneider: Gepflückte Fincken 220. 277. Anthropophyteia 1911, 139.

35. [1]) Bebels Schwänke, hsg. v. A. Wesselski 1907, II 9. [2]) Fischart, Aller Praktik Großmutter (Braunes Neudrucke) 2, 9. [3]) Hanne Nüte. [4]) Neu bearbeitet und vermehrt von Dr. Ackermann, Stendal 1780, I 201. [5]) Sutor, Latinum chaos, Augsburg 1716, 652. [6]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 13, 1903, 224. Erk-Böhme III 388 Nr. 1544. [7]) Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 18, 1908, 187.

36. [1]) Der Schneider genug- und sattsame Widerlegung 13. [2]) K. J. Weber, Demokrit 1843, III 117. VII 202. [3]) Max Eyth, Der Schneider von Ulm. Schneiderbüchlein 1853, 136. Eine lustige Grabschrift für einen Schneider Ikarus bei K. J. Weber, Demokrit III 403. [4]) s. z. B. den Meistergesang des Hans Sachs, Fabeln und Schwänke V 359 Nr. 823.

37. [1]) Grimm, Märchen 766 Nr. 178. [2]) H. Sachs, Fabeln und Schwänke II 378 Nr. 311. Hans-Sachs-Forschungen, hsg. v. Stiefel 114. [3]) Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 17, 103; vgl. R. Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder 1894, 54. 59.

38. [1]) Recueil von allerhand Collectaneis und Historien 1719—21, XXV 23 Nr. XVI, 14. Abraham a s. Clara XI 86. — Über diese Aufschneiderei s. Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen 1881, 68. [2]) Pegeus, Artis Apophthegm. continuatio, Nürnberg 1656, 181 Nr. 3878. [3]) Klenz 152. [4]) Berlepsch V 89ff. [5]) vgl. Gustav Schwab, Der Fleischer von Konstanz.

39. [1]) Grübels sämtl. Werke, hsg. v. Frommann 1856, II 141. [2]) H. Sachs, Fabeln und Schwänke V 304 Nr. 791. [3]) Eckart 2977. Schneiderbüchlein 1853, 32. [4]) Fr. Pfaff, Volkskunde im Breisgau 1906, 81. [5]) Klenz 21. Grimmelshausen, Landstörzerin Courage (Leipzig, Zeitler 1907) 24. Aurbacher, Volksbüchlein (Reclam) II 191. [6]) Etwas für Alle, hsg. v. R. Zoozmann 1905, 439.

40. [1]) s. Deutsches Wörterbuch II 552b, 3. [2]) Fischart, Geschichtklitterung 41f. [3]) Etwas für Alle 343. [4]) Narrenschiff, hsg. v. Goedeke (Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts VII) 89. [5]) Klenz 19b. [6]) Laukhard, Annalen der Universität zu Schilda 1798, I 80. [7]) Latendorf 11. [8]) Eckart 2821. [9]) Eckart 2813. 3119. Glock, Breisgauer Volksspiegel 1909, 35. [10]) Aufseer und Ischler Schnaderhüpfel, hsg. v. Blümml und Krauß 1906, 39 Nr. 69. Eckart 2820. [11]) Piger, Handwerksbrauch in der Iglauer Sprachinsel: Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde II 391. [12]) Klenz 135.

3. Handwerkersünden.

41. [1]) Eckart 2389. 2836. Wander IV 299. Tiedt, Witziges und Spitziges 1908, 237. Uhl, Priamel 244. Weber, Demokrit XI 32. Sutor, Latinum chaos 308. [2]) Moscherosch, Philander (Kürschners Nat.-Lit.) I 1, 25. [3]) G. P. Hönn, Betrugs-Lexicon, Coburg 1721, mehrfach aufgelegt. Vgl. Avé-Lallement, Das deutsche Gaunerthum 1858, I 229.

42. [1]) Berthold von Regensburg, Predigten, hsg. v. Pfeiffer 1862, I 285; vgl. I 16. [2]) Des Teufels Netz, hsg. v. Barack, lit. Verein 70. Teilweise auch in Kürschners National-Literatur 12, 1. 212f. [3]) 334 B. 10541.

43. [1]) 335 V. 10591. [2]) 332 V. 10480. [3]) 298 V. 9427.

44. [1]) Geiler von Kaisersberg, Ausgew. Schriften, hsg. v. Ph. de Lorenzi 1881, II 274. [2]) Sittlicher Narrenspiegel. Augsburg und Dillingen 1708, 528. [3]) Zu meinem Bedauern kann ich den Beleg nicht mehr auffinden. [4]) Die Stelle stammt, wie ich nachträglich sehe, aus dem Semper-lust. Fabel-Hanns 1708, 206; s. auch Abraham XI 363.

45. [1]) XI 136. [2]) Ebenda. Vgl. Etwas für Alle 284. [3]) XI 135. [4]) XI 78.

46. [1]) XI 79. [2]) Etwas für Alle 267. [3]) 353. [4]) 365. [5]) XI 79.

47. [1]) Eckart 2386. 2858. Pegeus, Art. Apophth. cont. 279 Nr. 4333. [2]) Sutor, Lat. chaos 466. [3]) Orlamünder 143. [4]) Bebel II 19. Weber, Demokrit VIII 251. [5]) Der Geist von Jan Tambaur 176. [6]) J. C. Suter, Historisches Lustgärtlein, Schaffhausen 1666, 63. Philander, Der Kurtzw. Zeit-Verkürzer 1702, 344 Nr. 509. Eckart 2402. [7]) 500 frische und vergüldete Haupt-Pillen, verordnet von Ernst Wolgemuth 1669, 269, V Nr. 90.

48. [1]) N. Frischlin, hsg. v. David Strauß, lit. Ver. 41, 71. Vgl. 1. Buch Mosis Kap. 40. [2]) lit. Ver. 36, 735. [3]) Sutor, Lat. chaos 440, 970. Recueil IX 48. K. J. Weber, Deutschland 1834, III 190. Uhl, Priamel 382. Orlamünder 63. [4]) Meister Frantzen Nachrichters, allhier in Nürnberg, all sein Richten, hsg. v. Endter 1801, 5 Nr. 9. Ein Neudruck dieses für die Kultur- und Rechtsgeschichte sehr wertvollen Quellenbuches wird von mir vorbereitet. Berlepsch V 85. VI 99. [5]) A. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert 46.

49. [1]) Berlepsch V 82. VI 105ff. [2]) Berlepsch V 81. [3]) Berlepsch VI 77. [4]) Berlepsch VI 72. vgl. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter 1868, 394 und Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste 1862, 373. [5]) Emil Kuh, Friedrich Hebbel. 1. Aufl. II 249. [6]) Uhl, Priamel 239, 247. Ähnlich Burkard Waldis, Esopus, hsg. v. Kurz II 224, Buch IV Nr. 86. Wander, Sprichwörter-Lexikon IV 300. Eckart 2393. Recueil VII 82.

50. [1]) Eine Ehrenrettung der von unverfrorener Legende schwer gekränkten Heiligen Krispinus und Krispinianus (die übrigens beide mythisch sind) s. Jahrbücher für prot. Theologie, hsg. v. Hase u. a. 13, 1887, 519ff. Vgl. Acta Sanctorum, ed. Bollandus, Oct. XI, 495ff. [2]) Bebel I 54. [3]) Klenz 144. [4]) Berlepsch VIII 164. Wehrhan, Mit Gunst! Sitten, Bräuche und Feste des Handwerks 36. [5]) Marterl . . . Regensburg, O. Stahl. 2. Sammlung 6. 24.

51. [1]) Orlamünder 301. [2]) Alemannia V 53. Eckart 3126. 3114. Orlamünder 220. Abraham a s. Clara I 205. Sutor 653. [3]) Eckart 2816. [4]) Glock, Breisgauer Volksspiegel 1909, 46. 45. 72. [5]) Eckart 2812 [6]) Eckart 2824. [7]) Eckart 2826ff. Orlamünder 220. Glock 12. 18. Weisflog, Phantasiestücke und Historien IV 20. [8]) Eckart 2825. Uhl, Priamel 244. [9]) Glock 47.

52. [1]) Eckart 2823. [2]) Eckart 3116. [3]) Klenz 158.

4. Der Handwerker Verteidigung.

53. [1]) Kirchhof I 397 Nr. 358. [2]) Lauremberg, Scherzgedichte (Braunes Neudrucke) 8, I V. 143ff.

55. [1]) M. Eyth, Der Schneider von Ulm I 289. [2]) Abraham a s. Clara IX 31. [3]) Adrian Beiers Handwercks-Lexicon 1722, 124 u. d. W. Fleischer. [4]) Herrn v. Hoffmannswaldau und anderer Deutschen Gedichte IV 289. [5]) Schade, Handwerkslieder 102. [6]) Der Müller Ehren-Krantz, o. O. u. J. 16. Orlamünder 69.

56. [1]) Simon der Christliche Gerber zu Joppe, dem Löbl. Gerber-Handwercke zu gebührigem Ehren-Lob . . . vorgestellet von Daniel Haaken, Predigern. Bopfingen 1672. [2]) Abraham a s. Clara, Etwas für Alle 259. [3]) Kerler, Die Patronate der Heiligen 1905, 248. [4]) Lob, Ruhm, Ursprung und Alterthum des löbl. Handwercks der Schmiede, o. O. u. J. [5]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde II 1892, 273. [6]) Gewonheiten des löbl. Seiler-Handwercks 3. [7]) Kerler 332. [8]) Schade 10. [9]) Berlepsch I 57. VI 137. Eckart 3100. W. H. Riehl, Kulturstudien, 6. Aufl. 328. [10]) Berlepsch VI 151. Kronegg, Illustr. Geschichte der Stadt München 1903, 67ff. [11]) Berlepsch VI 143. Schade 206f. Erk-Böhme III 445f. [12]) Berlepsch V 102.

57. [1]) Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde XVII 1907, 201. Berlepsch V 97ff. Abbildung bei Mummenhoff, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit 128. [3]) Berlepsch VI 179. [4]) Hoffmann v. Fallersleben, Findlinge 1860, 404. [5]) Schade 77. vgl. Fischart, Geschichtklitterung 13. Abbildungen verliebter Schuster bei Mummenhoff 62f. — Ganz ins Gebiet der Zote gehört, was die Gepflückte Fincken 1667, 75 und der Fasciculus facetiarum 1670, 149 vom Schneider-, Schuster- und Barbierhandwerk zu rühmen wissen. Berlepsch II 143. [6]) Wehrhan, Mit Gunst! 54.

5. Der Handwerkerspott in der Gegenwart.

59. [1]) K. J. Weber, Demokrit II 125.

60. [1]) Märchen (Meyers Volksbücher) I 69f. [2]) I 282.

62. [1]) Quelle ist offenbar Jan Tambaur 234 oder Philander, Kurtzw. Zeit-Verk. 192 Nr. 311 oder ein ähnlicher Schwank.

63. [1]) Wunderhorn (Hesse) 576. Vgl. Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn 1909, 469.

65. [1]) August Bebel, Aus meinem Leben I 43.

66. [1]) Wossidlo, Imperativische Bildungen im Niederdeutschen, Schulprogramm des Warener Gymnasiums 1890, 8. 12ff. Zu Wippup gehört nach Klenz 127a auch Schneider Fips. So soll ein Lustspiel von Kotzebue heißen, das mir unauffindbar blieb.

67. [1]) Schade 272f. Erk-Böhme III 510 Nr. 1714f. Glock 146. [2]) Ähnlich schon bei Hönn, Betrugs-Lexicon 342 (s. Anmerkung [3]) zu S. 41).

69. [1]) Gaudy, Tagebuch eines Schneidergesellen (Halle, Hendel) 9. 12. Gottfried Keller, Kleider machen Leute (Leute von Seldwyla). [2]) Bachmann-Korbett, Schneiderlieder, Frankfurt a. M. 1852, 74.

70. [1]) Klenz 36a. [2]) Schneiderbüchlein, Stuttgart 1853, 158.

Zweiter Teil.

Von den besonderen Sündenböcken unter den Handwerkern, dem Müller, dem Weber und dem Schneiderlein.

71. [1]) Wander IV 300. Eckart 2393. 2866. 3001. Uhl, Priamel 247. Recueil VII 82.

1. Allerlei Lustiges vom bösen Müller.

73. [1]) Goethe, Cottas Jub.-Ausg. IV 205. [2]) Quirinus Pegeus, Nürnberg 1662, 50 Nr. 232. Gerade der Müllerspott ist international: s. Böckel, Psychologie der Volksdichtung 336. [3]) Des Teufels Netz 297 V. 9374. — Wer ist der gescheitste Mensch? Der Müller, er nimmt sein Malter vorher weg: Haffner in der Volkskunde im Breisgau, hsg. von Pfaff 79. [4]) Heyne, Hausaltertümer II 265. [5]) Eckart 2834. 2845. [6]) Suter 94. Quirinus Pegeus 567 Nr. 2843. Philander, Kurtzweiliger Zeit-Verkürtzer 138 Nr. 207.

74. [1]) Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, hsg. v. L. Uhland II 84 ff. [2]) Das erzählt auch ein weit verbreiteter Schwank: C. A. M. v. W., Kurtzweiliger Zeitvertreiber 1668, 223. Heer-Paucker 256. Sinnersberg, Der lustige Teutsche 156. Hilarius Sempiternus, Der kurtzweilige Polyhistor, Cosmopoli 1719, 11 I Nr. 28. Lustigmacher 1762, 48 Nr. 65. Suter 56. Philander, Kurtzw. Zeit-Verk. 138 Nr. 208. Scherzhaffte Einfälle und lustige Historien 1753, 34 Nr. 55. Teutsche Apophthegmata, durch J. W. Zinkgräfen, Amsteldam 1653/5, III 289. Pegeus, Artis Apophth. continuatio 1656, 67 Nr. 3330. [3]) Volkslieder, hsg. v. Uhland II 88.

75. [1]) Kirchhof, Wendunmuth I 332 Nr. 288; vgl. I 336 Nr. 293. [2]) Abraham a sancta Clara III 395. [3]) Uhland II 86. Ähnlich in „Der Müller Ehrenkranz" 21. [4]) Ebenda. [5]) Rochholz 197. [6]) Eckart 2860. Sutor, Lat. chaos 308.

76. [1]) Eckart 2870. [2]) Eckart 2835. 2830. [3]) Eckart 2879. Busch 19. [4]) Eckart 2840. [5]) Eckart 2838. [6]) Alemannia IV 254. Abraham a sancta Clara VIII 465. [7]) Straßburger Rätselbuch 237. Kirchhof, Wendunmuth I 333 Nr. 288. Zincgref, Apophthegmata I 161. Öl und Wein, gegossen auf die Wunden der Lebendig-Toden, Frankfurt 1719, II 60. Recueil XXII 40 Nr. 28. Eckart 2861. [8]) Alemannisches Sprichwort, mündlich. [9]) Eckart 2877 f. [10]) Der Ring, von Heinrich v. Wittenweiler. Gedicht des 15. Jahrhunderts. Lit. Ver. 23, 90. [11]) Klenz 44. Orlamünder 220. [12]) Fabeln und Schwänke IV 122 Nr. 315. [13]) vgl. Straßburger Rätselbuch 239.

77. [1]) vgl. Straßburger Rätselbuch 238. Bebel I 41. Maynhincklers Sack, gedruckt zu Niergendheim bey Michelburg 1612, D 1 b Nr. 23. Pegeus, Art. Ap. cont. 154 Nr. 3771. Philander 190 Nr. 309. Glock 73. Eckart 2859. Franz. Sprichwort: Il n'y a rien si hardi que la chemise d'un meunier, parce qu'elle prend tous les matins un voleur à la gorge. Busch 190. [2]) Vgl. Straßburger Rätselbuch 236. Jan Tambaur 99. Suter 163. Philander 139 Nr. 211. Pegeus, Art. Ap. cont. 550 Nr. 5734. Eyering,

Ander Theil Copiae Proverbiorum 79. Abraham a sancta Clara, Etwas für Alle 383. Weber, Demokrit XI 32.

78. [1]) Ferd. Vetter, Neue Mitteilungen aus K. v. A. Schachzabelbuch. Aarau 1877, 38 V. 65 ff. [2]) 38 V. 5 ff. [3]) Adalbert v. Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften 97 ff. Zwei Müllerschwänke sind einfach aneinander geschoben worden. Der erste steht auch bei Jan Tambaur 149 und Waltmann, Pickelhering 1733, 142 Nr. 92.

80. [1]) Bebel I 6 Nr. 3. Frey, Gartengesellschaft, hsg. von Bolte, lit. Ver. 209, 17 Kap. 9. Memel 233 Nr. 561. C. A. M. v. W. 222. Heer-Paucker 255. Kurtzw. Zeit-Verk. 145 Nr. 219. Kurtzw. Hanß-Wurst von Frölichshausen 177. Etwas für Alle, von E. M. Freudenberg, Hall 1732, 74 Nr. 123. [2]) Bebel II 7 Nr. 6. Der Geist von Monsieur Cortesan, von Philamon von Miseinen 1666, 63 Nr. 56. Buch ohne Nahmen 324 Nr. 772. Lyram larum lyrissimum 1701, 73 Nr. 167. Lyrum larum Löffelstihl, von Allzeit Immer Frölich 1730, 43 Nr. 98. [3]) Bebel I 6 Nr. 5. C. A. M. v. W. 220. Memel 231 Nr. 556. Heer-Paucker 252. Philander 140 Nr. 213. Hanß-Wurst von Frölichshausen 176. [4]) Bebel I 67 Nr. 44. Gepflückte Finken 109. Fasciculus 225. 240. Rottmann, Lustiger Historien-Schreiber, Freystadt 1717, 102. Heer-Paucker 255. C. A. M. v. W. 223. Annehmlich- und ergötzender Rayß-Gefährt, von Valentin Stillenfried 1729, 81. Hilarius Sempiternus 132.

81. [1]) Bebel I 42 Nr. 89. Frey, Gartengesellschaft 133 Kap. 116. C. A. M. v. W. 221. Heer-Paucker 252. Philander 140 Nr. 214. [2]) Bebel I 6 Nr. 4. Kirchhof, Wendunmuth I 337 Nr. 294. Schertz mit der Warheyt 1550, Bl. LXV a. Fünfftzig neuer Historien, durch J. F. v. Harten 1603, 23. Philander 139 Nr. 210. Pegeus, Art. Ap. cont. 386 Nr. 4911. Stock-Fisch 1724, 88. Sprichwort: Eckart 2850. — Vom Schafhirten: Buch ohne Nahmen 378 Nr. 847. Lyrissimum 306 Nr. 313. Löffelstihl 102 Nr. 196. [3]) Kirchhof, Wendunmuth I 334 Nr. 291.

82. [1]) Annehmlich- und ergötzender Rayß-Gefährt, von Valentin Stillenfried 1729, 101. [2]) Montanus, Gartengesellschaft 358 Kap. 92. Talitz v. Liechtensee 241. Hans Sachs, Fabeln und Schwänke II 144 Nr. 241. Kurtzweiliger Arlequin 1691, 330 und 331. Waltmann, Pickelhering 1733, 143. Vgl. Stiefel, Hans-Sachs-Forschungen 157. — Ein Müllerschwank, der mir leider erst nach der Beendigung des Druckes zu Gesicht kommt, bei Eyering, Proverbiorum copia, Eisleben o. J., Ander Theil 77: Da macht ein Müller seinen Bauern die Säcke kleiner und wird deshalb als ehrlicher Mann gepriesen.

84. [1]) Lustigmacher 1762, 37 Nr. 51. Hilarius Sempiternus 1719, 8 I Nr. 21. Philander 144 Nr. 218. [2]) Sinnersberg 180. Straßburger Rätselbuch 240. Eckart 2872. [3]) Leyermatz 371 Nr. 333.

85. [1]) Suter 34. Pegeus, Ars Ap. 180 Nr. 879. Philander 138 Nr. 204. Exilium melancholiae, Straßburg 1643, 316. Lyrissimum 6 Nr. 10. Löffelstihl 4 Nr. 6. C. A. M. v. W. 222. Heer-Paucker 253. Buch ohne Nahmen 266 Nr. 608. Öl und Wein 183. Jungmanns Wieder-lebender Polter-Hanß 1733, 238 Nr. 78. [2]) Buch ohne Nahmen 556 Nr. 1076. Jan Tambaur 112. Suter 29. Sinnersberg 295. Philander, Kurtzw. Zeit-Verk. 145 Nr. 220. [3]) Etwas für Alle 1732, 56 Nr. 90. C. A. M. v. W. 185. Hilarius Sempiternus

1719, 129. Memel 181 Nr. 416. Wolgemuth 80. Curiöser Zeit-Vertreib 1693, 7 Nr. 10. Rottmann, Lustiger Historien-Schreiber 1717, 87 Nr. 62. Lustigmacher 1762, 178 Nr. 72. Der Kurtzw. Hanß-Wurst von Frölichshausen 1718, 143. Philander 246 Nr. 391. — Eines frommen Müllers Hut ist zum Teufelaustreiben gut: Eckart 2853.

86. [1]) C. A. M. v. W. 222. Heer-Pauker 253. Philander 142 Nr. 216. Leyermatzs lustiger Correspondentz-Geist, Lirum Larum Lülckendey 1668, 190. Ähnlich Antihypochondriacus VII 1787, 15 Nr. 11. [3]) C. A. M. v. W. 224. Das Kurtzweilige Leben von Clement Marot 1665, 102. Fasciculus 243. Heer-Paucker 257. Philander 142 Nr. 217. Rottmann 1717, 465.

87. [1]) Rottmann 433. [2]) Gepflückte Fincken 227.

88. [1]) Das Buch der Weisen und Narren, Leipzig 1705, 230 Nr. 603. Vade Mecum für lustige Leute 1768, II 47 Nr. 77. [2]) Curiöser Zeitvertr. 82 Nr. 134. Fasciculus 227. Daß nur ein einziger Advokat in den Himmel gekommen ist, sagt auch Öl und Wein II 8.

89. [1]) Alemannia IV 254. [2]) Montanus, Gartengesellschaft 408 Nr. 105. Fischart, Geschichtklitterung 34. Dies Lied, auf das sich auch die im Text folgende Gargantua-Stelle bezieht, handelt allerdings von einer tugendhaften Frau Müllerin. Vgl. auch Schumann, Nachtbüchlein 35 Nr. 10. — Denn wer die artige Müllerin küßt, ist auf der Stelle verraten: Goethe, Der Edelknabe und die Müllerin, Jub.-Ausg. I 119. Goethe, Der Müllerin Verrat I, ebenda 123.

90. [1]) Fischart, Geschichtklitterung 35. [2]) Ebenda 253. Vgl. noch Fischart, Bienenkorb, hsg. v. Eiselein 1847, 228. Fastnachts-Spiele des 14. und 15. Jahrhunderts, lit. Ver. 29, 731 Nr. 94; 28, 345. Weber, Deutschland I 569. Demokrit XI 32. [3]) Orlamünder 220. [4]) Fischart, Geschichtklitterung 34. [5]) Vgl. hierüber Reinhold Köhler, Kleinere Schriften III 279ff. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I 368. [6]) Bücher, Arbeit und Rhythmus, 3. Aufl. 1902, 113 Anm. hält das Lied mit Recht nicht der vollständigen Aufzeichnung wert. [7]) Böhme, Kinderlied 590. — Vgl. auch das Volkslied „Das Hasselocher Tal" im Wunderhorn 218. Bode 555. [8]) Kehrein, Volkstümliches aus Nassau 1891, 100. Kuh, Friedrich Hebbel I 10.

2. Vom hungrigen Weber.

91. [1]) Böckel, Psychologie der Volksdichtung 337. [2]) Eckart 3105. Orlamünder 222. [3]) Fabeln und Schwänke II 321 Nr. 294. V 306 Nr. 792.

92. [1]) Abraham a sancta Clara, Etwas für Alle 325. [2]) s. Hans Sachs, Fabeln und Schwänke V 332 Nr. 807. [3]) Waltmann, Der in allen Wissenschafften erfahrne und wohlstudirte Pickelhering 1733, 230 Nr. 179. Derselbe Schwank geht auch von den Müllern: Talitz v. Liechtensee, Kurtzweylicher Reyßgespahn 1645, 246. Waltmann 146 Nr. 94. Memel 128 Nr. 308. Hanß-Wurst v. Frölichshausen 106. Hilarius Sempiternus 121. Lustigmacher 170 Nr. 57. Öl und Wein III 19. Das Buch der Weisen und Narren 1705, 158. [4]) Jan Tambaur 199. Exilium melancholiae 116. Philander, Kurtzw. Zeit-Verk. 413 Nr. 602. Pegeus, Ars Ap. 276 Nr. 1321. Hilarius Sempiternus 55. Stock-Fisch 217. [5]) Philander 416 Nr. 604. Pegeus, Art. Ap. cont. 74 Nr. 3366.

93. [1]) Gepflückte Fincken 229. Fasciculus 227. [2]) Glock 31. 126. [3]) Eckart 3099.

94. [1]) Kirchhof, Wendunmuth II 190. [2]) Böckel, Psychologie 337. Grimmelshausen, Simplizissimus 426. [3]) Orlamünder 221. Eckart 3097. [4]) Suter 148. Pegeus, Art. Ap. cont. 299 Nr. 4439. Talitz v. Liechtensee 86. [5]) Eckart 3106. Sutor, Lat. chaos 818. [6]) Pegeus, cont. 435 Nr. 5107. Gemüths-Ergötzung 1755, 152. Sutor, Lat. chaos 404. Stock-Fisch 3. Eckart 3062f. Uhl, Priamel 425. [7]) Schade 237. Busch 18. Beneke 93. Eckart 3098ff. Uhl, Winiliod 139.

3. Vom tapferen Schneiderlein.

96. [1]) Tiedt, Witziges und Spitziges 1908, 172. [2]) Weber, Deutschland III 535. Ähnliches C. A. M. v. W. 219. Philander 198 Nr. 315.

97. [1]) Beneke 59. [2]) Grimmelshausen, Landstörzerin Courage (Zeitler) 92. Gemüths-Ergötzung 1755, 161. Sutor 954. Uhl, Priamel 396. Wander IV 299. [3]) Max Morris, Der junge Goethe I 93. Vgl. auch Leben und Abentheuer des armen Mannes im Tockenburg, hsg. v. A. Wilbrandt 63. [4]) Max Eyth II 54ff. I 348. Als erschwerender Umstand kommt allerdings noch dazu, daß Albrecht Berblinger auch noch ein „Ulmer Spatz" ist: z. B. II 55.

98. [1]) Grillparzers Werke, hsg. v. R. Franz (Bibliograph. Institut) I 122. [2]) Goethe, Jub.-Ausg. II 157.

99. [1]) Wander IV 298. 300. Eckart 3003. Uhl, Priamel 247. [2]) Wander IV 299. [3]) Gegend von Mosbach und Heidelberg, mündlich. [4]) Einer Zeitung entnommen. [5]) Holzamer, Peter Nockler 24. [6]) Herrn v. Hoffmannswaldau und anderer Deutschen Gedichte 1705, V 349. Vgl. Brüder Grimm 797. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde III 1893, 452. Rosegger, Waldheimat II 9. Die Schere als Schneiderbeschwerer: Jungmanns Polter-Hanß 287.

100. [1]) Schneiderbüchlein 1853, 23. [2]) Orlamünder 301. [3]) Wander IV 301. 299. Eckart 3012. Glock 139. [4]) Ein vortrefflicher bewerther Fliegenwadel, die Mucken der Melancholey zu vertreiben 1707, 13. [5]) Weber, Demokrit XI 234. Witzige Einfälle und Historien 1776, 62. [6]) Auch ein bretonisches Sprichwort: Böckel, Psychologie 336 Anm. 3. Eckart 3005. Wie tatsächlich einmal neun Schneider einen Mann gemacht haben, s. Wander IV 300. [7]) Eckart 3025. 3028. Orlamünder 221. 301. [8]) Glock 14. 100. [9]) Auffeer und Ischler Schnadahüpfel 1906, 101. [10]) John Brinckman, Vagel Grip 36. [11]) Fischart, Geschichtklitterung 62. [12]) Orlamünder 115.

101. [1]) Suter 188. Jan Tambaur 250. Lustigmacher 160. Waltmann, Pickelhering 1733, 135. [2]) Lustigmacher 1762, 45 Nr. 63. Der Schwank wird sonst auch von einem Landsknecht erzählt: H. Sachs, Fabeln und Schwänke II 136. Vgl. Stiefel, Hans-Sachs-Forschungen 155. Keller, Die Schwaben 135.

102. [1]) Rochholz 195. [2]) Orlamünder 299. Schneiderbüchlein 21. [3]) Rochholz 196.

103. [1]) s. S. 151. [2]) Löffelstihl 1730, 32 Nr. 69. Menantes, Galante, verliebte und satyrische Gedichte 1704, 106. Kehrein, Volkstümliches aus Nassau 1891, 111. Das Schneiderwappen: Wander IV 299. Eckart 2997. [3]) Wander IV 299. Eckart 2994. Glock 147.

[4]) Orlamünder 299. Im Ostpreußischen soll man unter Schneidercourage die Krätze verstehen: Wander IV 302. [6]) R. Köhler, Kleinere Schriften I 563f. [6]) Hamann, Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen und ihre Bearbeitung durch die Brüder Grimm (Palästra 47) 1906, 24. 80. Vgl. R. Benz, Märchendichtung der Romantiker 1908, 75. [7]) Montanus 19 Nr. 5. Jan Tambaur 266. Lustigmacher 1762, 102 Nr. 162. Anspielungen darauf bei Fischart, Geschichtklitterung 405, Grimmelshausen, Simplizissimus 180. Eine schwäbische Fassung des Märchens bei Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I 356, und Birlinger, Aus Schwaben. Neue Sammlung II 364.

104. [1]) Keller, Die Schwaben 368. [2]) Revista lusitana I 256. II 84. [3]) Fliegenwadel 1707, 22. [4]) I 286 Nr. 233. [5]) Läuschen un Rimels II Nr. 19. Wossidlo, Aus dem Lande Fritz Reuters 73. [6]) Montanus, Gartengesellschaft 290 Kap. 38.

105. [1]) Fischart, Geschichtklitterung 70. Wander IV 303. [2]) Ruckard, Die lachende Schule 1725, 219. [3]) Wander IV 298. Eckart 3019. [4]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen 715.

106. [1]) Orlamünder 221. Eckart 2986. 2989. Fischart, Aller Praktik Großmutter 3. Das Wort geht auf die Zeit zurück, da man aus Wollentuch genähte Strümpfe trug, die der Schneider verfertigte: Berlepsch II 142. [2]) Abraham a sancta Clara XI 68. Vgl. Eyering, Ander Theil Copiae Proverbiorum 127. [3]) Fischart, Geschichtklitterung 57. [4]) Wander IV 303. [5]) Orlamünder 299. Weise, Ästhetik der deutschen Sprache 154. [6]) Deutsches Wörterbuch IX 2082. [7]) Wander IV 302. Vgl. Rachels Teutsche satyrische Gedichte VIII 1743, 79: Wer kann es doch erraten, daß dieser Ruhm nun stinkt als wie ein Schneiderbraten? [8]) Wander IV 302. Eckart 3071. Die Umkehrung: Was dem Schneider gut tut, bringt der Schuster um, Wander IV 300. [9]) Kirchhof, Wendunmuth I 288 Nr. 233. Vgl. Epistolae obscurorum virorum, übersetzt von Binder 1885, 117.

107. [1]) Schade 149. [2]) Kurtzweilige und lächerliche Geschicht und Historien, Frankfurt 1583, Bl. 79a 2. Vgl. Fischart, Geschichtkl. 64. [3]) Wander IV 300. [4]) Der lustige Heer-Paucker 79. Philander, Kurtzw. Zeit-Verkürtzer 208 Nr. 326.

108. [1]) Rottmann, Lustiger Historien Schreiber 1717, 248, II Nr. 77. Hilarius Sempiternus 30. Lustigmacher 67. Langius, Democritus ridens 311. Vgl. Wossidlo, Aus dem Lande Fritz Reuters 74. Chr. Andreä Hörl v. Wätterstorff, Bacchusia, München 1677, 344. Vgl. J. P. Hebel, Das Mittagessen im Hof.

109. [1]) G. R. v. Sinnersberg, Der lustige Teutsche, Hall 1729, 98. Rottmann 57. Memel 35 Nr. 49. Sommerklee 29. — Vgl. Aurbachers Volks-Büchlein (Reclam) II 162. Hilarius Sempiternus 77. Lustigmacher 138. Hanß-Wurst von Frölichshausen 24. Langius, Democritus ridens 1667, 307.

4. Vom diebischen Schneider.

111. [1]) Gemüths-Ergötzung 1755, 152. [2]) Suter 96. Pegeus, Ars Ap. 573 Nr. 2871. Öl und Wein I 95. [3]) Weber, Demokrit XI 32. [4]) Das Wanderbüchlein des Joh. Butzbach von Miltenberg, hsg. von Becker 1869, 123.

112. [1]) Straßburger Rätselbuch 1505 Nr. 221. Vgl. auch Grimmelshausen, Simplizissimus 426. [2]) Kirchhof, Wendunmuth I 231. [3]) Fünfftzig neuer Historien, durch J. F. von Harten 1603, 101. [4]) Hoffmannswaldau V 79. Weisflog, Phantasiestücke und Historien 1824, IV 20f. Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 17, 1907, 103. Hoffmann v. Fallersleben, Gedichte. 9. Aufl. 319. — Petri Schneiderpatronat scheint übrigens doch zweifelhaft zu sein: Kerler, Patronate der Heiligen weiß nichts davon. [5]) Klenz 133. [6]) Langbein, Sämtl. Schriften 1835, II 48. [7]) Goethe, Jub.-Ausg. II 179. — Vgl. Chr. Reuter, Schelmuffsky, hsg. v. H. W. Fischer 161. [8]) Hosentuchs lustiges Schneiderbüchlein 1846, 35. [9]) Schneiderbüchlein 1853, 112.

113. [1]) C. A. M. v. W. 218. Suter 155. Philander, Kurtzw. Zeit-Verk. 199 Nr. 317. Pegeus, Art. Ap. cont. 438 Nr. 5165. — Buch ohne Nahmen 433 Nr. 925. Lyrissimum 401 Nr. 431. Löffelstihl 134 Nr. 260. Sinnersberg 69. [2]) Lessing-Eschenburg, Zur Geschichte und Litteratur V 1781, 207. Uhl, Priamel 415. [3]) K. J. Weber, Deutschland II 1834, 157. Schneiderbüchlein 1853, 87. [4]) Wunderhorn 572. Schneiderbüchlein 1853, 46. Selbstverständlich kunstmäßigen Ursprungs.

116. [1]) Wander IV 300. Eckart 3002. [2]) Abraham a sancta Clara VIII 465. Eckart 3017. [3]) Wander IV 302. Eckart 3008. [4]) Eckart 2983. [5]) Grimmelshausen, Simplizissimus (in Braunes Neudrucken) 115. [6]) H. Sachs, Fabeln und Schwänke V 121 Nr. 682. [7]) Orlamünder 21. [8]) Fünfftzig neuer Historien, durch J. F. von Harten 1603, 113.

117. [1]) Ebenda S. 33. [2]) Ebenda 101.

118. [1]) Exilium melancholiae 1643, 87. [2]) Kurtzweyliger Reyßgespahn, v. Joh. Talitz v. Liechtensee, Wien 1645, 232. Buch ohne Nahmen 555 Nr. 1074. Der Kurtzweilige Arlequin, Leipzig 1691, 430. [3]) Talitz v. Liechtensee 228. Buch ohne Nahmen 553 Nr. 1073. Arlequin 1691, 428.

119. [1]) C. A. M. v. W. 219. Philander 198 Nr. 316. Scherzhaffte Einfälle und lustige Historien 1753, 215 Nr. 331.

120. [1]) Burkard Waldis, Esopus, hsg. v. Kurz II 108 (Buch IV Nr. 43). Kirchhof, Wendunmuth I 285 Nr. 231. H. Sachs, Fabeln und Schwänke V 352. Scherzhaffte Einfälle 1753, 41 Nr. 70. Pegeus, Art. Ap. cont. 316 Nr. 4534. C. A. M. v. W. 218. Fasciculus 239. Philander 197. Hilarius Sempiternus 1719, 91. Lustigmacher 1762, 143.

121. [1]) Abraham a sancta Clara XIII 111. Vgl. XI 519f. Die Schwänke und Schnurren des Pfarrers Arlotto, hsg. v. Wesselski 1910, I 151 und Anm. S. 221. Philander 200 Nr. 318 und Pegeus, Art. Ap. cont. 581 Nr. 5838 mit ausdrücklichem Hinweis auf Arlotto. H. Sachs, Fabeln und Schwänke II 472 Nr. 334. V 74 Nr. 648. A. L. Stiefel, Hans-Sachs-Forschungen 1894, 80. Wander IV 300. Wossidlo, Aus dem Lande Fr. Reuters 139. Im Schneiderbüchlein 1853, 121 erscheint anstatt des Teufels in sinngemäßer Weiterbildung ein Höllenbock.

122. [1]) Bebel I 12 Nr. 19. Kirchhof, Wendunmuth I 283 Nr. 230. Hans Sachs, Fabeln und Schwänke V 121 Nr. 682; II 474 Nr. 334 ist der Schwank mit dem vom Schneiderpanier vereinigt. Brüder

Grimm, Märchen 180. Langbeins Gedichte IV 1835, 333. Weber, Demokrit II 178. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 17, 1907, 103. Hamann, Die lit. Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen 1906 (Palästra 47) 67.

5. Vom Schneider und von der Geiß.

124. [1]) Kirchhof, Wendunmuth I 295 Nr. 242. [2]) Neanders Sprichwörter, hsg. von Latendorf 1864, 32. Eckart 3024. [3]) s. auch Wunderhorn 589. [4]) Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert 1892 bringt in Fig. 192 vor S. 131 die Abbildung einer Schneiderwerkstätte aus dem Codex picturatus des Balth. Beheim 1505: da tummelt sich ein Ziegenbock unter den Gesellen! [5]) Glock 144. Wander IV 301. Eckart 3010. Vgl. Alemannia IV 244. [6]) Orlamünder 133. Blümml und Krauß 113.

125. [1]) Fischart, Geschichtklitterung 187. [2]) Abraham a sancta Clara XIII 2, 21. [3]) Latendorf, Lauremberg 11. [4]) Busch 25, leider ohne weitere Angabe. [5]) Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste 1862, 370. Auch diesen Beleg habe ich, trotz mündlicher Nachfrage, nicht weiter verfolgen können. [6]) Zimmerische Chronik, hsg. v. Barack, 1. Aufl., II 114. [7]) Herrn v. Hoffmannswaldau und anderer Deutschen Gedichte 1704, IV 288. Öl und Wein II 47.

126. [1]) Fischart, Praktik (Neudruck) 19. [2]) Pröhle, Friedrich der Große und die deutsche Literatur 1872, 211 (Brief Ramlers an Gleim). [3]) Abraham a sancta Clara V 356, aus Zach. Theobald, Huss. Krieg, 1. Teil, 53. Kap. Suter 29. C. A. M. v. W. 215. Rottmann 94 Nr. 68. Jan Tambaur 232. Philander 194 Nr. 312. Lyrissimum 391 Nr. 410. Löffelstihl 129 Nr. 244. Buch ohne Rahmen 425 Nr. 908. Joh. Hosentuch 1846, 19. Verteidigung des Löbl. Schneider-Handwerks 12. Langbein, Sämtl. Schriften 1835, I 157. Die Sage ist überall zu Hause: Karlstein (Hussitenkrieg), dann eine Festung in Calabrien (Hilarius Sempiternus 16 und Lustigmacher 53 Nr. 77), ferner Nürnberg (R. Wagners „Meistersinger"), Glogau (1241 von den Mongolen belagert: Klenz 130b), Ladenburg bei Mannheim (Schaible, Deutsche Stich- und Hieb-Worte 1879, 19), Neubrandenburg (Wossidlo, Aus dem Lande Fritz Reuters 138), Annweiler in der Pfalz (Bronner, Bayerisches Schelmen-Büchlein. Ausg. C, 41) können um die Ehre streiten, durch Schneiderlist einst gerettet worden zu sein. [4]) M. Eyth, Der Schneider von Ulm II 186f. [5]) Fliegendes Blatt, abgebildet bei Mummenhoff, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit, zu S. 100.

127. [1]) K. J. Weber, Deutschland II 1834, 157. Platen, Schneiderburg, Gesammelte Werke I 1848, 66.

128. [1]) H. Sachs, Fabeln und Schwänke I 491 Nr. 173. Die oben S. 19 mitgeteilten Verse schließen den Schwank in der 1. Nürnberger Folio-Ausgabe. [2]) Goedeke-Tittmann, Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert 374. Vgl. Fischart, Flöhhaz 67.

129. [1]) Hanne Nüte Kap. 15. [2]) Wunderhorn 581. Schneiderbüchlein 61. Bachmann-Korbett 33. [3]) Kirchhof, Wendunmuth I 321 Nr. 278.

130. [1]) Abraham a sancta Clara VII 122. [2]) Lundorf, Wiß-

badisch Wisenbrünlein 32 Nr. II. Ähnlich Sinnersberg 291. Über Lundorf s. K. Köhler, Kl. Schriften III 57.

131. [1]) Gepflückte Fincken 177. Fasciculus 1670, 62. Sinnersberg 293. Ruckard, Die lachende Schule 1725, 205. Jungmanns Polter-Hanß 139. Joh. Hosentuchs lustiges Schneiderbüchlein 1846, 41f.

6. Der Schneider im Lied.

133. [1]) Mandat der Schneiderey (s. S. 150). [2]) Gesammelt sind sie bei Oskar Schade, Handwerkslieder 1865 und im dritten Band von Erk-Böhmes Deutschem Liederhort. [3]) Mit Recht als gelehrt-kunstmäßig bezeichnet: Uhl, Winiliod 247.

134. [1]) Lieder. 60 fliegende Blätter aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Blatt 37 Nr. 7. Berliner Königliche Bibliothek Yd 7909. Das Lied ist vermutlich die Grundlage zu Wunderhorn 593. Ähnlich sind die Lieder Schade 255 und Erk-Böhme III 448 Nr. 1634. Vgl. Bode, Bearbeitung 448. Bachmann-Korbett, Schneiderlieder, Frankfurt a. M. 1852, 11.

135. [1]) Schade 259.

136. [1]) Bachmann-Korbett 26.

137. [1]) Bachmann-Korbett 21. Beide Gedichte sind durchaus modern und kunstmäßig.

138. [1]) Schade 263.

139. [1]) Max Eyth, Schneider von Ulm I 376.

140. [1]) Schade 265. Bachmann-Korbett 21. [2]) Schade 247. Erk, Liederhort 397. Erk-Böhme III 446 Nr. 1631.

141. [1]) Schade 248. Erk-Böhme III 447 Nr. 1632.

142. [1]) Schade 253. Erk-Böhme III 450 Nr. 1636. Bachmann-Korbett 20. Wunderhorn 592.

143. [1]) Kinderlied: Schade 252. Uhl, Winiliod 249. Bachmann-Korbett 28. Schneiderbüchlein 1853, 15. Böhme, Kinderlied 253. Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 17, 1907, 277.

144. [1]) C. Weisflog, Phantasiestücke und Historien IV 38.

145. [1]) Berliner Königliche Bibliothek Yd 7909, 35, 5. Ähnlich Wunderhorn 222. Schade 251. Erk-Böhme III 448 Nr. 1633. Bachmann-Korbett 24. Uhl, Winiliod 248. Die Ähnlichkeit mit der Heldentat der sieben Schwaben springt in die Augen.

146. [1]) Schade 270. Erk-Böhme III 451 Nr. 1637. Bachmann-Korbett 16.

147. [1]) Schade 267.

7. Für und wider das arme Schneiderlein.

150. [1]) Eyth, Schneider von Ulm I 348. [2]) Fliegenwadel 21. [3]) In der gewiß bald darauf erschienenen Widerlegung (s. S. 155) wird S. 12 der Bischof Gollonitsch genannt, vor dem sich die türkischen Kinder fürchten müssen: Gollonitsch hat nach der Befreiung Wiens 1683 Tausende von Türkenkindern getauft. Damit ergibt sich als Abfassungszeit für das Mandat ungefähr das Jahr 1685. Der vollständige Titel des bei Mummenhoff S. 100 abgebildeten Buches lautet: „Verbessertes und gantz neu ergangenes Ernstliches Mandat, Befelch

und Lands Ordnung Hermanni Sartorii, ꝛc, deß uhralten löblichen Schneiderey Ordens, erwehlten General zum Großmeistern, ꝛc. zu Hohen Kützingen, Geyßfelden und Minden. Allermänniglichen zum besten eröffnet durch den Elnvesten Bartolmee Stilvester Bocksbeutel, von und zu Geißlingen, Sartorischen Secretarium. Weyland gedruckt zu Diebingen, bei Seubastian Bögeleisen, in Verlegung Sixti Zicken."

157. [1]) Vgl. Gottfried Keller, Kleider machen Leute.

159. [1]) Chamisso, Gedichte 1848, 107. Hosentuch 22. [2]) Klenz 134. Vgl. Mephistos Lied in Auerbachs Keller.

160. [1]) Bachmann-Korbett 30. Hosentuch 43. Schade 180.

161. [1]) Gaudy, Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen 9. — In Holzamers „Peter Nockler" sagt im Auftrag des Gesellen das Schneidersöhnlein der Mutter ein Fasnachtssprüchlein auf: Mäh mäh! ich bin ein Schneider! S. 150. [2]) Aufgetrieben habe ich deren drei: Johann Hosentuchs lustiges Schneiderbüchlein 1846. Schneiderlieder, gesammelt und herausgegeben von J. Bachmann-Korbett. Frankfurt a. M. 1852. Schneiderbüchlein. Stuttgart 1853. [3]) Leitvers des Schneiderbüchleins 1853. [4]) Hosentuch 5. [5]) Bachmann-Korbett 65. Vgl. Rosegger, Waldheimat II 5: „Und was die Hauptsach' ist: Kopf muß einer haben! Was der Schöpfer an einem krummen, buckeligen, einseitigen Menschenkinde verdorben hat, das soll der Schneider wieder gut machen . . ."

Namen- und Sachverzeichnis.

Abdecker 8.
Abraham a sancta Clara 44 ff.
Advokat, betrügt 45. 49 f. Im Himmel kein einziger A. 88 f.
Arbeit, unehrliche 12.
Arbeitsgeräusche 24 ff. 51.
Arbeitsgewohnheiten fordern den Spott heraus 30.
Arnim, A. v. 62.

Bäcker (17). 21. 81.
Bäcker haben die Mühldorfer Schlacht gewonnen und Wien gerettet 56.
unredlich 17. 41 ff. 46 ff. 50. 68. 75. 86.
untreue Bäcker gewippt 48.
unappetitlich 21. 54.
Kiek in 'n Aben 66.
Kneterling 60.
Mehldieb 47.
Mehlhose, Mehlwurm 33 (siehe Semmelarchitekt 69. [Müller).
Streckeweck 47.
Suchsbrot 47.
Teigaffe, Teigbildhauer, Teigschuster 69.
Timpenfreter 54.
Bader.
unehrlich 8 ff.
unfrei 8.
sind Huren und Buben 9.
sollen nicht barschenkelig über die Straße gehen 9.
Bader.
leichtsinnig 9.
trunksüchtig 9.
Arschkrauer 22.
Badekappe 11.
Barbierer (s. auch Frisör).
unehrlich 8 ff. 16.
von Kaiser Wenzel ehrlich gemacht 11. 34.
ehrlich 10. Zunftwappen 34.
unfreie Barbierer 10.
sind Schwätzer und Herumträger 34.
Papagei 34.
Barbierer lügen sehr 29.
Arschkratzer und Arschkrauer 33 (s. Bader).
Barbutz, Barbutsch 33.
Bartputzer 33.
Läusjäger 22. 33.
Maunzenscherer 20. 33.
Putzbüdel 33.
Rüsselfeger, Rüsselputzer 33.
Rutsch üm de Eck 66.
Scher 29.
Schnutenfeger, Schnurreputzer 33
Schrabberling 60.
Schurg 33.
Verschönerungsrat 33.
Berlinertum 69.
Bernauerin, Agnes, Baderstochter 9.
Berthold von Regensburg 42. 44.
Bierbrauer, brauen schlechtes Bier 68. Wasserfärber 21.

Böcke: das Gestell, auf denen Schneiders Arbeitstisch ruht 26.
Böhnhase 16. 152.
Brentano 59ff.
Breslauer Baßgeige 37.
Briefmaler, Gackier 22.
Buchbinder, Kleisterhengst, Pappenheimer 33.
Buchdrucker.
gehören nicht zu den Knoten 40.
trinken gern 35.
protzig 40.
Schwarzkünstler 40.
Burgundisches Gesetz 6.
Bürstenbinder: saufen wie ein B. 39.
Büttel 8. 13.

Charibert, Frankenkönig 6.

Drechsler, betrügen 46.
Holzwurm 22. 33.

Eisenschmied 6.

Fahrende Leute 10. 15.
Freisprechung der Lehrlinge 16.
Frisör (s. auch Barbierer).
Verschönerungskommissar 69.
Herr der Haarscheren 70.

Galgenbau 13f.
Gaunersprache (s. Rotwelsch) 33.
Geiler von Kaisersberg 44.
Gerber.
Simon von Joppe war ein Gerber 55.
haben ein stinkendes Handwerk 13. 157.
sind grob und ungeschliffen 40.
haben rote Nägel 33. 124.
betrügen 43f.
Haar-, Näs- und Uhrenaschnider 13.
Hundsdreck 13. 21.
Goethe ein Nachkomme eines Schneiders 161.
Goldschmied: vornehmes Handwerk 6. 40.
Drecklöter 20. 22. 33.
Gregor von Tours 6.
Grimm, Brüder 59ff. 65.

Hafner, Töpfer.
Gott ist der erste Töpfer 55.
unreinlich 33.
verstehen den Dreck 38.
Dreckpatscher 33.
Leimtreter (Lehmtreter) 21. 33.
Handwerk, freies und unfreies 6f.
unehrliche Handwerke 6ff.
Handwerk in der Stadt 69.
Handwerkszeug gibt Anlaß zu Spott 28f.
Handwerker sind stets durch ihr Handwerkszeug kenntlich 4.
heißen Knoten 14.
sind unredlich 16f.
Ehrbegriff der Handwerker 14.
Handwerksburschen 9. 12. 13. 65.
Handwerkslieder 15. 66.
Henker (s. auch Scharfrichter) 14.
Meister Fix 86.
Herrgottsschuster, s. Krispinus.
Hobeln der Schreinerlehrlinge 16.
Holzdrechsler, s. Drechsler.
Hutmacher, Pfoschenfilz 21.

Juristen mit den Schustern verglichen 32 (s. auch Advokat).

Karl August, Herzog von Weimar 12.
Kirchschaffner 13. 87.
Knoten 14. 94.
Krämer, Kaufmann 12.
betrügt 42.
lügt 113.
Meßkunz 12.
Krispinus, Schutzpatron der Schuster 50. 170.
Küfer, Büttner, Böttcher, Schäffler.
Noah der erste Küfer 56.
sind fröhlich und streitsüchtig 34.
Schäfflertanz in München 34.
Küfer sind teuer 69.
Arbeitsgeräusch 25.
Bind den Kübel, Bind den Reif 34.
Herumtreiber 29.
Kübeleschinder 33.
Pumerleipum 22. 24. 69.
Weißkittel 14.
Ziegenschurz 16.

Kürschner.
Gott der erste Kürschner 55.
betrügen 44.
schmutziges Handwerk 157.
werden mit der Katze geneckt 20. 21. 26f. 124.
Katzianer 14.
Katzenschinder 14. 17. 27.

Lauremberg 53.
Lederer, Hundsdreck 20f.
Lohknollen 21.
Leichen von Hunden usw. 12.
Leinenweber, s. Weber.
hl. Lukas, Schutzpatron der Metzger 56.

Maler, vornehme Handwerker 40.
malen schamlose Bilder 44.
Maurer.
Ehrbarkeit der Maurer 50.
rühmen sich der Arche und des Turms zu Babel 57.
müssen den Galgen bauen 13.
können nicht sparen, trinken viel 40.
sind faul 45. 51f.
bauen schlecht 69.
Maurerlist 51.
Maurerschwamm 51.
Maurerkotelett 40.
Dreckschwalbe, Dreckschwölke 33.
Lehmklicker, Lehmklitsche 33.
Maurerrindvieh 40.
Metzger 12f. 16. 17. 34. 162.
Gott der erste Metzger 55.
Der Evangelist Lukas ihr Patron 56.
haben Kaiser Siegmund gerettet 56.
Schembartlaufen 56.
schwenken in Eger die Zunftfahne 57.
Riesenwürste 57.
Metzger sind roh, gewalttätig 34. 38.
kriegerisch 38. 56.
betrügen 42. 46ff. 50. 68.
hinken und stinken 35.
Hackerling 60.
Jockle Stichzu 12.
Metzger.
Katzoff 33.
Schindergesell und Stänker 13.
Schitenschübder 33.
Toter Stier 12. 22.
Wampenwascher 33.
Müller.
Christus hat Müllers Ritters Pferd geritten 55.
unehrlich 8ff. 23.
verdienen den Galgen 85.
stellen die Galgenleiter 8. 10. 14.
dürfen doch nicht gehängt werden 17.
unfrei 10.
Mühlzwang und Bannmühle 73.
Müller werden ganz besonders verspottet 33. 49. 71ff.
sind habgierig und herzlos 75.
sind Diebe 5. 8. 17. 22. 41. 43f. 48f. 53. 63. 67. 73ff. 113. 116. 155. 172. 173.
St. Stilvester ihr Patron 155.
Sprache des Mühlrads 25. (63). 67.
sind notwendige Diebe 73. 85.
Feindschaft zwischen Müller und Bauer 74f.
Müller hat einen roten Bart 75.
Müller ist ein Trunkenbold 89.
Mörder, Teufelsmüller 90.
Blutsauger 49.
witte Hoet 53.
Galgenvogel 8.
Korndieb 76.
Mahlmehl 63ff.
Mehldieb 63.
Mehlhose, Mehlwurm 33 (siehe Bäcker).
Stegreifritter 76.
Stopp in Sack 66.
Mühlenromantik 89.
Müllers Töchterlein 90.
Müllerin 89f. 174.
Die Müllerin als Katze 90.

Nachrichter 8.
Nadelmacher, betrügen 46.
Notare, betrügen 45.

hl. Paulus, Patron der Seiler 56.
Perückenmacher, Rupferling 60.

hl. Petrus, Schutzpatron der Schlosser 56, der Schneider 112 (125).
Pfaffe, Schleifpfaffe 16.
Philister 29.

Rohstoff bestimmt den Wert des Handwerks 6f.
Romantik 59ff. 64f.
Rot- und Weißgerber 13.
Rotwelsch 15.

Sachs, Hans 19ff.
Sattler, Wagenschuster 69.
Schäfer 8. 12. 19. 124.
Schäfflertanz in München 34. 57.
Scharfrichter (s. auch Henker, Nachrichter) 8. 11. 12.
Schembartlaufen 56.
Schinder 8. 12. 13. 14. 19. 138.
Schlächter, s. Metzger.
Schleifen, Schleifpfaffe 16.
Schlosser 15. 26. 34.
auch Petrus trägt Schlüssel 56.
Hundsgerber 15. 21.
Katzenkopf 15.
Kohlenfresser 33 (s. Schornstein-
Rußwurm 33. [feger).
Schmied 4. 15. 26. 34. 57.
Thubal Kain der erste Schmied 56.
Schmied ist stark und kräftig 34. 39.
gewaltiger Esser und Trinker 39.
schwarz, schmutzig 17. 54. 157.
roh 162.
betrügt 68.
Flammer 15.
Kohlenfresser 20f. 22. 33.
Pinkepank, Pinkersmed 24. 54.
Rußwurm 33.
Schnadahüpfel 66.
Schneider.
Gott der erste Schneider 55. 156. 157.
Gottes Pfuscher 7.
Lob des Schneiderhandwerks 156f.
Schneiderstolz: er darf die höchsten Herren anrühren, die Maidlein betasten 58f. 157f. 162.
Schneiderwappen 103. 150ff.
Schneider.
Schneiderlein, lustige Figur 5. 96. 100ff.
Schneider werden ganz besonders verspottet 23. 29. 49.
Selbstverspottung 65. 161.
Der Schneider in Redensarten 97. 105. 116.
sprichwörtlicher Vertreter des Handwerkerstandes 98. 158f.
Schneiderverachtung 97. 147f.
Schneidertugenden 151.
Schneiderschmähschriften 150ff.
Schneiderortschaften 127. 150.
Schneiderschlößchen 127.
Der Schneider im Märchen 60. 103. 105.
Der Schneider in der modernen Literatur 64f.
Der Schneider im Volkslied 62. 130. 133ff. 153.
Spott über sein Handwerkszeug 5. 30. 98.
Arbeitsgeräusch 25f.
Der Schneider ist kratzig 9. 34. 151. 153. Vgl. 176.
hinkt 34f. 122. 151.
stinkt 35f. 154.
ist aus Menschendreck gemacht 30.
ist krumm und lahm 34f., buckelig 35. 101f.
ein armer Schlucker 105. 153.
unpünktlich und faul 106.
ungehobelt 130.
radikal gesinnt, gottlos, flucht 36. 154. 158.
redet nicht von der Nadel 36.
vorlaut, neugierig und flickt andern am Zeug 37. 122.
pfiffig und hat gefunden Mutterwitz 103.
überlistet selbst den Teufel 103. 146f.
leicht übermütig und hochmütig, königlicher Abstammung 38. 61. 103. 151. 159.
tapfer, klug und flink 59. 99. 103f. 160.
jähzornig 153.
Schneidersprung 99. (154).
verliebt 152.

Schneider.
Schneider und Riese 59.
Schneider und Schnecke 61. 102. 145.
Schneider und Fliege 99.
Schneider und Floh 102.
Schneider und Laus 59. 103. 105. 135. 159.
Schneider und Maus 143.
Schneider und Russe 61.
Schneider und Spatz 102.
Schneider und Krebs 126.
Schneider von einer Katze gefressen 101f.
Sieben auf einen Schlag 60. 103f.
Schwächling, kann kaum die Schere halten 39. 122.
Der Schneider bleibt in der Spinnwebe hangen 34. 103. 151. 153.
Schneidercourage 103. 134. 176.
Schneiderseele, -ader 103.
erschrickt vor einer Maus oder einer Biene 135f. 138. 139.
wird mit seiner Frau nicht fertig 103. 162.
leicht, dünn und mager 26. 34. 97. 100. 136. 153.
mit der langfüßigen Wasserschnake verglichen 102.
Däumling 30. 60ff. 98f. 100ff. 105.
muß sich mit Schere und Bügeleisen beschweren 99.
9 Schneider essen ein Ei 18. 104.
99 Schneider trinken aus einem Fingerhut 30. 134. 136. 137. (141). 154.
9 Schneider machen einen Mann 100. 175.
Schneiderappetit und Schneiderdurst 39. 104. 144. 148. 154.
Schneiderzeche, Schneider sind selten kostfrei 105. 107. 136. 137.
Schneidersuppe, -karpfen, -braten 106.
Die Schneider sind Diebe 9. 17. 41ff. 49. 51. 63. 67. 101ff. 111.
lügen 29. 45.
Schneider.
sie dürfen aber doch nicht gehängt werden 17.
stehlen Tuchreste 111. 113. 121.
werfen nach der Maus 113. 116. 128. 151. 152. 156.
Auge 111f. 119.
Hölle 102. 112. 162.
Ihr Patron St. Tuchmann 112.
St. Stilvester 112. 155.
Petrus, Petersflecken 112. 125.
Schmulappen 112.
Schneiderfahne 121f. 151.
Schneider bestiehlt aus Gewohnheit sich selbst 5. 49. 121.
Schneider kommen nicht in den Himmel 116.
Schneider mit dem Geißbock geneckt (5). 20f. 25ff. 35. 46. 60. (109). 124ff. 134ff. 150ff.
Schneider hat einen Ziegenbart 26. 138.
Der Geißbock des Schneiders Haustier 124. 126f.
Schneider und Ziegenbock sind Feinde 128. 134.
Bocksritt, Schneiderritt 124. 126. 139.
Schneider in der Bockshaut 126. 156. 157.
Streit um die Geiß 128f.
Arschgucker 157.
Bartholme, Bartholme-e-e 45. 157.
Bekleidungskunst-Assessor, Student der Bekleidungskunst 69.
Bock, Böck, Böckel, Meister Bockhardt . . . 45. 113f. 151. 154. 157. 163.
Bocksnase, Bocksbart usw. in Frankfurt verbotene Schimpfwörter 125.
Ritter vom Bügeleisen 157.
Capronymus Edler von der Nadel 121.
Corneli von Bocksberg 44.
Diebsschneider 116.
Diebibuscunque 157.
Ellenritter 102.
Erzfeind der Mäuse 157.
Fadenbeißer 29.

Schneider.
Fadenknecht 154.
Herr zu Fadenhofen und Zwirndorf 121.
Fingerhutriese 157.
Fingerreiber 63.
Fleckelhäuser 157.
Furianer 157.
Geheimrat des Geschmacks 69.
Geißnopper 154.
Herr von Geißbügel 150.
Geißhaar 62.
Grindbatzen 154.
Hoeken 125.
Hosenbletzer, Hosenkoch, Hosenumkehrer, Hosenschmied 97. 157.
Hungerleider 34.
Ingenierer der Wämser 157.
Kleiderarzt 157.
Knotenbeißer 17.
Lappendieb 112.
Leib-Balbierer der kranken Hosen 157.
Lüskenspeter 54. 103.
Meckart 151. Meckerling 60.
Modenautor 157.
Held von der Nadel, Nadelheld, Meister Nadel, Nadler 29. 98.
Nahtbeflissener 69. [113.
Quartiermeister der überbliebenen Flecke 157.
Meister Scher, Scherenhauser 113. 157.
Schiebmiraner 157.
Schmatter (?) 151. 152. 157.
Schneiderkapp 17.
Schnippschnapp 25.
Siebentot auf einen Schlag 60.
Springinsfeld 103.
Stichling 15.
Strumpfschuster 157.
Tischkönig, weil er auf dem Tisch thront 30f. vgl. 26 (101).
Wachsfelder 157.
Windballen 157.
Wippup 66.
Ziegenbock, Ziegenreiter, Ziegenschwanz 54. 61. 157.
Meister Zwirn, Zwirnhopser 29. 157.

Schornsteinfeger. Feuerrüpel, Röhrenkieker 29.
Kiek in t' Rühr 66.
Rußwurm 33 (s. Schlosser).
arbeiten schlecht 68.
Schreiber 15.

Schreiner, Tischler.
vornehmes Handwerk 40.
rühmen sich ihrer Unentbehrlichkeit 57.
ihre Lehrlinge werden gehobelt 16.
nehmen grünes Holz 68.
unzuverlässig 46.
Arbeitsgeräusch 25.
Kuhschwanz 16.
Meister Leim, Leimsieder 33. 98. 163.
Skrubber 54.

Schuhmacher, Schuster.
Krispinus und Krispinian ihre Schutzpatrone (44) 50.
Schuhmacher dürfen der Schönen Schuhe anmessen 57.
werden selbst ledern 161.
sie stehlen das Leder 50.
lügen 29. 45.
betrügen 42ff. 67.
sie zerren das Leder mit den Zähnen 31. 59. 67.
stinken und sind bucklig 35. 54. 157.
Schneiders Hochzeitsgast 138.
sollen beim Leisten bleiben 36.
sind unzuverlässig 45. 50.
fromm, zufrieden, glücklich, philosophisch, konservativ 36.
Arbeitsgeräusch des Schuhmachers 24.
Schusterkarpfen 106.
Schuhmacher streiten mit den Schneidern um die Geiß 128f.
Drahtklemmer 33.
Kneiperling 60.
Knieriem, Knierieminalrat 33. 69. 98.
Meister Krispin 44. 45.
Meister Pfriem 33. 37. 59.
Pechhengst, Pechvogel usw. 33. 37. 161.
Zankenfleck, Zerrnfleck 17. 20f. 31f.

Schwaben 4. 18. 65f. 104f. 125.
Schwankbücher 22.
Seifensieder, spießbürgerlich 38.
Seiler.
gehen rückwärts 30.
Krebs 30.
Galgenposamentier 69.
Paulus ihr Patron 56.
Selbstverspottung im Handwerk 15.
Steinmetz flucht fürchterlich 40.
St. Stilvester Patron der Schneider 112. 155, der Müller und Weber 155.
Störer, Böhnhase 14.
Studenten 14. 27.
Susanne, Bademagd 9. 11.

Tapezier, Kliesterputt 33.
Tischler, s. Schreiner.
Töpfer, s. Hafner.
Tuchmacher, Wollmäuse, Flockendrescher, Fettmacher 13.
Methusalem der erste Tuchmacher 56.

Uhrmacher verliebt 67.
vornehmes Handwerk 40.
Ulmer mit dem Spatz geneckt 124.

Verrufe 8ff.

Waffenschmied 5.
Wagner, Krummholz 33.
Weber.
Weberlob 95, sie haben die Schlacht auf dem Lechfeld entschieden 56.
frei und unfrei, zünftig und nicht zunftfähig 9f.
unehrlich 8. 10. 23.
bauen den Galgen 8.
haben den Galgen stets vor Augen 92.
Weber werden ganz besonders verspottet 23. 49. 91ff.
dürfen nicht gehängt werden 17.
unredlich 17. 42. 49.
Weber.
alle Weber sind Diebe 91ff. 113. 155.
St. Stilvester ihr Patron 155.
hungrig 5. 36. 144.
sie stehlen aus Not 49. 91.
leichte Gesellen 94, bleiben in der Spinnwebe hangen 34.
die Mäuse vertragen ihnen das Garn 21. 94.
sind verlogen 94. 111.
nichtsnutzig 91f.
kratzig 8. 35.
elende, heillose Geschöpfe 91f.
Schneiders Hochzeitsgast 138.
verachtet 90ff.
Weber und Igel 27f. 124.
mit dem Floh verglichen 99.
hochmütig 94.
Die Weber im Lied 94f.
Galgenvogel, Himmelsfechter 29.
Hungerleider 34. 36. 93. 105.
Knirrficker 33.
Wollenkneter 22.
Weberknecht, Spinnentier (Phalangium opilio) 27.
Wenzel, deutscher Kaiser, erklärt die Bader für ehrlich 11. 34.
Wirt kreidet doppelt an 67.
übernimmt seine Gäste 113.
Des Knaben Wunderhorn 62ff.

Zimmermann.
Christus ein Zimmermannssohn 55.
Noah ein Zimmermann 57.
Spruchreden 57.
kann nicht sparen 40.
ist faul 45. 50f.
stiehlt Bauholz 52.
muß den Galgen bauen 13.
Arbeitsgeräusch 25.
Zimmerochse 40.
Zimmermann oder Weberknecht Spinnentier 27.
Zöllner 8. 12.
Zunft 7ff. 15. 17. 36. 54. 165.

Von demselben Verfasser

ist in J. Bielefelds Verlag, Freiburg i. B., erschienen:

Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors.

Von

ALBRECHT KELLER.

388 Seiten. Brosch. 3 M., in künstlerischem Leinwandband 4 M.

Deckelzeichnung von Hellmut Eichrodt.

Aus den Besprechungen:

Geh. Rat Professor Dr. **Kluge** in Freiburg i. B.: Das Thema ist das denkbar glücklichste. Noch gibt es kein ähnliches Buch für einen deutschen Volksstamm. Der Scherz, Humor und die Schalkhaftigkeit, die sich in den vielen Geschichten über die Schwaben äußern, haben ein Anrecht darauf, zusammengefaßt zu werden. Dr. Keller hat ein paar Jahre auf die Sammlung des Stoffes verwandt. Die gesamte deutsche Literatur und Geschichte von ihren Anfängen bis zur Gegenwart hat ihm das Material zu einem ebenso anregenden wie unterhaltenden Buch geliefert.

Dr. **Ludwig Finckh** in Gaienhofen am Bodensee in den Münchener **„Propyläen"**. 1907, Nr. 30 . . . Ich habe Albrecht Kellers Buch groß, gründlich und gerecht genannt. Es ist groß, denn es beruht auf einer Vertiefung der sonst oberflächlich zutage tretenden Schwabeneigentümlichkeiten und einem Zurückgehen auf ihre inneren Gründe und Zusammenhänge. Keller hat sich auf einen Berg gestellt und überblickt und schaut Horizonte, spannt Brücken und verbindet Ebenen durch Flüsse. Er geht so gründlich zu Werk, als nur ein Deutscher kann. Kein Blatt der Geschichte entgeht ihm, alles ist ihm gegenwärtig, er versinkt doch nicht im Einzelnen, sondern hält sich an das Wesentliche. Und wie verschieden der Charakter des Schwaben erscheint im Lauf der Jahrhunderte, in allen Gegensätzen herumgeworfen, stark und feig, treu und wankelmütig, grob und zart, klug und dumm, häßlich und schön — er geht ihm unverrückbar und unbestechlich nach, deckt auf, sagt ein wahres Wort, verknüpft, schalt heraus und versteht. Ich unterschreibe jedes Wort, das er zusammenfassend und geschichtlich abwägend spricht.

Historische Zeitschrift. Bd. 100, Heft 3: Diese sehr fleißige, reichhaltige, mit gesundem Urteil und gutem Humor geschriebene Arbeit bietet mehr, als der Titel sagt. Es ist nicht nur der Volkshumor, sondern auch das Urteil von Philosophen und Kosmographen, von Theologen und Dichtern über den schwäbischen Volksstamm, das hier durch die Geschichte verfolgt wird . . . Schön zeichnet Keller das Steigen der Achtung der Schwaben seit Schiller, Schelling, Hegel.

Alemannia. III. Folge, Bd. I, Heft I: Wer ein Buch, das voll ist der köstlichsten Laune, lesen und neben der Unterhaltung auch lernen will, wie ein Kenner des Volks in ein volkskundlich hochwichtiges Gebiet mit vorbildlicher Gründlichkeit und bewundernswerter Belesenheit sich vertieft, der nehme das von Keller in die Hand . . .

Literar. Zentralblatt. 1907, Nr. 19: Es ist eine gute Empfehlung für ein Buch über Volkshumor, wenn sein Verfasser selbst die Gabe des Humors besitzt, wie es uns hier schon in der Einleitung begegnet. Die Art, wie Keller dem Leser in vier Kapiteln den Umschlag des Rufes schwäbischer Tapferkeit und ihrer „Schwabenstreiche" in die Neckereien und Sticheleien des 16. bis 18. Jahrhunderts vorführt, kein ehrlicher Schwab wirds übelnehmen, sondern herzlich darüber lachen.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1907, Nr. 133: Kellers köstliches Buch erscheint geradezu als eine Ehrenrettung des schwäbischen Intellekts. . . . Sein liebenswürdiges Buch ist ein kenntnisreicher, gedankenvoller, wohlgelaunter Führer, glücklich im Thema, wohlüberlegt in der Durchführung, unerschöpflich im Detail, Schwaben und Nichtschwaben aufs beste zu empfehlen.

Türmer. Oktoberheft 1907: Kellers Werk ist eine Stammespsychologie, wie sie uns bislang nicht beschert wurde. Die Tausende von Neckworten, die durch die Jahrhunderte schwirren, sind mit unendlichem Fleiße zusammengetragen, mit feinem Sinn verarbeitet. Viel fröhliche Leser wird Keller finden.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

428

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

GR
950
L25

Keller, Albrecht
Die Handwerker im Volkshumor

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 10 24 13 014 6